Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk.

Frankfurt am Mayn,
bey J. L. Eichenbergs ſeel. Erben,
1 7 7 1.

Biſt du weiſe, ſo biſt du dir weiſe.

Sprüchw. Salom. Kap. IX, 12.

Vorrede.

Den moraliſchen Katechismus, welchen ich hiermit dem Publikum vorlege, habe ich aus einer ſo reinen Abſicht geſchrieben, daß ich die Bekanntmachung deſſelben weder einem Freunde, der mir ihn entwendet, noch einem Gönner, der mir ihn abgefordert hätte, zur Laſt zu legen brauche. Ich geſtehe vielmehr offenherzig, daß ich ihn freywillig und ganz aus eigenem Antrieb, dem Druck übergebe. Der Endzweck der meiſten Vorreden fällt alſo hier weg.

Ich ſchreibe auch blos eine, um mir von meinen Leſern zwo Gefälligkeiten auszubitten. Die eine iſt, daß ſie dieſes Buch vergeſſen, wenn

es

es ihnen nicht gefällt. Doch diese werden sie mir von selbst gewähren. Die andere ist, daß sie mir, wenn ihnen meine Arbeit nützlich scheint, mit ihren tiefern Einsichten zu Hülfe kommen. Wenn sie sich Pflichten denken, die ich zu berühren vergessen habe; wenn sie deutlichere und faßlichere Gründe wissen, als diejenige sind, auf welche mein alter Freund seine Lehren baute; wenn sie mir bestimmtere und bessere Ausdrücke, interessantere Vorstellungen, angenehmere und leichtere Verbindungen angeben können; kurz, wenn sie etwas beytragen können, diesen Katechismus nützlicher und vollkommener zu machen: so bitte, und beschwöre ich sie, bey der Menschenliebe und Tugend, welchen diese Arbeit gewidmet ist, daß sie mir ihre Hülfe und ihren Rath nicht versagen.

Einleitung.

Ich hielt mich vor einigen Jahren auf dem Landgut eines meiner Freunde auf, und noch nie habe ich ein ſo vollkommnes und ſo reines Vergnügen empfunden, als damal. Die Ruhe, die ich genoß, die reine Luft, die ich athmete, die Verſchiedenheit der ländlichen Scenen, die ich immer vor Augen hatte, alles dieſes verbreitete über meine Seele eine Heiterkeit, und erfüllte mich mit einem Gefühl der Freude, welches dem ganz gleich kam, das unſere liebenswürdigſte Dichter, in ihren ſchwärmeriſchen Beſchreibungen des Landlebens, verſprechen. Was mich aber am meiſten rührte, und dabey nicht wenig befremdete, war, daß ich unter den Menſchen, welche ich dort antraſe, zugleich auch eben die Einfalt der Sitten, eben die Unſchuld und Rechtſchaffenheit fande, die man ſonſt blos für die Vorrechte des goldenen Zeitalters hält, und zu welchen man in unſeren Tagen der menſchlichen Natur kaum noch eine Fähigkeit zutraut.

Friede, Arbeitsamkeit, Treue, Geselligkeit, Dienstfertigkeit, selbst Freundschaft herrschte überall, und alle diese Tugenden erhielten, durch eine gewisse Rauigkeit der Sprache und der Lebensart, für mich einen desto grössern Reitz, je mehr ich dadurch überzeugt wurde, daß sie aus dem Herzen flossen, und ein edles Gefühl, nicht blos die Begierde zu gefallen, oder den verborgenen Stolz zum Grund hatten, welcher in der feinern Welt, uns noch allein, den geringen Schein von Tugend erhält, welchen wir übrig haben.

Ein solcher Anblick war mir indessen zu neu, und zu unerwartet, als daß ich nicht auf die Hand hätte aufmerksam seyn sollen, welche hier die menschliche Natur so verschönerte, und in dem niedrigsten Stande so vorzüglich adelte. Ich war nicht so ungerecht gegen die menschliche Natur, wie einige unserer neuen schönen Geister in ihren Schriften zu seyn pflegen, und hielte es eben nicht für ein Wunderwerk, Menschen zu sehen, welche die Tugend lieben, zu welcher sie doch geschaffen sind, und die sie allein glücklich machen kann. Aber so schwärmerisch war ich auch nicht, mich zu überreden, daß die Natur, die ohne Kunst und Fleiß weder Hayne noch Felder schmücket, hier die menschlichen Herzen, die noch weit leichter als Felder und Hayne auch zuarten pflegen, ohne allen Beystand der Kunst, zu einem solchen Grad der Vollkommenheit und Schönheit erheben sollte. Ein Zufall entdeckte

mir

mir bald die Hand, welche hier, zur Ehre der Menſchheit, ſo geſchäftig geweſen war.

Mein Freund hatte auf ſeinem Gut einen alten Verwalter, in deſſen Umgang ich bald ſpürte, daß er zu dem Stande nicht gebohren war, in welchem er ſich befand. Ein gewiſſes edles und feines Betragen, die Reinlichkeit und Nettigkeit ſeines Ausdrucks, eine geläuterte und von Vorurtheilen freyere Denkungsart, Kenntniſſe in der Weltweisheit, den ſchönen Wiſſenſchaften, und einigen alten und neuen Sprachen, und kurz, ſein ganzes Weſen verrieth eine feinere Erziehung, und eine Jugend, die nicht unter dem Schweis der ländlichen Arbeit zugebracht worden war; ſein Umgang erſetzte mir die Vergnügen, welche wir Stadtleute meiſt auf dem Land, unter lauter ungebildeten, wenigſtens nicht zu der uns gewöhnlichen Lebensart gebildeten Menſchen, entbehren müſſen, und meine Ehrfurcht und meine Liebe gegen dieſen rechtſchaffenen und verſtändigen Alten, machten uns bald zu Freunden.

Ich hatte ihm oft in unſern Unterredungen, meine Verwunderung über die Sitten, und das ganze Betragen der Einwohner dieſes Landguts und des daran ſtoſenden Dorfs, zu erkennen gegeben. Er lenkte aber immer die Unterredung auf etwas anders. Einſt, da ich, nach unſerer Vertraulichkeit, unvermuthet in ſein Zimmer trat, fande ich ihn mitten unter einer Geſellſchaft von Kindern, welche um ihn herum ſaſſen, und auf

etwas aufzumerken schienen, das er ihnen erzählte. Ich wollte mich wieder weg begeben, allein er rief mich mit seinem freundschaftlichen Lächlen zurück. Verachten sie unsere kleine Schule nicht, sagte er, und bleiben sie, weil sie mich doch einmal erschlichen haben.

Nie habe ich in meinem Leben einen ehrwürdigern Anblick gesehen, als damal. Mein grauer Freund saß unter seinen jungen Zuhörern, wie etwa Socrates unter seinen Schülern in den Werkstätten und Buden zu Athen gesessen haben mag. Freundlichkeit, und ein gewisser majestätischer Ernst stund in allen seinen Zügen. Man hätte glauben sollen, er wäre der Vater dieser zahlreichen Familie, so liebreich blickte er auf sie herab. Die Kinder, alle zu den so verachteten, so niedern Scenen des Lebens bestimmt, saßen in ihren schlechten Kleidern um ihn her. Es herrschte unter ihnen eine solche aufmerksame Stille, daß sie mich ehe nicht gewahr wurden, bis mein Freund sich unterbrach und mir zurief, näher zu treten. Die kleinen Zuhörer meines Freundes schienen mißvergnügt, daß ich sie gestört hatte, und kaum hatte ich mich bey einigen erwachsenen Männern, die ich da gewahr wurde, niedergesetzt, so wendeten die Kinder wieder alle ihre Augen auf ihren grauen Lehrer, eben als ob sie mit ihren Blicken die Fortsetzung seines Gespräches erbitten wollten. Ich durchlief mit einem Blick diese kleine Gesellschaft, und erstaunte

über

über die Gefühlvolle Ehrfurcht, die ſich auf ihren Geſichtern ausdrückte, und über die Reinlichkeit ihres Anzugs, die ich ſonſt immer in den Schulen auf dem Lande ſo ungern vermißte, und die mir hier deutlich genug bewies, wie ſorgfältig die Eltern dieſer Kinder ſeyn müßten, alles zu vermeiden, was meinem Freund ſeinen Unterricht unangenehm oder beſchwerlich machen könnte. Die Männer, bey welchen ich ſaß, hatten mir mit einer gewiſſen gefälligen Dienſtfertigkeit Platz gemacht, die das Anſehen hatte, als ob ſie es mir zu keinem geringen Vortheil anrechneten, daß ich dieſer Geſellſchaft beywohnen durfte, und der eine ſagte mir, da wir uns niederſetzten, halb laut: da, ſetz er ſich her! ſitz er aber auch hübſch ſtille, daß wir zuhören können. Auch ohne dieſe treuherzige Erinnerung würde ich gewiß ſtille geſeſſen haben; denn alles was ich ſahe, war mir ſo neu und ſo wunderbar, daß alle meine Aufmerkſamkeit rege wurde.

Da wir ſaſſen, ſetzte mein Freund ſeinen Unterricht fort. Er ſprach eben damal mit ſeinen Zuhörern von dem Urſprung der Geſetze. Ich merkte bald, daß mein Freund bey ſeinen Schülern diejenige Lehrart anwendete, wodurch die Tugend den Menſchen intereſſant und liebenswürdig gemacht wird, und wodurch ſie unauslöſchlich in ihre Herzen eingeſchrieben werden kann. Alle ſeine Lehren und ſeine Ermahnungen giengen blos dahin, zu zeigen, wie unzertrennlich der Vortheil eines jeden

mit der Ausübung der Pflichten verbunden iſt, die wir auf uns haben. Sein Vortrag war dabey ſo einfach, ſein Ausdruck ſo ungekünſtelt, ſeine Begriffe ſo leicht, ſeine Beweiſe ſo ſinnlich, daß ihn ſeine Zuhörer ohne Mühe verſtehen konnten. Er wußte ihre Herzen ſo einzunehmen, und ihre Neugierde ſo künſtlich, durch kleine Erzählungen und Beyſpiele, die ſich unter den Augen der Kinder zugetragen hatten, oder die ſie ſonſt leicht einſehen konnten, zu reitzen, daß er in den Kindern die Achtſamkeit und Begierde nach ſeinem Unterricht immer erhielte, und daß ſie immer unzufrieden waren, wenn er ſchloß.

Es gieng mir wie den Schülern meines Freundes. Die Sittenlehre war immer der Hauptgegenſtand meiner Betrachtungen. Ich hatte die meiſten alten und neuen Weltweiſen über dieſe Wiſſenſchaft geleſen, ich hatte mir ſelbſt eine Art von einem Lehrgebäude gemacht, und alles, was mein Freund vortrug, war mir längſt bekannt; allein, ich weiß nicht wie es kam, hier ſchiene mir alles neu. Die Wahrheit, die ſich hier, entkleidet von dem Zwang der Demonſtration und dem Schmuck der Redekunſt, vor meinen Augen zeigte, drang tiefer in mein Herz; ſie überzeugte mich mehr, in ihrer natürlichen Einfalt, und gefiel mir in ihrer kunſtloſen Sprache beſſer, als jemal. Ich weiß nicht, ob der Vortrag meines Freundes ihr dieſe Reitze gab, oder ob ſie dadurch gewann, weil ſie hier nicht im Allgemeinen ſtehen blieb, und weil hier Gründe und Folgen enge beyſammen

men lagen, und nicht, wie in unſern künſtlichen Beweiſen, durch ſo viele Zwiſchenſätze von einander entfernt waren.

Es ſey aber wie ihm wolle, ich wurde gerührt, und war unzufrieden, daß mein Freund ſeinen Unterricht ſo bald endigte. Da die Kinder und die Männer, die in der Schule ſaßen, Abſchied genommen hatten, nahte ich mich meinem Freund, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn mit den Thränen der Rührung zu umarmen, die mir der Gedanke, von den vortreflichen Wirkungen dieſer kleinen Verſammlung, auspreßte.

O beſter Mann, ſagte ich in einer kleinen Entzückung, wie viel gutes ſtiften ſie nicht hier! Warum haben ſie mir dieſes Vergnügen ſo lange mißgönnt, und warum muß ich es einem bloſen Zufall ſchuldig ſeyn? Mein Freund entſchuldigte ſich. Er hätte, ſagte er, nicht geglaubt, daß ich, bey meiner Neigung zu der Weltweisheit, an ſolchen Kleinigkeiten, ein Vergnügen finden könnte. Ich hatte nicht Verleugnung genug meinen Freund merken zu laſſen, wie ſehr mich dieſe ſeine Sittſamkeit demüthigte. Ich antwortete, daß ich doch aus dieſen Kleinigkeiten, wie er ſie nennte, begreifen könnte, woher die Unſchuld und die Reinlichkeit der Sitten entſtünde, die ich ſo oft an den Leuten, unter welchen er wohnte, beobachtet hätte. Ich ſehe ſie, ſetzte ich hinzu, ohne alle Uebertreibung, für den Nachahmer des Apolls an, der von dem Himmel geſtoſen, die rauhe Ge-

ſellſchaft, zu welcher er verwieſen war, menſchlich und ſanft und liebenswürdig gemacht hat. — Ich danke ihnen, ſagte mein Freund, daß ſie mich nicht für den Apoll ſelbſt halten. Aber, laſſen ſie uns alle dieſe Hyperbeln auf die Seite ſetzen, und ſehen ſie in mir weiter nichts, als einen Menſchen, der ſeine Nebenmenſchen liebt, und der es für ſein gröſtes Glück hält, die Tugend unter derjenigen Geſellſchaft auszubreiten, unter welcher er leben ſoll; meinen Bauern aber thun ſie die Ehre an, ſie nur für Menſchen zu halten, und wenn ſie alsdann hier feinere und beſſere Sitten finden, als ſie ſonſt auf dem Land und in den Städten zu ſehen gewohnt waren, ſo werden ſie ſich nun dieſes Rätzel leicht auflöſen können.

Ich war mit dieſer Antwort, die mein Freund mir gegeben hatte, um der Unterredung über dieſen Punkt auszuweichen, nicht zufrieden, und drang endlich durch meine Zweifel: **ob es möglich wäre, die Menſchen rechtſchaffen zu machen, und ob es wirklich ein Glück wäre, wenn alle Menſchen tugendhaft lebten?** ſo in ihn ein, daß er gezwungen wurde, mir ſeine Gedenkungsart über dieſe Materie, und die ganze Geſchichte der Sittenverbeſſerung zu entdecken, die er an dieſem Ort ſo glücklich eingeführt hatte.

Meine Leſer, darf ich mir anders Leſer verſprechen, werden mir, wie ich hoffe, verzeihen, wenn ich ihnen das, was mein Freund über dieſen

Gegen-

Gegenſtand ſagte, ſo viel ich mich es noch erinnern kann, mit ſeinen eigenen Worten wiederhole.

„Es iſt ein wunderlicher Irrthum, ſagte er, wenn einige Weiſen behaupten wollen, daß man am beſten thäte, wenn man die Welt gehen ließe, wie ſie geht, ohne ſich um die Verbeſſerung der Menſchen viel zu bekümmern, oder daß man gar die Laſter mehr als die Tugend unterſtützen ſollte. Wenn dieſes ein Mandewille behauptet, ſo kann man dieſe Schwachheit ſeiner Begierde zu glänzen noch allenfals verzeihen, zumal da er ſeine Sätze auf ſo grobe Unwahrheiten und Fehlſchlüſſe baut, daß er ſchwerlich einen vernünftigen Menſchen verführen wird. Aber es iſt mir höchſt empfindlich, wenn ich Leute, die ſonſt verſtändig und tugendhaft ſind, oder gar ſolche, die ſich mit der Geſetzgebung beſchäftigen, ſagen höre, daß moraliſche Laſter nicht immer politiſche Laſter wären, und daß man alſo jene nicht immer zu vertilgen ſuchen, ſondern ſich auch in dieſem Falle nach den Umſtänden und der Denkungsart eines jeden Volkes richten müſſe.“

„Unſtreitig giebt es gewiſſe Localtugenden, wenn ich ſo ſagen darf, Tugenden, die oft blos für ein Land, für eine Nation, ja nur für ein Haus und einen Menſchen ſind. Will man dieſe verſtehen, ſo hat man recht; allein dann ſpreche man nicht von der Tugend überhaupt, ſondern nur von gewiſſen Handlungen, die hier Tugend ſind, und an einem andern Ort, unter andern Menſchen, Tugend

gend zu ſeyn aufhören. Die Politick darf nie der Tugend überhaupt, dieſer Fertigkeit ſein wahres Glück zu befördern, entgegen ſeyn. Nie darf ſie dem Menſchen ein anders Glück nöthig machen, als das, welches die Natur ihm vorſchreibt. Der Staat, der durch Handel blühen ſoll, darf nie Geitz, Betrug, Falſchheit unterſtützen; der kriegriſche Staat, darf nie die Menſchenliebe in den Herzen der Unterthanen verlöſchen; der Geſetzgeber, der die Anzahl der Bürger vermehren will, darf nie die Ausſchweifungen einer laſterhaften Liebe begünſtigen. Aber die müſige ſpeculative Lebensart, die einige für Tugend halten wollen; die Freygebigkeit, die den Reichthum der Nation, den ſie aus dem Zirkel nimmt, dem Staat unnütz macht, und womit man bisweilen den Himmel verdienen wollte; die eigenſinnige Enthaltſamkeit, die man für Heiligkeit ausſchreit, die kann mit Recht ein jeder Geſetzgeber aus ſeinen Staaten verbannen, ob gleich alle dieſe Dinge, unter allerley Umſtänden, bey einzeln Menſchen wirkliche Tugenden ſeyn können. Auch Tugenden in einer Nation ſind oft bey andern gefährlich, ſchädlich und wirkliche Laſter, wie z. B. republikaniſche Grundſätze von Freyheit, in monarchiſchen Staaten; Popularität, in der Ariſtocratie; zu groſe Gaſtfreyheit, in der Republick; ein kriegeriſcher Geiſt, in dem Handelſtaat; der Geiſt der Künſte und Wiſſenſchaften, in Staaten, die den Ackerbau zu ihrem Hauptgegenſtand gemacht haben. Aber die allgemeine Tugend, die Tugend des Menſchen iſt von einer ganz verſchiedenen Art.“

Die

„Die Tugend iſt, nach meiner Meinung, nichts als die Fertigkeit, ſich unter allen Umſtänden ſo glücklich zu machen, als möglich iſt. Soll dieſer Begriff in ſeiner Allgemeinheit bleiben, ſo muß ich den Menſchen blos als Menſch, und zwar als ein Geſchöpf des beſten, weiſeſten Weſens, und als ein geſelliges Geſchöpf betrachten. In dieſem Verhältniß bleibt er in allen Staaten, unter allen Himmelsſtrichen, in allen Regierungsformen; und alles, was ihn in dieſen Verhältniſſen unglücklich macht, iſt, im allgemeinen Verſtande, Laſter, und darf nie von einer wahren Politick unterſtützet werden.“

„Nie darf die geſetzgebende Gewalt Ueppigkeit, Betrug, Gewaltthätigkeit, Treuloſigkeit, Unkeuſchheit, Gleichgültigkeit in der Religion befördern. Die ſchädlichen Folgen, die dieſe Laſter auf denjenigen haben, der ſich ihnen zum Sklaven gemacht hat, fließen immer auf den Staat wieder zurück. Und thäten ſie es auch nicht, ſo würden ſie doch die einzlen Mitglieder, welche durch dieſe Laſter angeſteckt ſind, gewiß unglücklich machen. Und was iſt das Glück des Staats, ohne das Glück des Bürgers? Was iſt das Glück des Bürgers, ohne die Tugend, die ihm ſeine Natur zu einer Nothwendigkeit macht? Nein, beyde gehen wahrhaftig immer miteinander! —

Man laſſe ſich ja nicht durch einen falſchen Anſchein betrügen. Macht Ueppigkeit den Handel blühen; ſo entnervt ſie die Vertheidiger der gemeinen

meinen Ruhe, und macht den Regenten und den Rathgeber unweis und unfähig den blühenden Handel zu nutzen und zu erhalten. Hat, wie man uns glauben machen will, der Betrug, den Chinesern (ein Volk, von dem man uns überall so widersprechende Begriffe beybringet) den Handel der Japoneser erhalten; so hat er ein Wunder gestiftet, das man mit Vernunft nie wieder erwarten darf. Betrug verscheucht sonst den Handel, er erniedrigt unter die Menschheit, und der Staat, der aus seiner Treulosigkeit einen Vortheil ziehen will, wird, für einen anscheinenden Gewinn, tausend wirkliche Vortheile verlieren. Alle seine Nachbarn, alle seine Bundsgenossen werden ihn fürchten, seine Feinde werden sich gegen ihn alles erlauben, und seine Freunde werden ihm, nach seinem eigenen Beyspiel, immer nur eine zweydeutige Treue, einen mistrauischen Beystand leisten, die am Ende weder Treu noch Beystand sind. Der kriegerische Staat, der durch Gewaltthätigkeit den Eroberungsgeist beleben will, wird bald ein Theater von lauter Bürgerkriegen seyn, und, wie ein unbändiges Thier, die Waffen aller seiner Nachbarn auf sich ziehen. Die Unkeuschheit wird die Ruhe der Familien, diese sanften häuslichen Glückseeligkeiten, auf ewig verbannen; sie wird die Körper der Bürger aussaugen; die Erziehung, die sich blos auf die elterliche Liebe gründet, verderben; der Liebe alle Reitze der Sittsamkeit und Unschuld nehmen, und nach einer Generation von Bastarten, eine Generation von Räubern geben, die bald den blühendesten Staat

mit

mit allen Laſtern verunſtalten; alle Geſetze zertreten, und ſo viele Mördergruben bauen werden, als Städte und Häuſer ſind. Die Gleichgültigkeit gegen Gott und die Religion wird alle Hofnung eines beſſern Lebens rauben, wenigſtens ſo unſicher machen, daß der mindeſte Anſchein eines Glücks, dieſſeits des Grabs, das Uebergewicht erhalten wird. Sie wird die Tapferkeit zur Wuth, den Patriotismus zu einem Handel machen; ſie wird den Antrieb zu edlen Thaten, denen nicht gleich die Belohnung auf dem Fuße folgen, erſticken, ſie wird die Kraft der Geſetze ſchwächen; ſie wird im Unglück muthlos, im Glück die Herzen hart, zu erhabenen Ausſichten unfähig, allezeit, wenigſtens in den Augenblicken der Einſamkeit, wo ohne Gott und Himmel das Herz ganz leer iſt, unglücklich machen. Sie wird noch mehr thun! Unbekannt mit einem Gott, der die Seele erweitert, und über ihre Sphäre erhebt; dabey aber ſeiner ganzen Schwäche und ſeines hülfloſen Zuſtandes bewuſt, wird eben der Menſch, der nun für den wahren Gott nichts fühlet, der nun gegen den vernünftigen Gottesdienſt gleichgültig iſt, durch einen unbegreiflichen Widerſpruch, den aber die Erfahrung ſo offenbar beſtärkt, ſich überall einen Gott, wenigſtens ein Weſen ſuchen, das ihm helfen könne, wenn er keine Hülfe mehr ſieht. Am Himmel, in allen Elementen, unter allen Thieren wird er es ſuchen, und der abſcheulichſte Aberglauben wird die gewiſſe Folge der überhandnehmenden Gleichgültigkeit in der Religion ſeyn. Was wird alſo

die Politick durch dieſe Laſter gewinnen? Ueber den Staat wird ſie ein ſchleichendes Gift ausgießen, das ihn verzehren wird, und die Bürger des Staats werden mit den beſten Herzen, mitten in dem Genuß des dahingehenden Reichthums, und dem Glanz einer falſchen Ehre äuſerſt unglücklich ſeyn. Denn wie kann der glücklich ſeyn, der ſelbſt keine Tugend fühlet, oder wenigſtens unter laſterhaften, unter lauter kleinen, gefühlloſen Seelen ſein Leben zubringen muß? Nur in der Geſellſchaft der Rechtſchaffenen iſt das Leben der Erhaltung werth.“

„Ich habe mir oft, fuhr mein Freund fort, ein Volk von lauter Rechtſchaffnen erträumt, und ich fande in dieſen Schwärmereyen, in dieſem moraliſchen Feenreich immer eine unausſprechliche Wolluſt. Wie ſanft muß das Leben ſeyn, wo das gefühlvolle Herz ſich allen ſeinen Empfindungen gegen ſeine Nebenmenſchen überlaſſen kann; wo wir die Schlöſſer und Riegel von unſern Thoren wegſchlagen, und unſere gaſtfreye Hütte einem jeden ſicher öffnen können; wo kein Argwohn uns eine beſchwerliche Vorſicht und Klugheit aufbürdet, die ſo leicht in Kaltſinn und Haß gegen das ganze Geſchlecht unſrer Brüder ausartet; wo wir nicht bey den beſten Handlungen, den liebloſen Urtheilen des Leichtſinns blosgeſtellt ſind; wo uns nicht mehr die Tugend in den Augen unſerer Nebenmenſchen lächerlich und verächtlich macht; wo wir nicht unter der Verachtung des Stolzen ſeufzen, und unter der Gewalt des

Mächt-

Mächtigen weinen müſſen; wo wir nicht mehr ſo viele Thränen der Elenden ſehen, die der hartherzige Reiche unerweichet fließen läßt; wo wir die geſellſchaftliche Vergnügen genießen können, ohne Furcht durch das giftige Laſter angeſteckt zu werden; wo wir auf einer jeden Stirne ſanfte Gefälligkeit, Dienſtfertigkeit und Freundlichkeit leſen; wo wir täglich die erhabenſten Beyſpiele ſchöner und edler Thaten vor Augen ſehen; wo jeder Regent ſein Volk liebt, jeder Burger ein Patriot iſt; wo die Geſetze ohne Murren erfüllt, und die Rechte der Wittwen und Wayſen ungekränkt gelaſſen werden; wo wir in unſerm Leben überall Freunde, Tröſter, Rathgeber finden, und im Tode den Troſt mitnehmen, daß unſere Weiber überall Beſchützer, und unſere Kinder überall Pfleger und Väter finden werden; wo — o Freund, unſer itziges Leben iſt ein beſchwerlicher Traum. Die Wohnung der Seeligen iſt eine Stadt, ein Land, eine Welt voll Tugendhaften!“

„Es hat Leute, auch rechtſchafene Leute gegeben, welche glaubten, ein Leben unter lauter Tugendhaften wäre ein müſiges, trauriges, einfaches Leben, wo die Tugend ſelbſt einen großen Theil ihres Lohnes eben dadurch verlöhre, weil ſie zu gemein wäre. Wie? würde die gefühlvolle Seele weniger Vergnügen an dem Anblick der Sonne, des blühenden Feldes, des heitern Himmels haben, wenn alle Seelen gleich fühlbar gegen dieſen Anblick wären? Iſt das Gefühl der

Liebe weniger ſchmackhaft, weil es allen Menſchen gemein iſt? Wie ungerecht iſt dieſer Einwurf gegen die Tugend. Die Tugend fordert kein müſſiges Leben, und Wehe uns! wenn wir ſie itzo nur durch ihren Kampf mit dem Laſter anderer Menſchen ausüben könnten; oder, wenn uns itzo nichts dafür belohnet, als die anſtaunende Bewunderung des laſterhaften oder des kleinen Pöbels! Auch unter einem Volk von lauter Tugendhaften würden die Charactere und die Denkungsarten verſchieden, und alſo das Leben gewiß nicht einförmig ſeyn. (*) Es würden nicht weniger Geſchäfte vorfallen, als itzt; man würde Könige und Regenten nöthig haben; es würden Räthe

(*) Der Verfaſſer des vortreflichen Buches, *Sur les Mœurs*, führt dieſen Gedanken weiter aus, und zeigt, wie dieſe Verſchiedenheit mit der Tugend wohl beſtehen könne: Quand tous les hommes, ſagt er, ſeroient egalement attachés à la vertu, ils ne laiſſeroient pas de differer en bien des points. Le fond des principes de morale & des ſentimens ſeroit toujours le même dans tous, mais ils ne ſe copieroient pas pour cela, dans des choſes indifferentes aux bonnes mœurs, & rien en effet ne les y oblige. Dieu nous a donné ſa loi pour regle de conduite, & non pas nos ſemblables pour modèle. On peut fort bien être auſſi vertueux qu'un autre, ſans lui reſſembler de caractére. Suppoſons donc une ſociete toute compoſée de gens de bien, on y rencontrera encore de quoi exercer ſa patience. L'eſprit fin ne ſupportera qu'avec peine des gens lourds & péſans; un plaiſant, un facétieux ne ſympathiſera pas avec un melancholique &c. *Les Mœurs, P. II. ch. 2. Art. I. §. 4.*

Räthe und Richter ſeyn müſſen; das Feld würde wie itzo bebaut, der Mangel der Natur würde durch die Handelſchaft, wie itzo, erſetzt; das Land würde, wie itzo, mit Tapferkeit beſchützt werden müſſen. Die Unmündigen würden Pfleger, die Kinder würden Lehrer, die Hausväter würden Diener, die Kranken würden Aerzte, die Bequemlichkeit des Lebens würde Künſte und Erfinder brauchen; Die Wiſſenſchaften würden weder ihren Reitz noch ihre Belohnung verlieren; ſie würden nun ungleich erhabnere gewinnen. Arbeiten genug uns zu beſchäftigen, und was uns alsdann an Arbeiten abgienge, würde unſerm Vergnügen, einem edlen, reinen Vergnügen zuwachſen, das wir itzo, ſo ſelten, ſo ſchwach genieſen! Wie froh würden ſich dann die weiſen Freunde unterreden, wenn keine Thoren ſie ſtörten, kein Verdacht einer verborgenen Falſchheit ihre Herzen verſchlöſſe! Wie zufrieden würde der Hausvater am Abend in dem Schoos ſeiner Familie ſitzen, und ihr die Geſchichte ſeiner Jugend, die guten Thaten ſeiner Freunde, oder die Wunder und Wege der Vorſicht und der Natur erzählen! Wie ſanft würden die Freuden der Liebe ſeyn, in welcher ſich nun erſt Seelen mit Seelen für eine ganze Lebenszeit miſchten! Wie vergnügt würden am Feſt die Jünglinge und Mädgen ſich verſammlen, und ohne Furcht vor dem Verführer, dem Gott, dem Schöpfer der Freuden zu Ehren, ſich ganz dem zärtlichen Hang ihrer Herzen überlaſſen, und ſich ihrer Jugend und ihrer Unſchuld erfreuen? Iſt nicht die Welt voll von Freuden; und iſt nicht

blos das Herz der Freude fähig, welches rein und unschuldig und seines innern Friedens sich bewust ist?"

Diese lange Rede, die mein Freund mit einer Art von Begeisterung hielte, hatte ihn einigermaßen erschöpft. Er schwieg stille und fiel in ein tiefes Nachdenken, in welchem seine Seele alle die Seeligkeiten zu fühlen schiene, die seine erhitzte Einbildungskraft ihm vorgemahlt hatte. Ich unterbrach endlich dieses empfindungsvolle Stillschweigen. — „Sie haben mir, sagte ich, unvermerkt manche Zweifel benommen, die mich selbst, es sey Irrthum oder Vorurtheil, in meinem brennenden Wunsch einer allgemeinen Ausbreitung der Tugend, irre machten, und alles, was ich hier um mich sehe, bewegt mich fast auch noch überdies zu glauben, daß dieser Wunsch eben nicht ganz Schwärmerey ist, und daß man vielleicht, wenn man nur wollte, noch Hofnung hätte, diese Cur des menschlichen Geschlechts zu Stande zu bringen. Aber sagen sie mir, wie haben sie es angefangen, dieses rohe Volk, unter welchem sie wohnen, auf ihre Lehren aufmerksam zu machen, und der so verdorbenen menschlichen Natur eine solche Gewalt anzuthun?"

„Sie beleidigen, sagte mein Freund, die menschliche Natur, wenn sie glauben, die Tugend sey ihr ein Zwang. Das Laster ist wirklich ein

ein Zwang für ſie, (*) und wenn wir uns die Mühe geben wollten, und vernünftig angewieſen würden früher nachzudenken, wie wir es anfangen müſſen tugendhaft zu werden, ich bin gewiß, wir würden es alle! Die ganze Beſſerung des

 menſch-

(*) Wenn der Endzweck der Tugend die höchſte Glückſeligkeit iſt; und wenn der Menſch von Natur gezwungen iſt, nach ſeiner höchſten Glückſeligkeit zu verlangen, ſo iſt er gezwungen tugendhaft zu ſeyn. Mit dieſem Satz ſteht und fällt die ganze Sittenlehre, denn ihr Grundſatz iſt ganz willkührlich, wenn er nicht nothwendig in der Natur der Menſchen gegründet iſt. Warum ſind aber nicht alſo alle Menſchen tugendhaft? Entweder weil ihre übrige Kräfte zu ſchwach ſind, ihren unbeſieglichen Trieb nach Glückſeligkeit zu unterſtützen; oder weil ihr Verſtand, der ſeinem Weſen nach frey ſeyn muß, ihnen ihre wahre Glückſeligkeit nicht lebhaft genug vorſtellt. Wenn man in der Moral von der Natur des Menſchen ſpricht, ſo muß man, wenn man ſich nicht beſtändigen Verwirrungen und Widerſprüchen ausſetzen will, darunter nicht den Inbegriff aller Kräfte des Menſchen, ſondern nur die Grundkraft verſtehen, welche alle andere Kräfte des Menſchen beſtimmt, und welche allein als gewiſſermaßen frey wirkend gedacht, und alſo allein ein Gegenſtand einer Moral werden kann, die weder eine Phyſick noch ein Roman ſeyn ſoll. Dieſe Grundkraft wird durch die Vorſtellung der künftigen Handlung in Bewegung geſetzt, und ſie arbeitet immer nothwendig, das Glück zur Wirklichkeit zu bringen, welches die Vorſtellung ihr im Abriß vorhält. Dieſe Vorſtellung hängt aber wieder zum

menſchlichen Geſchlechts liegt an der Beſſerung des Verſtandes. Was dieſer lebhaft als ein Glück erkennet, dem folgt das Herz von ſelbſt. Aber dieſe lebhafte Erkänntniß hervorzubringen, das iſt die Hauptſchwierigkeit, eine Schwierig-

keit,

Theil von dem Verſtand ab, zum Theil iſt ſie ſinnlich In ſo fern ſie ſinnlich iſt, in ſo fern kann ſie mehr nicht abbilden, als das Glück des einzigen gegenwärtigen Augenblicks In ſo fern ſie aber von dem Verſtande vollkommen gemacht wird, in ſo fern bildet ſie den vollſtändigen Einfluß der bevorſtehenden Handlung auf den ganzen Zuſtand des Menſchen, in der ganzen Dauer ſeiner Exiſtenz, treulich vor. Jeder Fehler in dieſem Bilde ſetzt den Menſchen in Gefahr ſich, ohngeachtet ſeines Triebs zur größten Glückſeligkeit dennoch ſelbſt unglücklich zu machen. Sind wir alſo laſterhaft, ſo iſt nicht unſre Natur, in dieſem Verſtande genommen, ſchuld daran, ſondern entweder die Schwachheit oder das zerſtörte Verhältniß unſerer übrigen Kräfte, oder unſer Verſtand. Das Laſter iſt alſo wirklich ein Zwang, eine Tyranney, und die Tugend ſcheint es uns nur dann zu ſeyn, wann die Harmonie unſrer übrigen Kräfte geſtört worden iſt, und unſre Grundkraft alſo mehr Anſtrengung nöthig hat, ſie zu beſtimmen. Man frage den Laſterhaften, welcher itzo die ſchlimmen Folgen ſeiner Vergehungen empfindet: ob er dieſe Thorheiten begangen haben würde, wenn er damal eine ſo lebhafte Vorſtellung von ſeinem Zuſtande gehabt hätte, als er ſie itzt hat? Er wird gewiß Nein dazu ſagen. Nur richte man dieſe Frage nicht an den, welchem ſeine Laſter ſchon zur Gewohnheit geworden ſind; denn bey dieſem

wirken

keit, die kein Menſch ohne Hülfe der Religion ganz überſteigen wird, und die der wahre Moraliſt nur zu erleichtern ſuchen muß. Das ſchwehrſte bey dieſer Arbeit iſt, daß man dabey ſich keinen allgemeinen Plan machen kann, ſondern ſich immer nach den Umſtänden und der Verfaſſung der

wirken die Kräfte ohne Vorſtellung, ohne alle Beſtimmung der Grundkraft, eben ſo mechaniſch, als der Athem die Lunge öfnet, und der Magen die Speiſen verdauet. Die geoffenbahrte Religion widerſpricht dieſen Sätzen nicht, denn ſie verſteht augenſcheinlich unter der Natur des Menſchen, alle unſre Kräfte. Ich habe dieſe Anmerkung für nöthig geachtet, damit man meinen Freund nicht etwa einer ungereimten Neigung zum Paradoxen beſchuldige. Der Grundſatz den er hier annimmt, war ihm unentbehrlich, weil ſich auf ihn die ganze Sittenlehre gründet. Daß er nicht ſo leicht in ſeinem ganzen Umfange begriffen werden kann, dafür kann er nichts. Bey ſeinen Schülern würde er ſich in Acht genommen haben ſolche Sätze vorzutragen. Die Sittenlehre unterſcheidet ſich darinnen von allen andern Wiſſenſchaften, daß ihre Schlußfolgen leicht, ihre Grundſätze aber auſſerordentlich dunkel und ſchwer ſind. Dieſes ſcheint mir die Urſache zu ſeyn, warum wir in keiner Wiſſenſchaft ſo viele Lehrgebäude, in keiner ſo viele Schwätzer haben, als in dieſer Und eben dieſes iſt auch die Urſache, warum ich bey ſolchen Perſonen, welche die Moral nur lernen, um ſie auszuüben, immer beſtimmte, auf den Zuſtand dieſer Perſonen ſich gründende Sätze für nöthig halte, und nur dem Philoſophen erlauben möchte, ſich mit allgemeinen Betrachtungen über Tugend und Laſter zu beſchäftigen.

Menſchen richten muß, welche man beſſern will. Im Grunde haben zwar alle Menſchen einerley Glückſeeligkeit, (*) aber ein jeder ſieht dieſe Glückſeeligkeit auf einer andern Seite an, und zeigt man ſie ihm nicht auf dieſer Seite, ſo wird man Jahre lang vergebens ſchwatzen, er wird nie mit Empfindung tugendhaft werden."

„Da ich vor ohngefehr dreyßig Jahren auf dieſes Landgut kam, und die benachbarten Bauern ſowohl, als diejenigen, welche zu dem Gut ſelbſt gehören, kennen lernte, ſo entſchloß ich mich, vor allen Dingen zu verſuchen, ob dieſe Beobachtung, die ich vorher nur vermuthete, gegründet war? Ich ſetzte mir alſo vor, ſelbſt auf das eifrigſte der Tugend anzuhängen, und dabey durch ein offenherziges ſanftes Weſen, und durch tauſend kleine Gefälligkeiten mir das Vertrauen und die Liebe dieſer kleinen Geſellſchaft zuzuziehen. Ich bemühte mich die innere Einrichtung der verſchiedenen Familien kennen zu lernen. Ich kam ihnen mit meiner Dienſtfertigkeit zuvor, ſobald ich merkte, daß ich einem etwas helfen konnte. Ich legte mich unermüdet auf die Landwirthſchaft und den Ackerbau, um meinen Bauern einen guten Begriff von meinem Verſtand in denjenigen Dingen beyzubringen, welche ſie am leichteſten zu beurtheilen im Stand waren. Ich verſchaffte mir dadurch bald ein Anſehen unter dieſem kleinen

(*) Denn unſere größte Glückſeeligkeit beſteht darinn, daß wir uns beſtändig in einem Zuſtand von lauter angenehmen Empfindungen befinden.

kleinen Volk. Sie kamen zu mir, wenn ſie in Noth waren, ſie fragten mich um Rath, ſie eröfneten mir ihre geheimſte Anliegen, und gaben mir dadurch Gelegenheit zu öftern Unterredungen, in welche ich ihnen immer, ſo oft ich es ohne Zwang thun konnte, unvermerkt Begriffe von Tugend, Recht und Pflicht beybrachte. Klagte einer über die Unfreundlichkeit ſeines Nachbars, ſo erinnerte ich ihn freundſchaftlich an Fälle, wo er auch unfreundlich gegen andere geweſen war; fiel einer in Mangel, ſo ließ ich ihn merken, daß Faulheit und Nachläßigkeit ihn zurück gebracht habe; war einer unzufrieden mit ſeiner Frau, ſo riethe ich ihm, ſie durch Freundlichkeit und Gefälligkeit zu gewinnen; und dann, wann ich ſahe, daß mein Rath befolgt wurde, dann that ich insgeheim alles, was ich konnte, um die Noth abzuwenden, die man mir geklagt hatte. Die guten Leute waren immer geneigter, den glücklichen Ausgang ihrer Bemühungen den Tugenden zuzuſchreiben, die ich ſie gelehrt hatte, als den geheimen und unmerklichen Unterhandlungen, die ich bey einem noch rohen Volk nöthig hatte. Ich brauchte dabey mehr nicht, als die Kunſt, die Socrates uns zur **Jagd der Freunde** lehrte, wie er ſich bey dem Xenophon ausdrückt. Dem unfreundlichen Nachbar erzählte ich bisweilen im Vertrauen, wie gut ſein Nachbar von ihm geſprochen hätte, wie leid es ihm wäre, daß ſie keine gute Freunde wären, wie geneigt er wäre, ihm zu dienen. Sties ihm vielleicht ein Unglück zu, wo er die Hülfe eines andern nöthig hatte,

ſo

ſo rief ich vor allen, den andern Nachbarn herbey. Aus Scham und Liebe zu mir, weigerte ſich dieſer nie zu helfen, wann er konnte, und bald wurden ſie die beſten Freunde. Dem, der in Mangel war, half ich durch Arbeit die ich ihm verſchafte, und die ich augenblicklich bezahlte, um ihn durch den nahen Gewinn zu reitzen. Ich leynte ihm ohne Zinſen, war aber ſtreng im Wiederfordern, und gab genau acht, wie er meinen Vorſchuß anwendete. Auſſer dieſen und dergleichen kleinen Kunſtgriffen bedient ich mich auch manchmal kleiner Strafen. Die Liebe, welche ich bey dieſem Volk mir erworben hatte, gab dieſen Strafen ein deſto ſtärker Gewicht. Dem Undienſtfertigen verſagte ich eine Zeitlang meine Hülfe; denn, ſagte ich, ihr helft ja auch niemand. Nachher kam ich von ſelbſt und half ihm, und erinnerte ihn, wie es ihm gefallen hätte, da niemand ihm helfen wollte? Wurde einer eines Betrugs überführt, ſo ließ ich ihn nicht in mein Haus, und vermiede alle Geſchäfte, allen Umgang mit ihm, bis er allen Schaden erſetzt hatte, und auch dann gab ich ſo merklich auf ihn acht, daß er mein Mistrauen deutlich ſpühren konnte. Oft kamen ſie und beſchwuren mich mit Thränen, ihnen wieder mein Vertrauen zu geben. Ich blieb zum Scheine hart; allein insgeheim gab ich ihnen Gelegenheit, mich zu betrügen, und keiner wagte es, ſich ihrer zu bedienen, wenn er einmal dieſe Strafe ausgeſtanden hatte. Fande ich hingegen einen Mann, der eine gute That gethan hatte, ſo ſchämte ich mich nicht, ihn

an meinen Tiſch zu laden, und ihm öffentlich auf alle Art meine Freundſchaft zu beweiſen. Ich gewann durch dieſes Betragen nach und nach immer mehr Zuneigung und Anſehen, und konnte bald bemerken, daß in dem guten Volk Empfindungen der Tugend, der Redlichkeit, der Geſelligkeit rege wurden, die vor dem ganz in ihren Seelen erſtarrt waren. "

„Nun traute ich mich erſt ein Mittel anzuwenden, welches ich für das kräftigſte hielte, das ich aber nicht anders, als mit größter Behutſamkeit zu gebrauchen wagte. Ich meyne den Unterricht bey kaltem Blut. Die Herzen meiner neuen Freunde hatten nun ſchon bald bey dieſer, bald bey andern Gelegenheiten, einige Belohnungen der Tugend empfunden, und wurden dadurch fähiger, die Gemählde, die ich ihnen davon machte, lebhafter zu empfinden. Denn das Leben der Vorſtellungen beſteht in den Empfindungen die mit der Vorſtellung rege werden, und ohne dieſes Leben iſt die gründlichſte Ermahnung unnütz. Ob ich es indeſſen gleich ſchon ſo weit gebracht hatte, daß meine Bauern fähig zum Gefühl der Tugend waren, ſo traute ich mich dennoch nicht, ihnen die Lehren, die ich ihnen beybringen wollte, in einem zuſammenhangenden Unterricht vorzutragen. Ich begnügte mich nur in meinen Unterredungen mit dieſen Leuten die Gelegenheiten zu dieſer oder jener Ermahnung zu ergreifen. Die gemeinſten Umſtände des Lebens, die zufälligſten Begebenheiten verſchaften mir täglich

lich Anlaß dazu. Ich brauchte dabey die Vorſicht, daß ich immer die Begebenheiten, wovon wir ſprachen, in ein ſolches Licht ſetzte, daß das Herz meiner Freunde daran Antheil nahm, und daß ſie ſich unvermerkt an die Stelle derjenigen ſetzten, die ſie eigentlich betraf. Unſere Einbildungskraft — das köſtlichſte Geſchenk des Himmels — iſt ein mächtiges Werkzeug der Tugend und des Laſters. Durch ſie bekommen wir einen Vorſchmack von dem Zuſtande, in welchen uns eine jede unſerer künftigen Handlungen ſetzen wird. Mahlt die Einbildungskraft dieſen Zuſtand treu und mit Wahrheit, ſo iſt es nicht anders möglich, der Menſch muß, wenn er nicht ſeine Freyheit ganz verlohren hat, das Laſter verabſcheuen, deſſen übele Folgen ihm ſeine Einbildungskraft vormahlt; und er muß die Tugend lieben, die in einem treuen Gemählde immer auch dem rohеſten gefällt, ſobald nur die betäubten Empfindungen ſeines Herzens aus ihrem Schlafe erweckt worden ſind. Nach dieſen Begriffen, die ich mir gemacht hatte, bemühte ich mich immer meiner neuen Geſellſchaft den Zuſtand derjenigen Menſchen, von welchen ſie mich unterhielten, mit den lebhafteſten Farben abzumahlen. Ich hütete mich ſehr dabey, ein Urtheil über die Begebenheiten zu fällen, die ſie mir erzählten. Sprachen ſie von einem, der aus Faulheit zurückgekommen war, ſo ſagte ich ihnen nicht: die Faulheit iſt ein häßliches Laſter, das euch unglücklich macht; ſondern ich beſchrieb ihnen nur das Elend der Armuth und des Mangels, und ver-

verglich es mit den Unannehmlichkeiten die eine ſtätige Arbeit bey ſich führet. Den Schluß zogen meine Bauern immer ſelbſt, ohne alle Logick. So machte ichs, wenn von Völlerey, von Betrug, von Feindſchaften, von ungezogenen Kindern, oder von ſonſt einem Laſter, oder den Folgen eines Laſters die Rede war, und durch dieſes Verfahren hatte ich nach und nach meine Bauern ſo aufmerkſam auf ihre Handlungen gemacht, und ſie mit ſo lebhaften Beyſpielen von dem Vortheil der Tugend, und der Schädlichkeit des Laſters erfüllt, daß faſt kein Gedanke von einer Handlung in ihnen entſtand, bey welchem nicht zugleich ein Beyſpiel von den Folgen dieſer Handlung in ihrer Einbildungskraft hätte aufleben ſollen. Das Laſter wurde ihnen dadurch, ohne die Strafe einer eigenen Erfahrung, beynahe ſo verekelt, wie uns die Speiſen verekelt werden, mit welchen wir uns einmal überladen haben.“

„Iſt das Herz einmal aufmerkſam auf ſein wahres Glück gemacht, ſo keimt eine Tugend aus der andern. Ich ſahe oft mit Erſtaunen, wie meine Bauern von ſelbſt auf Tugenden fielen, von welchen ich ihnen nicht den mindeſten Begriff beygebracht hatte. Fehler, Uebereilungen, Flecken die der menſchlichen Natur noch immer anklleben, zeigten ſich freylich noch alle Tage; aber ſie waren dennoch viel ſeltener und weit weniger ſchädlich, weil ſie nicht aus einem gefühlloſen und böſen Herzen floſſen. Hingegen entdeckten ſich bald die vortreflichſten Früchte der Tugend. Nie

haben

haben unſere Felder ſo ſchön geblüht, als ſeit dem diejenige, die ſie bauen, Arbeitſamkeit und Fleis gelernt, und durch wechſelsweiſe Dienſtfertigkeit die Banden der Geſellſchaft enger zuſammen gezogen haben; nie waren die Bewohner dieſes Orts geſunder, munterer, treuer, ihren Herrn gehorſamer, nie beſſere Menſchen. Selbſt ihr Vergnügen wurde verfeinert, und eben dadurch erhöhet und vermehrt.“

„Ich kann ihnen, ſetzte mein Freund hinzu, die Freude nicht lebhaft genug beſchreiben, die ich fühlte, da ich dieſe Früchte meiner Bemühungen ſahe. Ich wurde, ohne der Apoll zu ſeyn, mit welchem ſie mich vorhin verglichen, von dieſem Völkgen angebetet und auf das zärtlichſte geliebt. Sie ſagten mir oft, daß ſie, ſeitdem ich unter ihnen wohnte, ganz andere Menſchen geworden wären, und doch könnten ſie es nicht begreifen, wie ich es angefangen hätte.“

„So angenehm mir dieſer Anblick war, ſo ſehr betrübte mich indeſſen oft der Gedanke, daß ich vielleicht nur für eine Generation gearbeitet hätte; und daß von allen dieſen ſchönen Seelen, die ich hatte bilden helfen, in wenigen Jahren an dieſem Ort vielleicht keine Spur mehr anzutreffen ſeyn würde. Ich hatte zwar alles gethan was ich konnte, den guten Leuten die Kinderzucht, als etwas ſehr wichtiges, recht eifrig zu empfehlen, und jeder Vater war auch begierig, ſeine Kinder zu den beſten Menſchen

ſchen zu machen. Allein die Erziehung erfordert mehr als dieſe Leute leiſten konnten. Das gute Beyſpiel that auch viel, aber es war nicht genug, und die beſten Eltern verſtunden oft am wenigſten, wie ſie es angreiffen ſollten, um gute moraliſche Empfindungen in den Herzen ihrer Kinder zu erwecken, und um den Verſtand und die Einbildungskraft derſelben dabey geſchickt zu machen, auch dieſe Empfindungen immer wieder zu gelegener Zeit zu reitzen. Der Schulmeiſter, den wir haben, iſt zwar wohl ein ehrlicher Mann; allein auſer Leſen, Schreiben und Rechnen iſt er nicht im Stand ein Kind etwas zu lehren. Der Pfarrer iſt zu bequem, ſich mit dieſem Theil ſeines Amtes abzugeben. Er begnügt ſich mit ſeiner Predigt, und glaubt ſchon viel gethan zu haben, wenn er die armen Kinder Lieder und Sprüche aus der Bibel und dem Katechismus herbeten läßt. Es war alſo nichts zu thun, ich mußte mich, wenn ich ein dauerhaftes Werk geſtiftet haben wollte, nur ſelbſt bequemen, mich mit dieſem Unterricht der Kinder zu beſchäftigen. Ich fieng nach und nach an kleine Zuſammenkünfte der Kinder bey mir zu halten. Die Väter ſchickten mir gern ihre Kinder zu, wenn ſie ſonſt keine Beſchäftigungen für ſie hatten, und ich wählte auch immer diejenige Stunden, in welchen ſie ihre Kinder am beſten entbehren konnten. Ich fieng anfangs nur mit wenigen an, die ich leicht überſehen konnte. Ich ſchämte mich nicht dieſen Kindern bey mir kleine Spiele und Vergnügen zu ſchaffen. Ich wendete alle Erfindungskunſt an,

ihnen ſonderlich durch körperliche Uebungen angenehme Zeitvertreibe zu machen. Wenn ſie nun mude waren, dann gab ich ihnen einige ländliche Erfriſchungen, ſetzte mich zu ihnen, lobte ſie, fragte ſie über allerley Dinge, und lenkte endlich nach und nach unſere Unterredungen auf allerley Pflichten, die ich ihnen ſo natürlich vortrug, als möglich war. Dieſe Kinder wurden bald meine Freunde. Wenn ſie mich von ferne ſahen, ſo liefen ſie mir entgegen. Ich nahm ſie mit in mein Haus, ließ ſie oft mit mir eſſen, ſchenkte ihnen allerley, und verband ſie mir nach und nach ſo ſehr, daß ſie mich wie ihren Vater verehrten und liebten. Sie können ſich leicht die Gewalt vorſtellen, die ich durch dieſes Betragen über die Herzen dieſer Jugend erhielte. Ich misbrauchte ſie auch gewiß nicht, und dadurch wurde ſie ſo ſtark, daß unter den Kindern, welche man ſonſt nicht anders, als mit dem Prügel in der Hand ziehen will, ein bloſer Blick von mir alles erhalten konnte, und daß das Misvergnügen, das ich blicken ließ, wenn einer fehlte, für eine wichtige Strafe gehalten wurde. "

„ Die wenigen Kinder, welche einen Zutritt zu mir hatten, wurden bald von den andern beneidet. Ich ſahe dieſe Wirkung meines Betragens gern, und erweiterte nun nach und nach meinen Umgang mit den Kindern. Ich beſuchte die Schule, und nahm immer diejenigen mit in mein Haus, die es verdienten. Dieſe Belohnung reizte die meiſten, ſich um meine Gunſt zu bewer-

werden, und daher entſtande nach und nach die kleine Verſammlung, in welcher ſie mich überraſcht haben. Die Kinder fanden ſo viel Vergnügen daran, daß ſie ſelten eine verfehlten; und ſelbſt als Männer kommen ſie noch immer, wenn es ihre Geſchäfte erlauben, in meine kleine Schule. Die Männer, bey welchen ſie geſeſſen haben, waren ſeit ihrem achten Jahr meine Freunde, und ich weiß, ſagte mein Freund mit Thränen, die ihm ſeine Rührung auspreßte, ſie ließen ihr Leben für mich.“

„Nun haben ſie, fuhr er fort, die Geſchichte der Sittenverbeſſerung gehört, worüber ſie ſich wunderten. Wenn ſie alle die Mühe, die ich anwendete, und alle die Umſchweife überlegen, die ich gebrauchte, und wenn ſie dabey hören, daß ich länger als zehn Jahre daran arbeitete, ehe ich meine Schule errichten, und merkliche Früchte meine Bemühungen ſpüren konnte, ſo werden ſie aufhören mich einen Apoll zu nennen, und die Verfaſſung, in welcher ſie meine Bauern antrafen, einem Wunder zuzuſchreiben.“

In der That, ſagte ich, es ſcheint mir nun faſt ein größeres Wunder, daß die Beyſpiele der Sittenverbeſſerung, welche ſie eingeführt haben, nicht häufiger ſind. Sie haben zu ihrem großen Endzweck mehr nicht gebraucht, als geſunde Vernunft und eine thätige Menſchenliebe. O Freund, wie verdorben müſſen die Menſchen ſeyn, daß unter ſo viel tauſend Lehrern und Predigern keiner iſt, der dieſe Eigenſchaften hat?

„Verklagen ſie, ſprach mein Freund, die Menſchen nicht zu voreilig. Es können tauſende dieſe Eigenſchaften haben, und dennoch wegen anderer Urſachen, nicht eben das zu thun fähig ſeyn, was ich hier zu Stande gebracht habe. Es iſt leicht zu ſagen: ein ſolcher Lehrer der Tugend braucht zu ſeinem Endzweck mehr nicht als eine geſunde Vernunft und eine thätige Menſchenliebe; kommt man aber zu der Anwendung dieſer Eigenſchaften, ſo finden ſich unendliche Schwierigkeiten. Der, welcher die Tugend bey einem ſolchen Volke ausbreiten will, wie dasjenige iſt, welches ich vor mir hatte, muß nicht allein eine geſunde, ſondern auch eine reine, biegſame Vernunft haben, über welche er völlig die Herrſchaft hat. Er muß ſich in den Geiſt derjenigen hinein denken lernen, welche er zu unterrichten hat. Er muß in ſeinem Unterricht alles vermeiden, was in der Sittenlehre noch immer unerklärbar bleibt; ſelbſt die Beweiſe, welche zwar noch faßlich zu machen ſind, die aber weniger ausgebildeten Seelen noch immer unbegreiflich bleiben, muß er übergehen; jede Pflicht muß er blos aus deutlichen, ſinnlichen Gründen empfehlen, er muß blos die deutlichen unläugbaren Folgen jedes Laſters aufſuchen, und dabey ſeinen ganzen Vortrag ſo einkleiden, mit ſo einfachen, aus den Scenen des gemeinen Lebens erborgten Beyſpielen erläutern, und dabey ſo zu intereſſiren wiſſen, daß alle ſeine Lehren in die rohen Herzen ſeiner Schüler eindringen, und dort einen unauslöſchlichen Eindruck zurücklaſſen. Auſer dieſem muß ein ſolcher

Lehrer auch ſelbſt tugendhaft ſeyn. Nicht tugendhaft, wie man zu ſeyn pflegt. Er muß aus dem innerſten Gefühl ſeines Herzens tugendhaft ſeyn. Er darf aber keine von den ſtrengen enthuſiaſtiſchen Tugenden haben, die ſo lange die Tugend ſie ſelbſt kein Opfer koſtet, keinen Flecken, keine Unvollkommenheit leiden wollen. Seine Tugend muß menſchlich ſeyn. Mit ihr muß er einen groſſen durchdringenden Geiſt verbinden, und was an einem großen Geiſt das größte iſt, oft verbergen können, daß er ihn beſitzt. Er muß die Kinder, die er unterrichten ſoll, lieben, und von ganzem Herzen ihr wahres Beſte ſuchen. Alle ihre Unarten muß er nicht allein ohne Bitterkeit ertragen, ſondern auch, ſobald er eine wahrnimmt, die Urſache davon aufſuchen, ihre Folgen ergründen, ſie den Kindern öfters vorſtellen, noch öfter, wenn er kann, durch einen unſchuldigen Betrug es dahin zu bringen ſuchen, daß derjenige, welcher dieſe Unarten an ſich hat, die Folgen davon unmittelbar empfinde. Er muß die Umſtände und die Verfaſſung, in welcher ſich ſeine Schüler befinden, ſich genau bekannt machen und wohl überdenken, um nach ihnen ſeine Lehren einzurichten, ſie mit ſolchen Beweiſen zu unterſtützen, welche den Kindern, die er vor ſich hat, am fühlbarſten ſind, und mit ſolchen Beyſpielen zu erläutern, welche die Kinder entweder erlebt haben, oder welche ihnen doch leicht begreiflich gemacht werden können. Die Laſter, welche an dem Ort, wo er lehrt, am häufigſten ausgeübt werden, muß er am ſorgfältigſten unterſu-

chen, und am öfteſten in ihrer ganzen Häßlichkeit vormahlen. Er hüte ſich aber ja wohl dabey, daß er die Häßlichkeit nicht übertreibe, und dadurch ſeine Lehren verdächtig mache. Er bleibe überhaupt immer bey der Natur, und laſſe ſeine Kinder ſo wenig merken, als er kann, daß er ſie unterrichten will. "

„ Nicht in den Stunden allein, wo ſie ſich bey ihm verſammlen, ſondern überall, wo er zween auch nur einen ſeiner Schüler antrifft, überall muß er ihnen die Lehren der Tugend mehr wie ein Freund, der ſich mit ihnen unterredet, als wie ein Lehrer, von welchem ſie etwas lernen ſollen, beyzubringen ſuchen. Er muß es nicht für zu gering halten, bey dem Hirtenjunge auf der Flur zu ſitzen, und ſich mit ihm in eine Unterredung einzulaſſen. Da muß ihm alles Gelegenheit geben, die Sittenlehre und die Tugend in die jungen Herzen einzuflößen. Jede Scene der Natur muß er zu benutzen ſuchen; jedes Herz muß er nach der Manier, die dieſem Herzen eigen iſt, zu bearbeiten, und zwar in jedem Augenblick, nach der Lage zu bearbeiten wiſſen, in welcher ſich dieſes Herz befindet. Er muß —

Hören ſie auf! unterbrach ich meinen Freund. Wo werden wir alles dieſes beyſammen finden? — Ein Zufall unterbrach unſere Unterredung. Aber das Gemählde, welches mein Freund mir von einem Lehrer der Tugend entworfen hatte, drückte ſich tief in meine Seele, und alle die reitzenden

Bilder,

ilder, die ich mir von einer allgemeinern Ver-
ſerung der Sitten gemacht hatte, und die mir
leicht wirklich zu machen ſchienen, verſchwan-
n nun wieder auf einmal vor meinen Augen.
ſt unmöglich, auch nur unter dem Landvolk
e Sittenverbeſſerung anzufangen, ohne einen
chen Lehrer, wie ihn mein Freund geſchildert
t. Und wo ſollen wir dieſen finden? — O
ine arme kleine Brüder und Freunde auf dem
nde, wie werdet ihr verſäumt! Es war alſo
ht genug, daß man euch der Armuth, der
klaverey und einer ſo unverdienten Verachtung
ergabe, mußte man euch auch die Mittel ver-
en, wodurch ihr allein die große Kunſt lernen
nntet, alles dieſes und noch mehr zu ertragen?

Der größte, der einzige Lehrer der Bauern
meiſt ihr Pfarrer, höchſtens noch dabey ein
chulmeiſter. Es iſt genug an einem, wenn er
ne Schuldigkeit thut. Aber laßt uns nicht uns
ſt ſchmeichlen. Wer denkt noch bey Beſtel-
ng der Pfarrdienſte auf dem Lande an den er-
benen Endzweck, welchem dieſe Stellen ge-
emet ſind? Seitdem die Religion eine Kunſt
worden iſt, ſeitdem haben wir unter hundert
m zween Prediger zu ſehen bekommen, welche
Stande wären die Pflichten eines wahren
rers der Tugend zu erfüllen. Das Feld der
ttesgelahrtheit iſt ſo groß, daß es noch nie-
nd ganz durchlaufen hat. Geſegnet ſey, wer
mit einem ihm angemeſſenen Verſtand, und
einem rechtſchaffenen Herzen hinein wagt.

Aber, warum muß man es einem jeden eröffnen? Lehret man den Tiſcher die Reglen der Mechanick, oder den Fleiſcher die Zergliederungskunſt? Beynahe für eine jede Kunſt hat man gewiſſe Auszüge gemacht, die ein jeder nach ſeiner Fähigkeit und nach dem Stand, wozu er beſtimmt iſt, benutzen kann. Nur den Lehrer von einer Gemeine, von etlich und funfzig gutwilligen Bauern, die ſelten weiter ſehen, als man ihnen die Augen öffnet, nur einen ſolchen führt man an, als ob er das große Werk der Heiden und Judenbekehrung ausführen ſollte. Der künftige Dorfpfarrer, der in ſeinem Leben oft nichts weiter ſuchte, nichts verlangte, als ein Dorfpfarrer zu werden, wird in alle Geheimniſſe der Weltweisheit und der Geſchichte und der Sprachen, und, was ärger iſt als alles, der Polemick und der Homilie, die oft alle gute Empfindungen der Seele, und alle Anlagen der Natur zur Beredſamkeit zerſtören, auf das feyerlichſte eingeleitet. Selten iſt ſein Verſtand, nie ſeine Zeit hinreichend, dieſe Dinge in ihrem Zuſammenhang zu überſehen, und an ihre rechte Stelle zu ſetzen. Denn ohne dieß wird ihm nie geſagt, wozu er eine jede Wiſſenſchaft gebrauchen ſoll. Hat er einige Fähigkeit, oder iſt er mit Gewalt gezwungen worden, dieſes oder jenes auswendig zu lernen, ſo wird er ſeine Bauern mit lauter Grundtext und Polemick martern. Hat er aber ſeinen gründlichen Endzweck, einen Pfarrdienſt zu erhalten) mit mehr Freyheit zu erreichen geſucht, ſo lernt er, ich wette, mehr nicht als eine Stunde lang an einem fort zuſchwätzen

und

und zu taufen, und zu copuliren — O ſind denn unſere Nebenmenſchen nur da, um beprediget, getauft und copulirt zu werden? — Es ſcheinet faſt! Denn, wer das kann, muß ſehr unglücklich ſeyn, wenn er keinen Pfarrdienſt bekommt. — Fern ſey es von mir einen Stand zu verſpotten, der alle Ehrfurcht verdient. Aber wenn mich mein Mitleiden über meine arme verwahrloſte Nebenmenſchen nicht betrübte, ſo würde ich über euch lachen, die ihr unſere künftige Geiſtliche unterrichtet.

Man hat in unſern ökonomiſchen Zeiten eine neue Profeſſur der Oeconomie errichtet, und ſie der philoſophiſchen Facultät beygeordnet; ſollte man nicht auch der Theologiſchen noch eine beyordnen, die man ohngefähr die **Profeſſur der practiſchen Gottesgelahrtheit** nennen könnte? Der Lehrer, der dieſe Profeſſur übernimmt, braucht keiner von den hochſtudirten Gelehrten zu ſeyn, aber er müßte noch ein wenig mehr, er müßte ein rechtſchaffener und vernünftiger Mann ſeyn. Ein Mann, der ſeine Schüler nur gerade ſo viel lehrte, als hauptſächlich zu der Religion der Chriſten gehöret. Das, was er lehrt, müßte er mit vernünftigen Gründen, und nur mit ſolchen unterſtützen, die einen Eindruck auf die Herzen zu machen fähig ſind. Zugleich mit einem ſolchen Unterricht in der Religion, müßte er ſich ſonderlich bemühen, die Herzen ſeiner Zuhörer auch blos in den Gränzen der menſchlichen Ausſichten zur Tugend zu bilden, und ihnen die Sittenlehre

mit eben ſo einfältigen und ſo leicht begreiflichen Beweiſen beyzubringen, als ſie künftig dieſelbe ihren Bauern vortragen ſollen. Dieſer Lehrer müßte die Schüler zugleich zu rechtſchaffenen Menſchen und zu rechtſchaffenen Lehrern eines Volkes machen, das nicht alles wiſſen muß, was man wiſſen kann, ſondern nur ſo viel, als es braucht, um glücklich zu werden. Nähme man dann aus dieſen Schülern die Dorfgeiſtlichen, ſo könnten, ſo würden ſie gewiß unter ihren Zuhörern die Tugend auf eben die Art, mit eben dem Erfolg ausbreiten, mit welchem mein Freund ſie ſeinen Bauern eingeflößt hat. Man brauchte einen ſolchen Candidaten bey ſeiner Beſtellung nicht viel zu examiniren. Sein Lebenswandel würde zu einem völligen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit dienen. Liebt er ſeinen Nebenmenſchen aufrichtig, fehlt er ſeltner als andere, fehlt er ungern, denkt er natürlich und vernünftig von der Tugend und der Religion, hat er die Gaben ſich rein und deutlich auszudrucken, und will er nicht für gelehrt gehalten werden, ſo iſt er tüchtig zum Dienſt, und wenn er nicht einmal wüßte, daß eine Polemick in der Welt wäre. — Diejenige, welche dieſe Eigenſchaften nicht haben, die mögen — ſie mögen werden was ſie wollen — nur keine Dorfpfarrer. Macht man doch auch keinen zum Soldaten, der ein Krippel geworden iſt, und wenn er auch ſein halbes Leben im Cadettencorps zugebracht hätte. Es müßte ſchlimm ſeyn, wenn nicht noch eine Zoll oder eine Acciſebedienung, oder eine Handwerkszunft, für einen ſolchen verunglückten

Candidaten übrig wäre? Freylich müßte aber alsdann dieſer verunglückte Candidat nicht eine wärmere Stube, oder einen beſſern Rock haben, als der redliche Mann, der ſich geſchickt gemacht hat, durch ſein Beyſpiel und durch ſeine ungekünſtelte Weisheit, den beſten und nützlichſten Theil der menſchlichen Geſellſchaft, auch zum rechtſchaffenſten und glücklichſten zu machen?

Wie ſoll aber ein Mann, der ſo wenige Gelehrſamkeit hat, dem Feind der Religion, wie ſoll er ſeinen eigenen Zweifeln widerſtehen? — Er? — wenn einer ſeiner Bauern ein Feind der Religion iſt, ſo ſoll er deſto eifriger ſeyn, das Herz dieſes Elenden zu beſſern; und kommt ein Fremder und verfolgt die Religion bis in die ruhige, ſanftmüthige Geſellſchaft ſeiner Gemeine, ſo ſoll er — ihn bitten, ſich Gelehrte zu ſuchen, die gerne widerlegen. Zweifelt er aber ſelbſt — Mein Gott! wenn alle die, die manchmal zweifflen, immer ein Collegium über die Polemick hören müßten, wo würden wir Profeſſoren genug hernehmen? Habt ihr den Mann gelehrt, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn; habt ihr ihn ſo weit gebracht, daß er erkennet, wie wenig ein Menſch zu wiſſen im Stand iſt, und daß er fühlet, daß die Religion ihn immer glücklich, nie unglücklich macht, ſo wird er nicht lange zweifflen; ſo wird ſein Zweifel ihm nicht ſchaden.

Ich weiß nicht, ob der Einfall einer ſolchen Erziehung junger Geiſtlicher, den ſchon lange

vor mir ein rechtſchaffner Geiſtlicher gehabt hat, (*) jemal ausgeführt werden wird; allein ich weiß, daß viele Geiſtliche ſich eifrigſt wünſchen auf dieſe Art erzogen worden zu ſeyn. Wenn ſie jetzo mit dem brennendeſten Wunſch, ihre Gemeinde tugendhaft zu machen, zu ihren Geſchäften gehen, ſo ſtoſen ihnen auf allen Schritten ſo viele gelehrte Einfälle auf, daß ſie, mit dem beſten Willen, natürlich und faßlich zu ſeyn, und mit ihren Lehren einen lebhaften Eindruck zu machen, dennoch immer ihres Endzwecks verfehlen, und das Misvergnügen haben, nach Stunden langen Unterredungen und Predigten, ihre Bauern eben ſo dumm und ſo gefühllos von ſich zu laſſen, als ſie zu ihnen kamen. (**) Dieſen hoffe ich mit gegenwärtigen Blättern, welche ich aus den Lehrſtunden meines Freundes geſammelt habe, kein unangenehmes Geſchenk zu machen. Sie werden aus ihnen lernen, wie man die Sittenlehre vortragen ſoll, um ſie nach dem Begriff derjenigen Leute einzurichten, mit welchen ſie umgehen. Dieſes iſt auch die einzige Abſicht dieſes Werks.

Der Name eines moraliſchen Katechismus kommt ihm eigentlich nicht zu. Es iſt in der That nichts als der Stoff, aus welchem ein jeder Lehrer den Katechismus nehmen ſoll, welchen

er

(*) Herr Generalſuperintendent Jacobi, in ſeinen vermiſchten Abhandlungen.

(**) Man ſehe des Herrn Pfarrer Schmahlings vortrefliche Predigten auf dem Lande, in der Vorrede.

er ſeinen Schülern und Zuhörern beybringen will. Mit einer geringen Fähigkeit wird ein jeder die Scenen, die hier vorausgeſetzt werden, nach denen einrichten, welche er vor Augen hat. Er ſoll nur lernen von den Pflichten der Menſchen natürlich zu denken, und bey jeder die Sinnlichen, auch dieſſeits des Grabs fühlbaren Endzwecke zu finden, auf welche ſie ſich beziehen. Er ſoll nur die Art des Vortrags lernen, durch den mein Freund ſo viele Gewalt über die Herzen ſeiner Schüler erhielte; er ſoll lernen wie man unterrichtet, ohne zu lehren.

Mein Freund hat weder den hohen Ton der Redekunſt, noch die ſchläfrige Methode der Fragen und Antworten gewählt. Jene hätten ſeine Bauern nicht verſtanden, und dieſe mag vortreflich ſeyn, wo nur das Gedächtniß mit Begriffen erfüllt werden ſoll; ſie iſt aber ganz unnütz, ganz ſchädlich, wo die Hauptabſicht dahingehen muß, daß das Herz gerührt, und der Menſch in ſeinen freyen Handlungen eingeſchränkt werden ſoll. Die Lehrſätze der Moral, und ſelbſt alle diejenige Vorſchriften der Religion, welche die Handlungen der Menſchen beſtimmen, ſind nicht anzuſehen wie Zauberſprüche, die man nur herſagen darf, um eine gewiſſe Wirkung hervorzubringen. Unſere Empfindungen allein ſind die unmittelbaren Quellen aller unſerer Handlungen, und dieſe erregt weder die Redekunſt, deren Schwung der Verſtand und die Einbildungskraft des Zuhörers nicht erreicht, noch das Herbeten einiger Worte, wobey ſich anfangs

fangs blos das Gedächtniß, und bald blos der Mund beſchäftigt.

Man wird ſich nicht wundern, daß ich in dieſem moraliſchen Katechismus ſo wenig von der Religion rede, und nur im Allgemeinen ſtehen bleibe. Mein Freund hütete ſich ſorgfältig, mit ſeinen Schülern ehe davon zu reden, bis ihr Herz zu den edelſten größten Empfindungen reif war. Die Religion, ſagt er, erfordert eine ganz beſondere Erweiterung des Herzens, und der Ausſichten des Verſtandes, wenn ſie ein Bewegungsgrund zu guten Handlungen abgeben ſoll. Sie unterhält uns mit lauter Dingen, die ſo ſehr über unſere Begriffe erhaben ſind; ſie verſpricht uns lauter Belohnungen, die ſo edel, ſo blos der denkenden Seele angemeſſen ſind, daß ſie, ohne eine auſſerordentliche Wirkung der Gnade, unmöglich ehe auf ein menſchliches Herz Eindruck machen kann, als bis dieſes Herz den Werth der menſchlichen Tugend fühlen gelernt hat. Die menſchliche Tugend lohnet zugleich auf zweyerley Art. Ihre Belohnungen ſind theils ſinnlich, theils geiſtig. Jene rühren den roheſten Menſchen. Man muß alſo anfangen, ihm blos jene vorzuſtellen. Erreicht er ſie, ſo folgen die andern von ſelbſt. Und hat er dieſe andere dann erſt geſchmeckt; hat er erſt aus der Erfahrung gelernt, daß ſeine Seele zu einem Vergnügen fähig iſt, das ohne Mitwirkung des Körpers beſtehen kann, dann erſt iſt er im Stande zu begreiffen, was das heiſe, ein Freund Gottes ſeyn; dann erſt iſt er fähig ſich einen

Begriff

Begriff von einer Glückſeeligkeit zu machen, die er genießen ſoll, wenn ſein Leib lange modert, ſein Feld ihm nicht mehr blüht, ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Freunde von ihm getrennt ſind, und die ganze Welt für ihn nicht mehr iſt. Will man den rohen, blos ſinnlichen Menſchen ehe durch Religion zum Guten bewegen: ſo wird er entweder ganz kalt bey Vorſtellungen bleiben, zu welchen ſeine Seele nicht geſtimmt iſt; oder er wird von der Religion nichts als ſinnliche Belohnungen erwarten. Er wird ſein Gebet und ſeinen Dank gegen Gott nach dem Maas ſeiner Erndte, und ſeine ganze Frömmigkeit nach dem Wechſel ſeines Glückes einrichten. Gott lehrt an mehr als einem Ort, wie verhaßt ihm ein ſolcher Dienſt iſt. Und wie könnte er ihm auch gefallen? Mein Freund billigte es deßwegen nie, daß man die Sittenlehre auf den Begriff von Gott baue. Dieſer Begriff, ſagte er, wirket nur auf feine Seelen; und ſollen die Seelen verfeinert werden, ſo müſſen ſie ſchon durch die Moral gebildet ſeyn. Deßwegen ſprach er auch mit Kindern nie vor der Zeit von der Religion, als einem neuen, beſondern Bewegungsgrund zur Tugend. (*) Der Verſtand der Kinder, ſagte er, iſt noch zu ſchwach, als

(*) Ich bin keiner von denen, welche gar nicht zugeben wollen, daß man mit Kindern etwas von der Religion rede. Mein Freund war auch weit von dieſem Gedanken entfernet. Ich glaube vielmehr, man ſollte Kindern nicht allein früh Begriffe von Gott, und ſonderlich von ſeiner All-

als daß er einen ſolchen Bewegungsgrund überdenken könnte. Die Einbildungskraft drehet ihn alſo nach ihrer Weiſe. Und was machen ſich die Kinder nicht alsdann für Begriffe von Gott? Selbſt ihre Empfindungen ſind blos an ſinnliche Gegenſtände gewöhnet, wie können die großen Aus-

Allmacht, von ſeiner Allwiſſenheit, ſeiner Allgegenwart und ſeiner Heiligkeit beybringen; ſondern welches am wirkſamſten und nützlichſten ſeyn möchte, ſie ſelbſt unerinnert oft bemerken laſſen, daß man einen heiligen, einen allwiſſenden, einen allgegenwärtigen Gott glaube. Ein andächtiges, ſelbſt durch äuſere Zeichen der Ehrfurcht, feyerliches Gebet der Eltern in Gegenwart der Kinder, kann hier viel gutes ſtiften; und vernünftige Unterredungen von dieſen Gegenſtänden mit Erwachſenen, aber vor den Augen der Kinder, müſſen einen tiefern Eindruck machen, den man alsdann ſeiner eigenen Wirkung bis zur gehörigen Zeit wohl überlaſſen kann. Ich tadle es ſogar nicht, daß man die Kinder manche theoretiſche Wahrheiten der geoffenbarten Religion bald auswendig lernen läßt. Nur wollte ich nicht, daß man den Kindern etwas zu thun befehle, weil es Gott belohnet; oder verbiete, weil Gott es beſtraft. Hat jemal Rouſſeau, als ein ächter Philoſoph geſprochen, ſo iſt es da, wo er behauptet, daß man bey Kindern ſo viel möglich, keine andere als die fühlbare, wahre, natürliche Folgen der Handlungen zu Bewegungsmitteln zur Tugend gebrauchen ſoll. Die Strafen, welche das Lehrgebäude der Religion drohet, ſind zwar vielleicht auch wohl nur natürliche Folgen der laſterhaften Handlungen; aber ihre Belohnungen haben

eine

ſusſichten der Religion auf ſie eine Wirkung
hun?

Dieſe Gedenkungsart meines Freundes und
ie Behutſamkeit, mit welcher er mit ſeinen Schü-
lern

eine weit höhere Quelle: und auch das Verhält-
niß der Strafen, welche die Offenbahrung dem
Laſterhaften drohet, kann nicht ohne vieles Nach-
denken, ſelbſt von einem geübteren Verſtand er-
kannt werden. Wer aber über ſich ſelbſt nur
ein wenig nachgedacht hat, der wird gewiß be-
merkt haben, daß die größte ergiebigſte Quelle
der Laſter unter den Menſchen darinn zu ſuchen
ſey, daß wir ein gegenwärtiges, kurzes, aber
gewiſſes Glück, das ein künftiges, langes, aber
nicht ſo gewiß ſcheinendes Leiden nach ſich zie-
hen kann, immer einem künftigen, großen, un-
endlichen, aber nicht ganz gewiß ſcheinenden
Glück, das wir durch ein gegenwärtiges, kur-
zes aber gewiſſes Leiden erkaufen ſollen, vorzu-
ziehen pflegen. Stellen wir uns Glück und Un-
glück als gleich gewiß, und gleich groß vor, ſo
mögen wir noch ſo laſterhaft ſeyn, wir werden
uns immer für jenes erklären, immer bereit
ſeyn es auch durch ein geringeres Leiden zu er-
kaufen, wenn wir anders nur frey handlen kön-
nen. Sollen alſo entfernte Seeligkeiten den
Sieg über ein gegenwärtiges Gut erhalten; ſo
muß erſt der Verſtand fähig ſeyn, jene recht zu
erkennen, um von ihrer Gewißheit ſich zu über-
zeugen. Sollen geiſtige Glückſeeligkeiten den
angenehmen Empfindungen gereizter Sinne vor-
gezogen werden; ſo müſſen wir erſt im Stand
ſeyn zu fühlen, daß dieſe Glückſeeligkeiten wirk-
lich Glückſeeligkeiten ſind.

lern von den Geheimniſſen der Religion ſprach, ſchienen mir allzu gegründet, als daß ich davon hätte abweichen ſollen. Ich bin vielmehr noch weiter gegangen, und habe auch vieles weggelaſſen, was mein Freund von Zeit zu Zeit bey ſchicklichen Gelegenheiten von dieſen Materien einmiſchte; nur die lebhafte Wendung, mit welcher er einsmal ſeine kleine Freunde darauf führte, habe ich am Schluſſe mit angebracht. Ihm gehört übrigens der ganze Katechismus. Ich fande allzuviel Vergnügen in ſeinem Unterricht der kleinen Freunde, die er ſich erwählt hatte, als daß ich eine Gelegenheit, ihn mit anzuhören, hätte vorbey gehen laſſen ſollen. Sobald er ſeine Schule entließ, gieng ich hin und ſchrieb alles auf, was ich gehört hatte, und itzo bringe ich es blos in eine Form und eine gewiſſe Ordnung, denn mein Freund bande ſich an keine, und wollte ſich lieber immer der Gelegenheit bedienen, die er ſich machte, oder die ſich ihm von ſelbſt darbote.

Um die langweiligen Umſchweife der Erzählung von dem, was ein anderer geſagt hat, zu vermeiden, laſſe ich ihn von Anfang bis zu Ende ſelbſt reden, und meine Leſer werden keine Mühe haben, ſich den rechtſchaffenen Alten in dem Kreis ſeiner aufmerkſamen Schüler vorzuſtellen. Wer ſich aber dieſe Scene lebhaft vorſtellt, der wird ſich auch nicht wundern, daß in dem Katechismus manche Pflichten nur kurz berührt, manche gar übergangen worden ſind. Für das Alter, in welchem die Zuhörer meines Freundes waren,

ſchick-

ſchickte ſich z. B. der Unterricht von der Liebe un-
ter den Geſchlechten gar nicht, und eine weitläuf-
ige Ausführung der Pflichten, der Erziehung u.
d. g. würde bey Kindern lächerlich geweſen ſeyn.
Ein Lehrer der Tugend wird, iſt er anders ſo be-
ſchaffen wie er eben gezeichnet worden iſt, bey
dem Unterricht der Erwachſenen, dieſe Mängel
nicht erſetzen können. Es iſt auch um eben der
Urſache willen nichts von den beſondern Pflichten
des weiblichen Geſchlechts eingemiſcht worden.
Mein Freund vernachläſſigte die Erziehung dieſes
liebenswürdigen Theils der Menſchen, von dem
ein ſo großes Stück des wahren Wohls und der
Glückſeeligkeit der Welt abhängt, gewiß nicht.
Allein ich mußte eine gewiſſe beſtimmte Art von
Zuhören veſtſetzen, wenn ich dem Vortrag meines
Freundes folgen, und nicht in dem Allgemeinen
ſtehen bleiben wollte. (Allgemeine Sätze ſind zum
Wachsthum und zur Erweiterung des Verſtandes
unumgänglich nöthig; aber zur Beſſerung des
Herzens, zur Rührung, zur Lebhaftigkeit der
Ueberzeugung helfen ſie wenig.)

Wie groß würde übrigens meine Belohnung
ſeyn, wenn diejenige, welche die Pflicht auf ſich
haben, die Sitten und die Herzen der Jugend
zu bilden, aus dieſen Blättern Gelegenheit neh-
men wollten, die Tugend in dem Geſichtspunkt
zu faſſen, und ihren Schülern vorzuſtellen, in
welchem ſie mein Freund den Seinigen vorhielte?
Sollte die Verbeſſerung der Sitten nicht dabey
unendlich gewinnen?

Ich wünschte freylich, daß dieſe Verbeſſerung lieber an den Höfen und in den Städten anfieng. Dort ſind die Beyſpiele der Tugend viel glänzender, und folglich die Ausbreitung und Nachahmung derſelben am leichteſten. Allein der Zuſtand und die Verhältniſſe der Menſchen ſind dort ſo verwickelt, die Zerſtreuungen ſo groß, die Geſchäfte ſo weitläuftig, die Abſichten der Erziehung ſo mannigfaltig, daß da eine Verbeſſerung der Sitten nur ſchwer und langſam von ſtatten gehen kann. Auf dem Lande iſt das Leben einfacher, die Pflichten leichter, die Verführungen geringer, und — darf ich es ſagen? — die Vernunft und die Denkungsart natürlicher. Da muß alſo die Sittenbeſſerung auch am leichteſten ſeyn. Ja, wer weiß, ob nicht auch da, das liebenswürdige Beyſpiel der Tugend, vieles zu Beſſerung der obern Stände beytragen würde? Wenn der Landmann einmal vernünftig und tugendhaft gemacht worden iſt, ſo ſchämt ſich vielleicht der Junker dümmer zu ſeyn als er; dann ſchämen ſich die Stadtleute vor dem Dorfjunker; und der Hofmann vor den Stadtleuten; und der Regent — wird ſich freuen lauter tugendhafte und rechtſchaffene Unterthanen zu haben.

Iſt dieß zu wenig, ihr Großen der Erde? — Ohne euch iſt keine Verbeſſerung der Sitten zu hoffen! Wenn ihr winket, ſo fliehet das Laſter, und raſet hier und mordet dort; winket auch einmal der Tugend. Sie iſt die ſicherſte Stütze eures Throns, ſie wird euch zu Herrn der Herzen

machen,

machen, ſie wird euer Andenken bey unſern Enkeln verewigen. Sie allein macht euch groß und glücklich! Wenn ihr je empfunden habt wie leer der Glanz des Purpurs, und das erkaufte Lob des Schmeichlers eure Herzen laſſen; wenn ihr je gemerkt habt, wie eingeſchränkt eine Gewalt iſt, die ſich nicht auf Liebe und Treu und gewiſſenhaften Gehorſam der Unterthanen gründet; wenn ihr euch je erinnert habt, daß ihr auf dem Throne noch immer Menſchen ſeyd, und daß alle eure Vorrechte, eure Gewalt, euer Anſehen mit dem letzten Hauch verfliegen: o ſo trauet dem Verräther des Vaterlandes nicht, der euch nur aufmerkſam auf die Güter, und gleichgültig gegen die Sitten eurer Unterthanen machen will. Keine Unterthanen lieben ihren Fürſten treuer, eifriger und redlicher, als die, welche die Tugend lieben. Keine Verehrung iſt einem großen Herzen ſchätzbarer, als die Verehrung, die ihm der Rechtſchaffne weihet. Nichts kann ſelbſt Könige am Rande des Grabes, bey dem Verluſt aller weltlichen Herrlichkeiten, beſſer tröſten, als der Gedanke, daß ihre Unterthanen ſie als Väter, die ſie glücklich gemacht haben, beweinen; daß ihre Namen unter den menſchenfreundlichen Königen, unter den Weiſen glänzen, und daß die Augen, die alles ſehen, mit Wohlgefallen auf ſie herab ſehen werden. O daß ich, ehe ich ſterbe, die Tage ſähe, in welchen Fürſten die Ausbreitung der Tugend zum erſten Gegenſtand ihrer Regierungsſorgen machen! — Bis dahin, ihr unbekannte Freunde der Tugend, bis dahin wollen wir

in dem ſtillen Beyfall unſers Herzens und in dem Wohlgefallen unſers Gottes unſere Glückſeeligkeit ſuchen; und da wir ſonſt ſo wenige Beyſpiele haben, die uns zu der Tugend ermuntern; ſo wollen wir oft, täglich die Beyſpiele unſerer beſſern Voreltern betrachten, und ſie in Menſchenliebe, in Redlichkeit, in Treu, in ihrem ganzen Werth noch zu übertreffen ſuchen. Finden wir aber auf unſerm Weg ein reines, ein ſanftes, ein fühlbares Herz, ſo wollen wir dieſes zur Tugend bilden; und können wir einen verwilderten Staat nicht aus ſeinem Verderben reiſſen, doch wenigſtens unſern Kindern Freunde ſchaffen, die ihrer und unſerer würdig ſind!

Es iſt nun Zeit, daß ich meinen Freund reden laſſe.

Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk.

Ihr Kinder, sprach mein Freund in der aufmerksamen Versammlung seiner Zuhörer; ihr Kinder, höret mir zu! Ihr wißt, ich bin mit euren Eltern grau geworden, und wir haben miteinander vielerley Arten von Unglück auszustehen gehabt. Einiges haben wir nicht verhindern können, wie vor einigen Jahren, da der Feind unser Feld verheerte und unsere Häuser abbrannte; oder wenn wir unsere Weiber, oder unsere Kinder, oder unsere Freunde verloren haben. Manches aber hätten wir freylich abwenden können, wenn wir klügere und bessere Menschen gewesen wären.

Ich werde nun nicht lange mehr leben, ich werde auch nicht immer bey euch seyn; denn ihr kommt vielleicht in einigen Jahren bald hier, bald dahin. Auch eure Eltern werden nicht immer bey euch seyn; denn auch sie können sterben, und wann ihr einmal heranwachst, so kommt ihr in eure Freyheit, und seyd ihr dann nicht klug und keine gute Menschen, so macht ihr euch gewiß selbst unglücklich. Entweder krank oder arm, oder

bey euren Nebenmenſchen verhaßt, oder mißvergnügt. Und was nutzt euch dann alles auf der Welt?

Eure Eltern können euch nicht lieber haben, als ich euch habe, und wenn ich ſtürbe, und wüßte, daß ihr einmal euch ſelbſt unglücklich gemacht haben ſolltet, lieben Kinder, ich würde auf meinem Todtbette mich nicht tröſten laſſen! Doch ich weiß, ihr werdet einen alten Mann nicht ſo betruben, und damit ihr es nicht aus Unwiſſenheit thut, ſo will ich euch jetzt alles ſagen, was euch, wie ich glaube, ſo klug und zu ſo guten Menſchen, und deßwegen ſo glücklich machen kann, als nur immer möglich iſt.

(Pflichten gegen den Körper. Geſundheit.) Nicht wahr, meine liebe Kinder, ihr ſeyd ſchon alle manchmal krank geweſen? Waret ihr gerne krank? Hättet ihr nicht lieber geſund ſeyn mögen? Wenn ihr krank waret, ſo ſchmeckte euch kein Eſſen und kein Trinken; ihr mußtet den ganzen Tag im Bette bleiben; wann eure kleine Freunde auf der Wieſe ſprangen und ſpielten, oder ſich im Fluſſe badeten, oder ſonſt ſich eine Luſt machten, ſo war euch das alles verwehrt. Ihr fühltet bald hier bald da Schmerzen. Ihr konntet des Nachts nicht ſchlafen, und alles was um euch war, war euch unausſtehlich und unangenehm. Möchtet ihr noch einmal krank ſeyn? Nicht? Ihr habt recht! Aber jetzt wißt ihr noch kaum halb, was euch daran gelegen ſeyn muß,

recht

recht geſund und ſtark zu ſeyn. Ich habe, da ich noch ein Jüngling war, einen guten Freund gehabt, der war ſechs Jahre lang krank. Der arme Mann hatte eine Frau, und fünf Kinder, die noch jünger waren als ihr. Er war in recht guten Umſtänden, ehe er krank wurde. Er hatte ein Haus, das ſein eigen war, ein ziemlich groſſes Feld, und die beſte Heerde in dem Dorfe. So lange er ſelbſt ſein Feld und ſeine Heerde beſtellen konnte, war er recht glücklich; allein ſo bald er krank wurde, kam alles Unglück zuſammen. Er hatte einen Knecht, dem er nun alles überlaſſen mußte, und der böſe Menſch vernachläumte Feld und Heerde, und beſtahl ihn noch überdieß an der Erndte und an den Nutzungen ſeiner Heerde, wovon doch mein kranker armer Freund leben mußte. Dem böſen Knecht iſt es zwar freylich in ſeinem ganzen Leben nicht wohl gegangen, denn kein Menſch wollte etwas mit ihm zu ſchaffen haben, weil man wußte, daß er meinen Freund betrogen und beſtohlen hatte; aber mein Freund wurde dem ohngeachtet in den vier erſten Jahren ſeiner Krankheit ſo arm, daß er von ſeinem Feld ein Stück nach dem andern verkaufen mußte, und ſeine Heerde war auch ſchon weg. Hätte er mir oder ſonſt nur einem Menſchen ein Wort geſagt, wir hätten es gewiß nicht ſo weit kommen laſſen. Aber mein Freund ſchämte ſich, uns ſeine Armut zu entdecken, und dadurch kam er immer mehr und mehr zurück; denn ſeine Frau taugte nicht viel in die Wirthſchaft, und ſeine Kinder waren noch ganz unerzogen. Endlich wurde es

immer ſchlechter und ſchlechter mit meinem Freund. Wir ließen einen Arzt aus der benachbarten Stadt kommen, und der redliche Mann beſuchte ihn fleiſig, ohne weiter von meinem Freund etwas zu verlangen, als daß wir ihm immer ein Pferd zuſchickten, um ihn herbey zu holen. Noch ein Jahr erhielte er dem armen Kranken das Leben, endlich aber mußte er ſterben. Ich bin bey ſeinem Tod geweſen, meine Kinder, aber ich kann euch nicht ſagen, wie mir zu Muthe war, da er mir ganz allein ſein Elend klagte. Seine Krankheit kam von nichts als von dem übermäßigen Gebrauch hitziger Getränke, die ihn nach und nach verzehrten. Sie war unheilbar, und er ſtarbe auch ſonſt recht gern. Aber denkt wie viel er in den ſechs Jahren ausgeſtanden hatte, und wie ihn das auf ſeinem Todtbette ſchmerzen mußte, daß er nun fünf unſchuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glücklich machen können, in einer ſolchen Armuth hinterlaſſen mußte, daß ſie kaum ihre Leiber bedecken konnten?

Hätte er ſich die Krankheit nicht zugezogen, ſo wär er noch vielleicht itzt einer der reichſten Bauern, und könnte unter ſeinen Kindern vielleicht vergnügter leben als unſer König, der immer ſo viel zu ſorgen hat. Stellt euch einmal itzt an den Platz des armen Vaters. Ich weiß, ihr habt mich lieb. Denkt nun einmal, wie es euch zu Muth ſeyn würde, wenn ihr mich ſo elend gemacht hättet, als die armen Kinder wurden, und wenn ihr dabey ſelbſt ſo viele Schmerzen ſo lan-

ge Zeit ausſtehen müßtet, und darüber alles, was ihr habt, zu Grunde gehen ſähet? Denkt, wann ihr einmal in eine ſolche Krankheit verfallen würdet, die euch ſo arm gemacht hätte, und ihr würdet wieder geſund, und müßtet nun gehen, und entweder euer Brod bettlen, oder bey andern es durch eure Arbeit ſuchen, da ihr vorher ſelbſt Knechte halten konntet? Wie unglücklich würdet ihr da ſeyn? Wie würdet ihr euch vor euch ſelbſt ſchämen, was für Vorwürfe würdet ihr euch machen müſſen, wenn ihr ſo gar ſelbſt an eurem Unglück ſchuld wäret? Nein, Kinder! hütet euch vor allem, was euch krank machen kann. Oft ohne Hunger und Durſt eſſen und trinken, zu viel eſſen, zu viel, ſonderlich ſtarke Getränke trinken, gefährliche Spiele wagen, alles das kann euch krank machen, und wenn ihr krank ſeyd, ſo wißt ihr, wie elend ihr werden könnt.

(Arbeitſamkeit.) Auch die Faulheit macht euch krank. Nicht wahr, wenn ihr zu lang geſchlafen habt, ſo geht ihr verdroſſen an eure Arbeit, und wann ihr euch nicht bewegt habt, ſo ſchmeckt euch das Eſſen und das Trinken lange nicht ſo gut, als wenn ihr recht herum geſprungen ſeyd. Das iſt ſchon eine Anzeige einer Krankheit, und wenn dieſe lange anhält, ſo wird ſie immer ſtärker, und ihr werdet endlich ganz zur Arbeit untüchtig. Vor eurer Zeit ſaß oft an dem Dorfe ein armer Mann, den eure Eltern gemeinſchaftlich erhielten. Der Mann hatte Hände und Füſe, wie der Stärkſte unter

unter euch nur immer mehr haben kann. Allein der arme Mann war in der Stadt von reichen Eltern erzogen worden. Er ſtunde ſonſt nie vor Mittag aus dem Bett auf, dann aß er, und wann er gegeſſen hatte, dann ſetzte er ſich hin, und ſpielte bis um Mitternacht, und dann ſchlief er wieder bis an den andern Mittag. Wann er ausgehen mußte, ſo ließ er ſich immer fahren, und wann er etwas zu thun hatte, das die geringſte Bewegung erforderte, ſo hatte er immer vier bis fünf Leute, die alles für ihn thun mußten. Er hatte das Unglück, daß er um ſein Vermögen kam. Und da er ſich ſchämte an dem Ort zu bettlen, wo er vorher ſo bequem gelebt hatte, ſo kam er auf das Land und wollte wirklich ſich bey einem Bauer zum Knecht brauchen laſſen, um nur ſein Leben zu erhalten. Allein wann er eine halbe Stunde gearbeitet hatte, oder nur in das nächſte Dorf gehen ſollte, ſo fiel er ohnmächtig nieder, und wir ſahen endlich, daß wir ihn nicht brauchen konnten, weil er ſo ſchwach war; denn er hatte zwar Hände und Füſe, aber ſie waren ihm zu nichts nütze. Nehmt euch in acht, Kinder, daß ihr nicht auch ſo werdet!

Womit ſolltet ihr euch ernähren, wenn ihr auch eure Hände und Füſe nicht brauchen könntet? Und das geſchieht gewiß, wann ihr nicht fleiſig arbeitet. Dann ſeht, wann ihr eſſet oder trinket, ſo muß alles was ihr eſſet oder trinket durch eure Hände, eure Füſe, euren Kopf, euren ganzen Leib wieder vertheilt werden. Wann

ihr

ihr lange gefaſtet habt, ſo werdet ihr matt und
lend, denn euren Gliedern fehlt die Nahrung,
die ihnen Kraft giebt. Eſſet ihr nun, ohne recht
darauf zu arbeiten, oder arbeitet ihr nicht recht,
he ihr eſſet, ſo bleibt euer Eſſen in dem Magen
größtentheils liegen, und eure Hände, eure Ar-
me, eure Füſe bekommen kaum halb ſo viel Nah-
rung als ſie brauchen, um ſtark zu werden, und
eure Arbeit zu thun. Auch die Glieder werden
ſelbſt durch die Ruhe ſteif und unbiegſam. Ver-
ſuchts einmal, und ſchließt einen Vogel lange in
einen Kefig ein, und laßt ihn dann fliegen: wie
matt wird er herum flattern, bis er ſich wieder
gewöhnt hat? Eben ſo geht es euch auch, wenn
ihr euch an den Müßiggang gewöhnt, und wenn
ihr lange nichts gethan habt, ſo könnt ihr auf die
letzt faſt gar nichts mehr thun. Und wie unglück-
lich ſeyd ihr dann nicht, wann ihr immer zu einer
jeden Arbeit andere zu Hülfe rufen müßt, die
nicht mehr Füſe haben als ihr, und die dazu ſel-
ten alles thun, wie ihr es verlanget, oft euch
nicht helfen wollen, und oft mehr für ihre Mühe
verlangen, als die Arbeit werth iſt, die ihr ihnen
auftragt. Wenn ihr alsdann ſeht, daß eure Fel-
der nicht recht gepflügt, eure Wieſen nicht recht
umzäunt, eure Bäume nicht recht behauen ſind,
dann werdet ihr ſtehen und euch betrüben, daß
ihr die Kräfte, die ihr hattet, eure Arbeit ſelbſt
zu verrichten, ſo verwahrlost habt. Aber dann
iſt es zu ſpät, dann kann euch nichts mehr den
Verluſt eurer Kräfte erſetzen. Laßt euch alſo
nicht verdrießen zu arbeiten. Wann ihr des

Morgens

Morgens auf dem Felde ermüden wollt; ſo denkt immer: wenn ich jetzt nachlaſſe, ſo wird mir das Eſſen nicht halb ſo gut ſchmecken, als geſtern; ich werde künftig nicht halb ſo viel mehr arbeiten können, als jetzt. Wann ihr am Abend nach der Ruhe ſeufzet; ſo denkt: wer weiß, ob ich ſo ſanft ſchlafe als die vorige Nacht, wenn ich nicht auch ſo arbeite, als geſtern? Und wann ihr am Morgen eure Bette ungern verlaßt, ſo erinnert euch an den Bettler, von dem ich euch geſagt habe. Denn, wann ihr zehn Jahre lang gefaulenzt habt, ſo iſt die Zeit vorbey, und ihr ſeyd unglücklich, weil ihr den Gebrauch eurer Kräfte verloren habt; habt ihr aber zehn Jahre lang gearbeitet, ſo iſt die mühſame Zeit auch herum, und ihr habt nicht allein eure Kräfte noch immer vermehrt, ſondern es wird euch auch gar nicht mehr ſchwer, dem Müßiggang zu entſagen. Es iſt ohne dieß nichts angenehmes, müßig zu gehen. Wir haben alle noch ſo viele Dinge in dem Geſicht, die wir gerne haben möchten, und die wir nicht erhalten können, die fallen uns alsdann alle ein, und dann ärgern wir uns, und werden mutriſch und ſo verdrießlich, daß es uns kein Menſch mehr recht machen kann. Oft fangen wir auch dann an, zu dieſem oder jenem Luſt zu bekommen. Wir eſſen ohne Hunger. Wir trinken ohne Durſt, und machen uns auf dieſe Art immer unglücklich, krank und elend, meiſtens auch arm; und dann hat kein Menſch mehr Mitleiden mit uns. Dann heißt es, der Müßiggänger könnte ſo reich ſeyn als ich, wenn er etwas hätte thun

wollen.

wollen. Er verdient nicht, daß wir ihm helfen. O Kinder, die Arbeit mag ſo ſauer ſeyn als ſie will, das iſt noch zehnmal unerträglicher. Zwar immer zu arbeiten taugt auch nichts. Der Kör-
(Vergnü- per kann es nicht aus ſehen, wann
gen.) ihr ihn beſtändig ermüdet, und auch das Vergnügen gehört mit zu eurem Glück. Ich brauch euch dazu nicht zu ermahnen. Denn, nicht wahr, es iſt keiner unter euch, der nicht gerne ſpielt, und herum ſpringt und ſich luſtig macht? Auch eure Eltern gehen am Abend zu ihren Freunden oder werden von ihnen beſucht, und vergnügen ſich mit einander. Springt Kinder, und ſeyd luſtig, wenn ihr nichts zu thun habt; aber ſorgt nur, daß ihr darüber eure Felder oder euer Hausweſen nicht verſäumt, und daß ihr das, was ihr braucht, um bis zur künftigen Erndte, oder im Alter, oder bey einem Unglückfall euch zu ernähren, nicht darüber verſchwendet. Wenn man euch die Erlaubniß gäbe, eine ganze Woche nichts zu thun, als zu ſpielen, und euch luſtig zu machen; aber mit dem Beding, daß ihr die andere Woche nichts zu eſſen haben, oder daß ihr in eurem Leben euch nicht wieder luſtig machen ſolltet, wolltet ihr wohl um der einen guten Woche willen ſo viele ſchlimme ertragen? Das erfolgt aber gewiß, wenn ihr eure Arbeit, oder euer Hausweſen verſäumt, um euch eine kurze Zeit über luſtig zu machen. Wann dieſe Zeit vorbey iſt, ſo müßt ihr darnach in eurem ganzen Leben immer arbeiten, und Mangel leiden, und habt keine vergnügte Stunde mehr zu gewarten. Es

giebt

giebt auch Leute, die ſich nicht anders vergnügt machen können, als wenn ſie lärmen, oder ſchreyen, oder trinken. Das iſt kein Vergnügen, Kinder, das euch glücklich macht. Ihr werdet faſt immer ſehen, daß die Leute, die ſo lärmen und ſchreyen, endlich entweder arm und krank, oder mit einander uneins werden, und dann ſchlagen ſie ſich, beleidigen einander, werden Feinde, und am Ende thut ein jeder alles, was er kann, dem andern zu ſchaden. Ein ſolches Vergnügen macht zuletzt nur unglücklich. Sonderlich iſt das übermäßige Trinken ſchädlich. Ihr erinnert euch noch, was ich euch von meinem Freund ſagte, der dadurch krank und arm geworden iſt. Andere haben im Trunk ihre Weiber und Kinder, ihr Geſinde und ihre Freunde geſchlagen; oder ihre Häuſer angeſteckt; oder ſie haben mit andern Zänkereyen angefangen, und ſind dafür geſchlagen, oft gar um das Leben gebracht worden. Da ſie nicht wußten, was ſie thaten, ſo haben ſie öft andern Dinge verrathen, die ihnen ſchaden konnten. Manche haben ihre Häuſer und Güter in der Trunkenheit weggeſchenkt, oder verſpielt. Wenn ſie dann ihr Wort nicht halten wollten, ſo haben diejenige, denen ſie es gegeben hatten, ſie ſo lang verfolgt, als ſie lebten. Die Trunkenheit hat dabey noch den Fehler, daß man ſich bald ſo gewöhnt, daß man nachher immer mehr trinken will, und faſt ohne betrunken zu ſeyn, nicht mehr leben kann. Iſt man einmal ſo weit gekommen, dann iſt man keinen Augenblick mehr ſicher vor dem äuſerſten Elend. Anſtatt zu arbeiten, geht man trinken.

Und

Und auf die Art muß man zu Grunde gehen, und macht ſich arm und krank. Ein jeder Rauſch macht ſchon krank; denn wann er vorbey iſt, ſo fühlt man ihn noch lang, und iſt lange zur Arbeit verdroſſen, und mit allem unzufrieden, und immer unglücklich. Wann ihr Männer ſeyd, Kinder, ſo dürft ihr tanzen, ſingen, und euch recht luſtig machen; aber, nur macht es immer ſo, daß ihr dabey eure Arbeit nicht verſäumt, euch nicht krank und arm machet, und daß ihr niemand beleidigt.

(Reinlichkeit.) Noch ein Mittel muß ich euch ſagen, das auch nicht wenig dazu beyträgt, euch geſund zu erhalten. Das iſt die Reinlichkeit. Eure Arbeit iſt nicht leicht. Oft fließen euch, wenn ihr im Feld arbeiten müßt, die Tropfen von der Stirne und von dem ganzen Leib. Seyd ihr nicht reinlich, ſo wird eure Haut zu dick, die Schweistropfen können nicht durchdringen, und daher entſtehen viele recht ſchmerzliche Krankheiten. Auch ſind eure Stuben und Häuſer klein. Die Luft in einer unreinen Stube iſt jedermann, und zumal euch, die ihr im Sommer immer in der freyen Luft ſeyd, ein recht gefährliches Gift. In eure Speiſen, in die Garten- und andere Früchte, ſetzen ſich allerley Unreinigkeiten; in dem Waſſer leben allerley Arten von Ungeziefer und giftigen Eyern. Wenn ihr nun nicht darauf ſehet, daß alles rein iſt, was ihr um und an euch habt, ſo werdet ihr nach und nach verzehrt und elend. Badet euch deßwegen oft im Sommer, waſcht euch oft im

Winter. Laßt oft die frische Luft in eure Stuben, und fegt den Staub, den ihr sonst bey dem Athemholen in euch saugt, heraus, und esset und trinket ja nicht alles ohne Unterschied, und ohne erst zu sehen, ob es auch rein und gesund ist.

(Pflichten gegen die Seele.)

Nun Kinder, wißt ihr so ungefähr, wie ihr es machen müsset, daß ihr euren Körper nicht schlechter macht, als ihr ihn von Natur empfangen habt. Allein was nutzt euch der bloße Körper, wenn ihr ihn nicht auch zu brauchen wisset? Euer Pferd und euer Ochs ist noch viel stärker als ihr, und doch weiß er nicht, wie er sich glücklich machen soll. Stellet einmal euren Ochsen auf ein unbewachsenes Feld, und seht, ob er im Stand seyn wird, es zu bebauen? oder gebt ihm für eine ganze Woche Futter in den Stall; er wird es gewiß in den ersten Tagen schon zertreten und gefressen haben, ohne Vorsicht für die Zukunft. Der Mensch ist eben darinn glücklicher, als das Vieh, daß er nicht blos nur so viel weiß, als er siehet oder höret, oder als ihm gerade vor Augen liegt, sondern daß er auch noch ausserdem unendlich viele Sachen wissen kann, die er noch nicht gesehen hat, und die erst künftig geschehen. Wenn eure Eltern itzo das Korn ausstreuen, das sie hätten zu Brod machen und verzehren können, so geschieht es blos deßwegen, weil sie wissen, daß sie dadurch noch weit mehr wieder bekommen werden, als sie ausgestreut haben. Dieses und unendlich viele Dinge mehr lehrt die Vernunft. Sie ist zu eurem Glück ganz unentbehrlich. Wenn

ihr

hr ſie nicht habt, ſo könnt ihr nicht weiter für
uch ſorgen, als für jeden Augenblick, und ſeyd
n Gefahr, den nächſten darauf zu Grund zu ge
hen. Durch ſie aber lernt ihr bey allem, was
hr thut, erkennen, ob es euch gut, oder nicht
ut iſt, und ob ihr dadurch euer Glück machet,
der nicht? Hätte der Mann, der ſich vor
inigen Jahren unter uns niedergelaſſen hat,
Vernunft gehabt, ſo würde er ſein ſchönes Korn
eld nicht zu einem Weinberg gemacht haben,
er ihm, wann er Jahre lang darauf wartet, an
latt des guten Korns, nichts als ſchlechten Wein
iebt; und hätte der andere Vernunft gehabt, ſo
hätte er ſein Pferd nicht mit einer ſolchen Laſt
eladen, unter welcher es erliegen mußte. Gebt
cht, liebe Kinder, auf ſolche Beyſpiele, ſie
önnen euch am beſten unterrichten. Und wenn
hr oft an andern bemerkt habt, wie ſie es mache
en, um auf dieſe oder jene Art glücklich zu wer
den, und worinn es andere verſehen haben,
wenn ſie unglücklich geworden ſind, ſo werdet
hr immer beſſer und mehr lernen, wie ihr es ma
chen müſſet, um glücklich zu werden oder einem
Unglück zu entgehen. Wenn ihr aber nur ſo da
hin lebt, ohne euch zu bekümmern, was eure
Handlungen für Folgen haben, ſo werdet ihr euch
alle Augenblicke entweder in Schaden bringen,
oder die beſten Gelegenheiten, euch Vortheile zu
chaffen, verſäumen; oder wenigſtens ſo ungewiß
werden, daß ihr nie recht wiſſen werdet, was ihr
thun, oder nicht thun ſollt.

Haltet euch deßwegen, sonderlich zu alten Leuten. Uns bringt das Alter Erfahrung. Wir glaubten oft, daß dieses oder jenes uns nützen würde; wir thaten es, und mußten hernach dafür leiden. Lasset unsern Schaden euch zur Warnung dienen, und unternehmet nicht leicht etwas, ohne andere zu fragen, wenn ihr nicht aus der Erfahrung wisset, daß es euch nützlich ist. Zugleich könnt ihr noch immer vernünftiger und klüger werden, wann ihr die Kunst lernet zu lesen, was andere aufgeschrieben haben. Ihr kennt nur wenige Menschen, und die ältesten, die ihr kennt, haben kaum eine Erfahrung von sechzig oder siebenzig Jahren. Es können euch tausend Fälle vorkommen, die allen euren Bekannten nicht vorgekommen sind, und worinnen weder ihr noch sie euch rathen können. Wenn ihr aber lesen könnt, so könnt ihr euch dadurch alles zu Nutze machen, was die Menschen von tausend und mehrern Jahren, und fast in allen Gegenden der Welt, gesammelt haben. Ihr werdet alsdann die Geschichten von allerley Leuten lernen. Von dem einen wird man euch erzählen, wie er in dem größten Ueberfluß mißvergnügt und elend war; von dem andern, wie er bey seiner Armuth glücklich gewesen ist. Bald werdet ihr einen finden, der sich durch Müßiggang und Liederlichkeit krank und elend gemacht hat; bald einen andern, der durch Falschheit und Betrug ein Abscheu aller seiner Nebenmenschen wurde: und alles dieses wird euch nach und nach immer klüger und besser, und also immer glücklicher machen.

chen. Auch das wird euch das Leſen nutzen, daß ihr weniger betrogen werden könnt. Es giebt böſe Menſchen, denen man auf ihr Wort nicht trauen darf, wollt ihr dieſe zwingen ihr Verſprechen zu halten, ſo müßt ihr euch ihr Wort ſchriftlich geben laſſen. Könnt ihr nun nicht leſen, ſo können ſie euch hinſchreiben, was ſie wollen. Unſer voriger Schulmeiſter war ſo ein böſer Mann. Ein gutherziger Freund von mir borgte ihm eine kleine Summe Geld. Da er ihm aber nicht völlig trauen wollte, ſo ließ er ſich eine Handſchrift geben. Mein Freund konnte nicht leſen, und der böſe Schulmeiſter ſchrieb, anſtatt der Handſchrift, einen Vers aus einem Lied auf ein Papier, und läugnete darnach die Schuld, und betrog auf dieſe Art meinen zu leichtglaubigen Freund. Wenn ihr leſen könnt, ſo ſeyd ihr wenigſtens vor einem ſo groben Betrug geſichert. Aber auch ſchreiben müßt ihr lernen, Kinder. Nicht wahr, ihr vergeſſet oft tauſend Dinge, die ihr gerne behalten möchtet, und die euch glücklicher machen könnten, wenn ihr ſie noch wüßtet? Könnt ihr ſie nun aufſchreiben, ſo vergeſſet ihr ſie gewiß nie wieder, wenigſtens könnt ihr euch immer wieder daran erinnern. Ihr habt oft in benachbarten Orten, zu einer Zeit wenn ihr nicht dahin kommen könnt, dieſes oder jenes zu beſtellen, das ihr niemand ſagen wollt. Wenn ihr ſchreiben könnt, ſo könnt ihr eure Sachen in wenig Zeit ausrichten, ohne einen Schritt aus eurem Hof zu gehen. Rechnen iſt auch ſo nützlich! Es giebt oft ſchelmiſche Beamte, die euch, und eu-

ren König zugleich betrügen. Könnt ihr rechnen, so seyd ihr wenigstens etwas gegen sie gesichert. Ihr habt auch allerley zu kaufen und zu verkaufen; wie wollt ihr damit zu rechte kommen, wann ihr nicht selbst ein wenig berechnen könnt, was euch zukommt? Jeder Betrüger kann euch alsdann um das Eure bringen, und ihr könnt euch nie einen Anschlag machen, was ihr für Nutzen aus euren Gütern und aus eurer Arbeit zieht. Jetzo, da eure Eltern noch für euch sorgen, ist dieses alles bald und ohne Mühe gelernt, und künftig wird es euch den größten Vortheil bringen. Aber wendet nicht auf diese Dinge alle eure Zeit. Ihr seyd auf der Welt das Feld zu bebauen, und eure Haushaltung in Ordnung zu halten. Dadurch werdet ihr am glücklichsten; denn dadurch erhaltet ihr euch beym Leben. Das müsset ihr also immer eure Hauptarbeit seyn lassen. Ihr kennet den Barbier, der den Bauernhof des vorigen Schulzen gekauft hat. Der Mann liest und schreibt den ganzen Tag. Aber wie elend sieht es auf seinem Felde aus? Das Lesen und Schreiben macht nicht allein glücklich. Der Barbier weiß von Königen und Fürsten zu sprechen; es kommt keine neue Verordnung heraus, die er nicht untersuchen und beurtheilen sollte: und dem ohngeachtet steht er im Begriff Hunger zu leiden.

Sucht nicht mehr zu wissen, Kinder, als ihr braucht, um als redliche Bauern glücklich zu seyn. Ihr werdet es aber nie werden, wenn ihr, anstatt

zu

zu pflügen oder zu erndten, wann es Zeit ist, da sitzet und leset, was euch nichts angehet, und was ihr vielleicht doch nicht verstehet. Nur dann, wann ihr in eurer Haushaltung, und auf eurem Felde nichts mehr zu thun habt, nur dann mögt ihr lesen. Es wird euch recht gut seyn; und euer Pfarrer wird euch schon sagen, was ihr am besten lesen sollt.

(Pflichten gegen das Vermögen.) Ich glaube, ich brauch euch nicht zu sagen, daß es ein Unglück ist, wenn man hungert oder durstet, oder keine Kleider, oder kein Bett, oder kein Dach hat. Nicht wahr, das wißt ihr alle schon lang? Woher bekommt ihr aber dieses alles? Laßt euch eure Eltern noch so viel hinterlassen, es wird nicht lange dauren, wenn ihr es nicht zu rathe haltet. Wenn ihr ein Stück Feld bekommt, was wird es euch nutzen, wenn ihr es nicht bebaut? Ihr könnt ja das Feld nicht essen; und baut ihr es, was nutzt es euch, wenn ihr nicht erndtet, und die Frucht aufhebt und verwahrt, und immer so vertheilt, daß ihr gerade nur so viel verzehrt, als nöthig ist; dann sonst werdet ihr bald gar nichts mehr haben. Wann ihr fünfzig Scheffel Roggen erndtet, so wißt ihr, daß ihr von einer Erndte zur andern damit auskommen, und noch zur neuen Saat übrig haben müsset. Haltet ihr diese fünfzig Scheffel nicht zu rathe, so habt ihr sie vielleicht schon verthan, ehe noch der künftige Roggen blüht. Ihr müsset indessen doch leben, bis ihr wieder erndten könnt. Dann geht ihr

hin und borgt. — Wenn ihr borgt, so müsset ihr wieder zahlen, sonst borgt euch auf ein anders mal kein Mensch mehr. Erndtet ihr nun wieder fünfzig Scheffel, und ihr habt zehen geborgt, so bekommt ihr nur noch vierzig. Ihr seyd im vorigen Jahr nicht mit fünfzig ausgekommen, ihr werdet also itzt mit vierzig noch weniger ausrichten. Anstatt zehn, müßt ihr also zwanzig borgen, und auf diese Art kommt ihr immer mehr und mehr in Schulden, und endlich müsset ihr eure ganze Erndte andern überlassen. Kommt noch dazu ein Mißwachs, so langt die Erndte nicht zu, und ihr müsset überdieß noch ein Stück Feld weggeben; langt sie aber auch zu, so müsset ihr doch leben, und dann habt ihr kein ander Mittel, als daß ihr ein Stück Feld dahin gebt. Habt ihr weniger Feld, so erndtet ihr wieder weniger, und nach und nach müsset ihr alles verkaufen. Endlich geht es an das Haus; denn man kann ein Haus eht entbehren als das Essen. Ist das Haus fort, so geht es an die Kleider, und am Ende müsset ihr entweder nackend herum laufen, oder als Knechte für andere arbeiten, oder gar bettlen. Hättet ihr eure erste fünfzig Scheffel zu rathe gehalten, so hättet ihr, anstatt zu borgen, vielleicht noch etwas davon verkaufen können. Das Geld, das ihr gelöset hättet, hättet ihr vielleicht nach und nach zu Erkaufung mehrerer Felder angewendet. Ihr hättet also immer einen Vorrath gehabt, und wenn einmal ein Mißwachs oder sonsten ein Unglück gekommen wäre, so wäret ihr nicht gleich im Mangel gewesen, sondern

dern hättet nöch für euer Alter, wann ihr nicht mehr arbeiten könnt, etwas übrig gehabt. Auch hättet ihr euren Freunden in der Noth beyſtehen, euren Nachbarn helfen, den Armen unterſtützen können, und wäret, ſo viel es ſich thun läßt, vor der Armuth in Sicherheit geweſen, wenigſtens hättet ihr gewiß nicht die Armuth, die ihr euch ſelbſt zuzieht, zu ertragen gehabt. Nichts zu haben, wenn man nichts haben konnte, das iſt noch auszuſtehen. Ein ſolcher Armer findet immer mitleidige Freunde, die ſich ſeiner annehmen, oder er kann für andere arbeiten, und ſich behelfen. Da er das immer gewohnt war, ſo wird es ihm nicht beſchwerlich. Aber wenn man etwas gehabt hat, oder haben konnte, es durch ſeine Schuld vernachläßigen und verlieren, das, Kinder, iſt das größte Unglück, das ihr leiden könnt. Kein Menſch giebt dem gerne, der nicht zu betteln brauchte, wenn er gewollt hätte. Und die Herren ſind immer gegen ihre Knechte härter, wenn ſie hören, daß die Knechte vorher das Ihrige durchgebracht haben; denn ſie wiſſen, daß ſolche Knechte entweder faul, oder lüderlich, oder betrügeriſch waren. Sie glauben dabey, daß ſie ungern dienen, da ſie es beſſer haben könnten, und deßwegen trauen ſie ihnen nicht. Sie verachten ſie noch überdieß; und alles dieß zuſammen macht ſie härter, und dem Knecht den Dienſt ſchwerer. Dienen aber muß er, und er hat dabey nicht die Wahl, wem er dienen will; denn nicht jedermann mag ſich einen Knecht halten, der das Seine ſelbſt ſo ſchlecht verwaltete, daß er es verloren hat.

Der Arme ist zwar in vielen Stücken weniger geachtet als der Reiche oder Wohlhabende; denn er kann andern mit seinem Vermögen weniger nutzen. Ist er aber sonst ein kluger und guter Mensch, und ist er nicht durch seine Schuld arm geworden, so wird er dennoch in manchem Fall weit höher geachtet als der Reiche. Man traut ihm ehe etwas an, man fragt ihn um Rath, und sucht seine Freundschaft, weil man, so arm er ist, doch durch seine Ehrlichkeit und durch seine Vernunft von ihm Nutzen ziehen kann. Aber der Dürftige, der sich selbst arm gemacht hat, da er wohlstehen konnte, der ist überall verachtet und verhaßt. Man hofft nicht allein nichts von seinem Vermögen, sondern man ist ihm auch abgeneigt, weil er selbst Schuld daran ist, daß er nun mit seinem Vermögen uns nicht mehr nutzen kann; man traut ihm nichts an, weil man aus der Erfahrung weiß, wie schlecht er mit dem Seinigen gewirthschaftet hat; man erwartet keinen guten Rath von ihm, weil er sich selbst so übel gerathen hat. Und da man ihn also zu nichts weiter brauchen kann, als wozu man ein Pferd oder einen Ochsen, der gesunde Glieder hat, auch gebrauchet, so hält man ihn auch nicht viel besser. Seht, Kinder, so viel kommt darauf an, daß ihr das was ihr habt, zu rathe haltet. Verlaßt euch nicht auf die Beyhülfe anderer; denn sie ist nicht allein ungewiß, sondern ihr wißt auch, daß ihr, um glücklich zu seyn, mehr braucht als zu essen und zu trinken.

Wie man ſparen müſſe, das werdet ihr von euren Eltern am beſten in der Haushaltung lernen. Glaubt nicht, daß die Sparſamkeit blos darinnen beſteht, daß ihr alles aufhebt und aufſchüttet, was ihr erworben habt. Nein, liebe Kinder, das iſt der Geiz, und der Geiz macht euch nicht allein immer unglücklich, ſondern er ſetzt euch auch am erſten in Gefahr, arm zu werden. Ich habe in dem benachbarten Dorf einen Mann gekannt, der auf dieſe Art ſparete. Er hatte ein Feld von etlich und dreyſig Scheffel Ausſaat. Das Korn dauerte ihn, daß er ausſtreuen mußte, und er ſäete deßwegen nie mehr als zwanzig Scheffel aus. Er glaubte, er habe zehn Scheffel erſpart; und die zehn Scheffel hätten ihm achzig und mehr einbringen können. Er verkaufte den Dunger an andere, und ſein Acker trug alſo immer ſchlechter; er wollte keinen Knecht halten, weil er ſich ſcheute die Koſt und den Lohn dahin zu geben; aber er konnte unmöglich alles allein thun, und deßwegen blieb bald ſein Feld halb brach liegen, bald ſein Vieh unverſorgt. Dem Vieh entzog er ſelbſt ſeine Nahrung. Es vergieng faſt kein Sommer, daß ihm nicht ein Pferd oder ein Ochs vor dem Pflug, aus Mattigkeit gefallen und abgeſtorben wäre. Da wollte er ſich die Haare ausreiſen. Aber mit einem paar Fuder Heu oder etlichen Scheffeln Haber mehr, hätte er das Unglück ganz verhüten können. Sein Haus wurde baufällig. Mit wenigen Koſten konnte er es wieder herſtellen; allein auch dieſe reuten ihn, und am Ende fiel es gar zuſammen. Kam ein Ar-

mer,

mer, und wollte etwas von ihm bettlen, ſo wies er ihn ab; kam ein Nachbar und wollte einen Wagen oder ein Geſchirr oder ſonſt etwas von ihm leihen, ſo glaubte er immer, daß es ihm abgenutzt würde, und gab nichts, wenn es dem andern auch noch ſo nöthig war. Deßwegen war ihm auch kein Menſch gewogen; und wenn er etwas brauchte, ſo gabe ihm auch niemand etwas von dem Seinigen. Er ſelbſt hatte ſich nie ſatt gegeſſen; dadurch wurde er vor der Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder geſund werden können, aber der Arzt und die Arzney war ihm zu theuer. Da er endlich ſtarb, hinterließ er einen ſchwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, ein abgezehrtes Feld und einige Stücke Vieh, die ſo elend waren, daß man ſie gar nicht wieder zu recht bringen konnte. Hütet euch vor dem Geitz, Kinder, gebt nicht mehr aus, als nöthig iſt, aber auch gewiß nicht weniger. Sparet nichts an euren Aeckern, um ſie fruchtbarer zu machen, nichts an eurem Vieh, um es geſund und ſtark zu erhalten. Haltet ſo viel Geſinde als ihr nothwendig braucht, um eure Aecker, eure Heerden und euer Hausweſen zu beſtellen; aber gebt auch den Knechten und Mägden, die ihr haltet, ſo viel ſie brauchen, um geſund zu bleiben, und damit ſie nicht gezwungen werden, euch zu beſtehlen. Wendet auf euren eignen Leib ſo viel als nöthig iſt, um ihn geſund und ſtark zu erhalten. Geitzt auch nicht an einem mäßigen Vergnügen für euch und eure Leute, noch an den Armen, wenn ihr im Stande ſeyd ihnen Gutes zu thun. Aber alles, was überflüßig iſt,

iſt

iſt euch ſchädlich. Mehr Feld als ihr beſtreiten könnt, mehr Vieh, als ihr Futter habt, mehr Geſinde, als ihr braucht, das verzehrt alles nach und nach euer Vermögen, und muß euch nothwendig arm machen.

(Geſellſchafts-Pflichten.) Glaubt auch nicht, Kinder, daß die Welt für euch allein gemacht wäre. So gut als ihr leben und glücklich ſeyn wollt, ſo gut wollen es andere auch. Dieſe andere Menſchen, mit denen ihr leben müßt, ſind aber nicht immer gute und kluge Menſchen, und wenn ſie auch noch ſo klug ſind, ſo ſind ſie doch immer Menſchen. Ihr müßt alſo lernen, wie ihr es macht, daß ihr unter ihnen ſicher und glücklich lebt, und daß ſie ſelbſt begierig werden, euch glücklich zu machen.

(Urſprung der bürgerlichen Geſellſchaft.) Für die Sicherheit iſt nun wohl ſo ziemlich geſorgt. Es war einmal eine Zeit, Kinder, da man von keinem König und von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte wie er wollte; jeder ſuchte ſich allein ſo glücklich zu machen, als er es einſahe. Da waren keine Abgaben, keine Frohndienſte, kein Richter, kein Geſetz. Der Zuſtand wäre gut, nicht wahr, wenn alle Menſchen klug und gut wären? Aber einige waren ſo dumm, daß ſie nicht merkten, wie nöthig es ihnen zu ihrem Glück wäre, daß andere ihnen beyſtünden. Sie dachten alſo blos an ſich, und bemüheten ſich nicht, andere glücklich machen zu helfen. Fiel einem ein Pferd in einen Graben,

oder blieb einem der Wagen stecken, oder wurde einer krank unter Wegs, so giengen die dummen Leute vorbey, und keiner half ihm. Der, der Noth litte, und dem diese andern ihre Hülfe versagten, sahe, daß er von diesen Leuten keine Hülfe und kein Glück zu hoffen hatte; andere die dieses hörten, dachten eben so, und wann die dummen Leute einmal ein Unglück hatten, so war kein Mensch da, der ihnen helfen wollte. Es sind tausend Dinge in der Welt, die ein Mensch nicht allein machen kann. Ihr könnt nicht allein eure Wege bessern, eure Häuser bauen, eure Flüsse dämmen, eure Felder vor dem Wild und andern Zufällen schützen. Da nun zu der Zeit jeder blos für sich sorgte, so war überall Noth, wenn eins von diesen Dingen vorfiel. Dabey gab es noch böse Menschen, die andern das Ihrige nahmen, wann sie stärker waren. Drey oder vier fielen über einen, jagten ihn aus dem Hause, raubten seine Güter, und lebten von dem, was er mit seinem Schweis erworben hatte. Indessen mußte er betteln, weil er allein so vielen nicht widerstehen konnte. So lebten die armen Menschen in den ersten Zeiten. Immer in Furcht und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblick einer kommen, und sie aus dem Ihrigen vertreiben würde. Endlich traten einige kluge und gute Menschen zusammen, und machten mit einander aus, daß sie sich untereinander beystehen wollten. Da aber jeder bald so, bald anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander;

(Ursprung der Könige und

Obrigkeiten und der Geſetze.)

der; aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der kam bald, der ſpat; der griff an, der nicht. Die böſen Menſchen hatten meiſt die Oberhand, und waren ſchon im Beſitz ihres Raubs, ehe noch die andern zuſammen gekommen waren. Die guten Menſchen, die ſich miteinander verbunden hatten, ſich beyzuſtehen, fielen endlich auf den Gedanken, daß ſie Einen unter ſich erwählten, dem ſie alle gehorchen wollten, wann er zum beſten ihrer Geſellſchaft etwas befehlen würde. Sie machten aus, daß jeder dieſem Einen etwas zu ſeinem Unterhalt geben wollte, damit er für die Ruhe und Sicherheit, und für ihr Glück ſorgen möchte. Daher ſind die Könige entſtanden. Der König gab fleißig acht, wann ein böſer Menſch die guten in dem Beſitz ihrer Güter ſtören wollte. So bald er etwas merkte, gab er ein Zeichen, und auf dieſes Zeichen kamen alle herbey, und widerſtunden dem Feind. Kam einer oder der andere nicht, wenn er doch hätte kommen können, ſo ſtieſen ihn die andern aus der Geſellſchaft; denn ſie ſagten: hätte der Feind dich angegriffen, ſo hätten wir alle kommen müſſen, weil wir es verſprochen hatten, und weil wir glaubten, daß du auch uns, bey einem Anfall, zu Hülfe kommen würdeſt. Willſt du nun nicht kommen, und auch uns helfen, ſo wollen wir dir auch nicht mehr beyſtehen. Das dauerte einige Zeit. Allein die guten Menſchen, die ſich auf dieſe Art unter einem König verbunden hatten, blieben ſelbſt nicht lange gut. Sie hatten zwar wenige auswärtige Feinde zu befürchten,

aber

aber unter sich hatten sie noch immer manche, die auch lieber vom Raub, als von ihrer Arbeit leben wollten. Fieng einer von diesen an, seinem Nachbar nach dem Seinigen zu stehen, so stunde wieder alles auf, und suchte den Beleidigten zu vertheidigen. Allein der andere hatte oft auch seine Freunde, und dann war in der Gesellschaft wieder nichts als Unruh und Unsicherheit. Oft geschah es auch, daß man schon auf einen bloßen Verdacht einander anfiele. Oft wollten böse Leute in der Gesellschaft einem das Seinige entwenden, und verläumdeten ihn bey dem König oder der Gesellschaft, und so kam wieder manches Unschuldige ins Unglück. Die guten Menschen sahen dieses endlich, und nun wurden sie eins, daß niemand als der König richten sollte: ob einer wirklich dem andern Unrecht thue oder nach dem Seinigen greife? und wenn der König sagen würde, er habe unrecht, so sollte nicht allein dem, den der König so verurtheilten würde, niemand beystehen, sondern es sollte vielmehr die ganze Gesellschaft gegen diesen Einen aufstehen, und dem, der beleidigt worden war, auf die Art wieder zu dem Seinigen helfen, wie es der König beschließen würde. Ihr könnt leicht denken, daß der König dieses nicht lange allein besorgen konnte. So viele Strittigkeiten, die nach und nach entstunden, hätten ihm alle seine Zeit weggenommen. Er las also einige von den übrigen aus, die diese Strittigkeiten ausmachen, und in seinem Namen urtheilen sollten. Daher entstunden die Gerichte und die Amtleute. Diese waren aber oft dumm, oft waren sie dem einen

nehr gewogen als dem andern; daher kam es, daß sie bald so, bald anders urtheilten. Heute hatte der Recht, morgen der, obgleich beyde einerley gethan hatten. Dieser Ungleichheit abzuhelfen, schrieb der König einem jeden vor, wie er in allen Fällen urtheilen sollte; und daraus entstunden die Gesetze. Durch sie wurde nun die Gesellschaft so ziemlich sicher. Allein, da doch jeder immer glücklicher werden wollte, so fiel einer bald auf diesen bald auf jenen Gedanken. Konnte er ihn allein ausführen, so that er es; wo nicht, so machte er es dem König bekannt. Sahe dieser, daß wirklich Alle Vortheil daraus zögen, oder daß Allen dadurch ein Schaden abgewendet werden könnte, so befahl der König, daß alle zusammen diese Sache zu Stand bringen sollten. So sahe zum Beyspiel einer, daß der Strom leicht austreten, und die daran gelegene Felder überschwemmen könnte; wenn dieses aber geschähe, so würde die Erndte weniger reich seyn, es entgieng dem Vieh sein Futter, die Lebensmittel würden theurer und seltner, und ein Theil der Gesellschaft müßte zu Grunde gehen. — Da nun auch denen, deren Güter nicht überschwemmt wurden, daraus ein Vortheil entsteht, wann die Gesellschaft stark und in gutem Stand ist, weil sie einander dadurch leichter und besser beystehen können; so befahl der König, daß alle helfen sollten, den Strom aufzuhalten. Eben so gieng es mit den Wegen. Je besser der Weg ist, je geschwinder geht das Fuhrwerk von statten, und je weniger werden die Geschirre ver-

 derben,

derben, und die Pferde abgemattet. Es iſt alſo wieder der ganzen Geſellſchaft daran gelegen, daß die Wege in Ordnung gehalten werden; und auch einem jeden Menſchen der in der Geſellſchaft iſt, entſteht daraus ein Vortheil. Wieder ſahen andere, daß der Menſch ohne Holz zu ſeinen Gebäuden, zu ſeiner Feuerung im Winter und unter vielen andern Umſtänden faſt gar nicht leben könnte, wenigſtens vieler Bequemlichkeit entbehren müßte. Sie bemerkten dabey, daß das Holz nur langſam wächſt, und daß folglich, wenn man ohne Noth das, welches ſchon gewachſen iſt, verſchwendet, oder durch unzeitiges und unordentliches Aushauen, die Bäume verdirbt, leicht einmal ein Mangel daran entſtehen möchte, wodurch wieder einem jeden ein ſo nöthiges Mittel zu ſeinem Unterhalt entgieng. Hatte alſo einer einen Wald, ſo ſchrieb ihm der König vor, wie er ihn behauen und gebrauchen ſollte; denn, wenn gleich der Eigenthümer des Waldes immer genug hatte, ſo hätte doch die ganze Geſellſchaft einmal daran Mangel leiden können, und ſich deßwegen trennen müſſen. Da alſo dem Herrn des Waldes ſelbſt wieder viel daran gelegen iſt, daß die Geſellſchaft, die ihn ſchützen hilft, beyſammen bleibe, ſo hatte auch er ſeinen Vortheil dabey, wenn er das Holz ſparte und vortheilhaft damit umging. Daher kam es, daß nun nicht ein jeder mit dem Seinigen thun konnte, was er wollte. Auch die beſten Menſchen können nicht alles ſehen was ihnen gut iſt, darum ließen Alle dem König dieſe Sorge über, und wurden eins, daß ſie das für

gut halten wollten, was der König für gut, und der Gesellschaft nützlich hielte. Hätte ein jeder das Recht darüber zu urtheilen; so denkt selbst, wie ein jeder urtheilen würde? Der würde sagen, ja es ist gut, der nein; der, es muß so seyn, der, nein, so muß es seyn; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Geht es euch nicht oft so in euren Spielen? Der eine sagt, wir wollen das spielen, der andere jenes. Und wenn ihr lang genug unter euch gestritten habt, so ist endlich die Zeit zum spielen vorbey, oder ihr habt euch getrennt, und jeder spielt nun für sich. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn jeder nur so viel thun wollte, als er für gut hält. Es ist deßwegen klug und gut, wenn nur einer oder nur wenige sagen, das ist gut, und wenn es die andern alsdann alle thun.

In dieser Verfassung dauerte die Gesellschaft wieder einige Zeit fort. Es entstanden aber dabey auch noch mehrere Gesellschaften, die oft dumm und nicht gut waren. Diese dumme Gesellschaften glaubten manchmal, daß sie sich glücklich machen könnten, wann sie die andern anfielen und ihnen das Ihrige nähmen. Dadurch wurden die guten Gesellschaften oft beunruhigt. Sie mußten ihre Arbeiten und alles zurück lassen, um sich zu vertheidigen. Oft wurden sie mitten unter ihren Arbeiten überfallen, und konnten sich also nicht wehren; oft wenn sie sich auch wehren konnten, so wußten sie nicht, wie sie es jedes-

mal angreiffen ſollten; denn in dem Lermen konnten ſie den König nicht immer hören und verſtehen. Sie kamen alſo auf den Einfall, ein Theil von ihnen ſollte blos zum Schutz der Geſellſchaft leben. Dieſe ſollten wachen, wenn die andern arbeiteten oder ſchliefen; und wann kein Feind vorhanden wäre, ſo ſollten ſie inzwiſchen lernen, wie ſie ſich bey jedem Angriff und jedem Vorfall vor dem Feind verhalten müßten. Daher ſind die Soldaten entſtanden. Dieſe Leute hatten nun wenig Zeit die Felder zu beſtellen, oder ihre Heerden zu beſorgen; und doch waren ſie der Geſellſchaft nützlich. Die Geſellſchaft ſetzte alſo etwas von ihrem Verdienſt und ihrem Vermögen aus, um dieſe zu erhalten. Sie verloren zwar etwas auf der einen Seite, aber auf der andern gewonnen ſie wieder, daß ſie nun ſicher und ruhig ſeyn konnten, und blos im äuſerſten Nothfall an ihrer Arbeit gehindert wurden, um ſich und die übrigen aus der Geſellſchaft zu ſchützen. Nun Kinder, wiſſet ihr woher die Könige, die Gerichte, die Geſetze, die Abgaben und die Soldaten entſtanden ſind, lernt nun auch wie ihr es machen müſſet, daß euch alle dieſe Dinge nützlich ſeyn können.

(Pflichten gegen die Obern.) Wenn euer König euch etwas befiehlt, ſo geſchiehts immer zum Vortheil aller ſeiner Unterthanen. Verliert ihr dadurch etwas auf der einen Seite, ſo gewinnt ihr auf der andern wieder ſo viel, daß nun die übrigen Unterthanen ehe in den Stand kommen

euch

euch zu beſchützen, und eure Felder zu vertheidigen. Sind die übrigen Unterthanen ſehr arm, ſo können ſie euch euren Ueberfluß nicht abkaufen. Ihr habt alſo wohl Korn und Milch und Obſt, aber ihr habt kein Geld, womit ihr eure Häuſer und Ställe bauen, eure Ackergeräthe kaufen, euch Kleider anſchaffen könnt. Was nützt euch alſo euer Korn und alle eure Arbeit? Und habt ihr auch Geld, ſo ſind doch die andern Menſchen nun ſo arm, daß ſie nicht einmal ſo viel haben, daß ſie das Pferd oder den Ochſen, den ihr kaufen wollt, entbehren können. Es iſt alſo niemal einer da, der euch etwas verkaufen will oder kann. Ihr müſſet dann zu Fremden gehen. Dieſe ſtehen unter einem andern König, der euch nicht liebt, nicht ſchützt, nicht für euch ſorgt. Sie können euch alſo betrügen wie ſie wollen, und niemand hilft euch zu eurem Recht. Sind die übrigen Unterthanen ſchwach und in kleiner Anzahl, ſo können ſie euch nicht vertheidigen helfen; es können alsdann aus ihnen wenige Soldaten genommen werden, und kommt nun ein Feind der mehrere hat, ſo nimmt er euch alles, was ihr habt. Werden von Fremden auch mehrere Soldaten herbey geholt, ſo müſſen dieſe doch bezahlt werden. Sind nun nur wenige und arme Leute da, die ſie zahlen ſollen, ſo muß einer immer mehr geben. Denn, nicht wahr, wenn zehn, zehn Thaler geben ſollen, ſo giebt jeder nur einen; ſollen aber fünf, zehn Thaler geben, ſo muß jeder zween geben. Sind noch gar unter den fünfen zween ſo arm, daß ſie nur einen Thaler geben

können, ſo müſſen die übrigen wieder mehr zahlen. Verliert ihr alſo durch das, was der König befiehlt, etwas, das die andern zu gewinnen ſcheinen, ſo verlieren die andern wieder etwas, das ihr gewinnet. Legt euch euer König Abgaben auf, ſo denkt nur, wozu er ſie anwenden muß. Er muß Soldaten erhalten, die euch vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, die euch gegen das Unrecht eurer Mitunterthanen ſchützen; er muß Leute unterhalten, die nachdenken, wie ſie es machen, daß ihr und die ganze Geſellſchaft immer im Ueberfluß lebt. Dieſen Leuten habt ihr es zu danken, daß ihr bequem wohnt, daß ihr Kleider auf eurem Leibe habt, daß eure Mitunterthanen ehe im Stand ſind euch zu vertheidigen, daß ihr vor Feuer- und Waſſersnoth ſicherer werdet. Sie erfinden allerley Dinge, wodurch euer Feld beſſer benutzt wird; allerley Werkzeuge, wodurch euch die Arbeit erleichtert wird. Glaubt ihr, daß man von jeher Weberſtühle oder Pflugſchaaren oder Wagen, oder dergleichen hatte? Alles dieſes haben dieſe Leute erfunden oder verbeſſert und nützlicher gemacht. Dieſe Leute ſorgen, wie ſie euch helfen, wann ihr krank ſeyd, wie ſie eurem Vieh helfen, wann es ſiech iſt. Sie ſchaffen euch tauſend Vortheile, ohne die ihr elend leben müßtet. — Würden ſie dieſes alles thun, wenn ſie euer König nicht erhielte? Und wie kann er ſie erhalten, wenn nicht jeder etwas dazu beyträgt? Seht, wann ihr das Jahr über zehn Thaler und noch zweymal ſo viel abgeben müſſet, wie viel euch dadurch erſpart wird.

wird. Von einem Theil eurer Abgaben werden die Wege verbeſſert, die Dämme beveſtigt, eure Kirchen beſtellt und unterhalten. Euer König muß auch ſelbſt leben. Er muß viele Leute um ſich haben, die ihm allerley gute Anſchläge geben, allerley Nachrichten ertheilen. Er muß auch dafür ſorgen, daß die andern Geſellſchaften ihm geneigter werden. Auch das koſtet ihn viel, weil er Leute deßwegen an fremden, weit entfernten Orten erhalten muß, die Sorge tragen, daß die Kriege entweder abgewendet werden, oder daß man bald Nachricht davon habe, um ſie wenigſtens von euren Häuſern und euren Gütern abzuhalten. Er braucht auch allerley Vorrathshäuſer, wo er die Sachen hinlegt, die er zu Zeit der Noth gebrauchen muß, wieder um euch zu ſchützen und ſicherer und glücklicher wohnen zu laſſen. Alles dieſes koſtet Geld. Wolltet ihr nichts dazu beytragen, ſo würden andere auch nichts beytragen, und die Geſellſchaft würde bald getrennt ſeyn. Dann fielet ihr wieder in den vorigen Stand der Menſchen, und würdet alle Augenblicke in Gefahr ſeyn, Leben, Freyheit und Haab und Gut zu verlieren. Dieſer Gefahr entgeht ihr nun, wann ihr einen geringen Theil eures Vermögens zum Nutzen der Geſellſchaft abgebt, und wann ihr dem König gehorcht, der euch nichts befiehlt, als was der Geſellſchaft überhaupt nützlich iſt, und alſo auch euch vor allem Unglück bewahrt, das über euch fallen müßte, wenn die Geſellſchaft getrennt oder verſtört würde. Euer König bleibt dabey immer ein Menſch.

Es kann seyn, daß er vielleicht manchmal die Gesellschaft noch glücklicher machen, oder wenigstens eben das mit geringern Kosten erhalten könnte; allein ihr seyd ja auch Menschen, und einen vollkommenen König könnt ihr nicht erwarten. Euer König kann nicht alles sehen, alles verstehen; er muß sich immer auf andere verlassen. Die andern können ihn betrügen, aber er kann gewiß dafür nichts; denn so gut es euer Vortheil ist, wenn die Gesellschaft in guten Umständen stehet, und euch beschützen kann, so gut ist es auch der Vortheil eures Königs, dem auch viel daran gelegen ist, daß die Unterthanen ihn immer beschützen können, und ihn lieben. Gesetzt aber, er wäre auch noch so schlimm, so seyd ihr doch glücklicher, als wann ihr entweder auser der Gesellschaft wäret, oder ihm nicht gehorchen wolltet. Wäret ihr jetzo unter eurem König nicht sicher euer Leben und euer Vermögen zu erhalten; so würdet ihr es alsdann noch weniger seyn, wann ihr auser der Gesellschaft lebtet; denn itzo könnt ihr nur von eurem König unrecht leiden, und greift euch ein anderer an, so hilft euch der König und die ganze Gesellschaft: seyd ihr aber nicht mehr in der Gesellschaft, so kann euch ein jeder, der nur stärker ist als ihr, oder der die Zeit abwartet, bis ihr schlaft, oder bis ihr von Krankheit oder Alter entkräftet seyd, euch so viel Unrecht thun, als er will. Bleibt ihr aber in der Gesellschaft, und wollt eurem König nicht gehorchen, so setzt ihr euch der Gefahr blos, daß die ganze Gesellschaft euch für die Kleinigkeit, die ihr entbehren

entbehren müſſet, Haab und Gut, und vielleicht das Leben raubt. Geſetzt es wären ihrer mehrere, die nicht gehorchen ſondern dem Könige widerſtehen wollten, ſo wiſſet ihr nicht, ob dieſe mit euch ſtark genug ſind, euch zu vertheidigen; und geſetzt ihr wüßtet auch das, ſo müßtet ihr doch wieder einen neuen König haben, und wer iſt euch gut dafür, daß es dieſer nicht noch zehenmal ärger mache? Dann habt ihr eure Zeit verſäumt, euer Hausweſen liegen, eure Felder verwildern laſſen, euer Leben in Gefahr geſetzt, und ſeyd am Ende noch ſchlimmer daran, als zuvor. Vor allen Dingen, Kinder, lernt dieß, daß ihr dem König und denen, die er über euch geſetzt hat, gehorchen müſſet, wenn ihr glücklich ſeyn wollt. Laßt euch nicht von denen verführen, die immer über den König und die Geſetze klagen. Ihr wiſſet nur ſo viel, daß es euch hauptſächlich glücklich macht, wenn die Geſellſchaft, worinnen ihr ſtehet, glücklich iſt. Wodurch die Geſellſchaft glücklich wird, das wiſſet ihr nicht; das müßt ihr alſo denen überlaſſen, die es wiſſen, und die dazu beſtellt ſind es euch anzugeben. Wenn itzo einer kommen und euch tadlen wollte, daß ihr eure Wieſen nicht zu Kornfelder machtet, da doch jedes Stück Lands weit beſſere und theurere Früchte hervorbringt, als ein eben ſo großes Stück Wieſe, würdet ihr nicht lachen und ſagen: wir müſſen aber auch für unſer Vieh ſorgen, das uns Milch und Butter und Dunger giebt, und deſſen Fleiſch wir künftig noch gebrauchen wollen. Wir wiſſen auch, daß uns die Wieſen

nicht ſo viele Arbeit koſten. Eben ſo geht es dem König. Wenn einer ſagen wollte, der König brauchte uns auch nicht mit Abgaben zu beſchweren, wir müſſen für ihn arbeiten, und er ſitzt ſtille: ſo würde ein kluger Menſch lachen, und dabey denken, der Thor! wenn er keine Abgaben entrichtete, ſo könnte der König keine Soldaten erhalten, keine Gerichte, keine Rathgeber beſolden, keine Wege und Ufer beſſern, und am Ende würde der Bauer, der itzo zwanzig Thaler abgiebt, keine zehn mehr erwerben können.

(Beſondere Geſellſchaftspflichten.)

Doch, Kinder, glaubt nicht, daß alles, was euer König euch befehlen läßt, blos allein den Nutzen der ganzen Geſellſchaft zur Abſicht hat. Vieles, vielleicht das meiſte wird euch befohlen, weil es euch ſelbſt offenbar glücklich machen, oder vor Unglück ſchützen kann. Der Mord, der Diebſtahl, die Treue in Handel und Wandel, alles dieſes wird euch nur deßwegen geboten oder verboten, weil ihr euch dadurch entweder glücklicher oder unglücklicher machen würdet. Denket einmal ſelbſt nach, Kinder! Nicht wahr, wenn euch alle die Menſchen, die jetzt um euch ſind, und von welchen einige jetzt euren Eltern ihr Feld beſtellen helfen, andere ihnen bald Frucht, bald Milch, bald Obſt, bald dieſes oder jenes verkaufen, oder von ihnen abkaufen, oder ihnen ihre Häuſer bauen helfen, wann alle die Menſchen eure Eltern haſſeten, oder ſich vor ihnen fürchteten, oder nichts mit ihnen zu thun haben wollten; müßtet ihr dann nicht recht elend leben? Jetzt hättet ihr Korn

genug,

enug, aber kein Heu. Haſſeten euch die andern Menſchen, ſo würden ſie euch keines geben. Ihr müßtet alſo eurem Vieh blos Korn geben, und dann würde es nicht allein bald zu eurer Arbeit untauglich werden, ſondern ihr würdet auch noch einmal ſo viel aufwenden müſſen, als wann ihr es mit Heu füttertet; oder ihr hättet zwar Heu und Korn, aber kein Holz, würdet ihr nicht bald erfrieren, oder doch elend leben? Setzt noch dazu, daß euch die andern Menſchen ſo ſehr haßten, daß ſie euch das Leben zu nehmen trachteten, wie unruhig müßtet ihr leben? würdet ihr euch nur getrauen die Augen zuzuſchließen? Wollt ihr allem dieſem entgehen, ſo müſſet ihr machen, daß euch die andern Menſchen nicht allein nicht haſſen, ſondern daß ſie auch geneigt werden, euch zu helfen, und gutes zu thun. Nun denkt einmal nach, wann ihr einander zu haſſen pflegt. Nicht wahr, wann euch einer von euren Spielgeſellen ſchlägt, oder etwas ſchadet, oder etwas nimmt, dann paſſet ihr ihn gemeiniglich? Eben ſo machen es die Erwachſenen. Wenn einer den andern ſchilt oder ſchlägt, ſo ſucht ſich der wieder zu rächen, und ſchlägt und ſchilt wieder. Kann er jetzt nicht, ſo paſſet er ihm auf, und wenn er gar nicht an ihn kommen kann, ſo thut er ihm doch ſonſt ſo viel zu Leid als er vermag.

(Todtſchlag.) Wenn einer gar den andern todt ſchlägt, ſo hat der Erſchlagene entweder eine Frau, oder Kinder, oder Freunde, oder ſonſt jemand, dem an ſeiner Erhaltung gelegen war. Dieſe ſind Menſchen. Sie denken wie ihr ihn denket.

denket. Wie gerne ſchlagt ihr den wieder, der euch geſchlagen hat. Eben ſo gerne ſuchen die Freunde des Ermordeten auch den Mörder ihres Freundes umzubringen, wenn ſie können. Wie vielen Nachſtellungen würde alſo ein ſolcher Menſch ausgeſetzt ſeyn? Zu dem würde ſich ein jeder andere vor ihm ſcheuen. Jeder würde fürchten, daß er auch von ihm erſchlagen oder verwundet würde, und der Mörder würde alſo wie einer, der eine anſteckende Krankheit hat, von jedermann vermieden werden. Iſt ein ſolches Leben erträglich? Iſt nicht das Leben eines Menſchen, den jeder verfolgt, den keiner liebt, dem keiner helfen will, das allerunglückſeeligſte, das man ſich nur vorſtellen kann? Auch wenn ſonſt keine Strafe auf den Todtſchlag ſtünde, ſo würde dieſes ſchon genug ſeyn, um einen jeden Menſchen, der ſich glücklich machen will, davon abzuhalten. Eben ſo geht es mit dem Diebſtahl. Niemand unter euch entbehrt gerne das Seine, und wenn einer käme, der euch euer Frühſtück wegnähme, würdet ihr ihn nicht haſſen, und nicht alles anwenden, es wieder zu bekommen? Den Dieb haſſet ein jeder; der, der beſtohlen worden iſt, thut alles, was er kann, das Seinige wieder zu bekommen; er ſteigt dem Dieb in das Haus, er paſſet ihm auf der Straſe auf, er nimmt ihm ſein Vieh von der Weide, ſein Korn vom Boden, bis er wieder zu dem Seinigen kommt. Was nutzt alſo dem Dieb ſein Diebſtahl, den er nie ruhig beſitzen kann? Es lebte vor einigen Jahren hier in dem Dorf

(Diebſtahl.)

ein

ein gewiſſer Mann, der hatte einem ſeiner Nachbarn zween Scheffel Mehl geſtohlen. Der, dem das Mehl gehört hatte, kannte den Dieb genau; er konnte aber nichts beweiſen, und der Dieb blieb ungeſtraft. Allein ehe man ſichs verſahe, wurde in der Nacht, dem Dieb ein Kornfeld von mehr als vierzig Scheffel Ausſaat in den Brand geſteckt. Kein Menſch wußte, woher es kam, bis man einige Jahre hernach erfuhr, daß es der, der beſtohlen worden, aus Rache gethan habe, weil er den Dieb nicht überführen konnte. Der Dieb hatte ſich nachher das Stehlen noch mehr angewöhnt, iſt endlich ergriffen worden, und hat alles geſtanden und ſeine verdiente Strafe gelitten. Hätte er ſie aber auch nicht gelitten, ſo denkt, was für einen Vortheil er durch die zween Scheffel Mehl erhielte, die ihm eine Ausſaat von vierzig Scheffeln koſtete, und ihn noch auſerdem alles Vertrauens bey allen denen beraubten, die nur von ſeinem Diebſtahl hörten. Den Dieb läßt niemand gern in ſein Haus, niemand in ſeinen Garten oder ſein Feld gehen. Kann man es nicht verwehren, ſo ſchließt man alles vor ihm zu; man hat immer die Augen auf ihm; man ſchickt ihm Leute nach, wann er ſich nur dem Unſerigen nahet. Will er etwas von andern leihen, ſo traut es ihm kein Menſch an, wann er es auch noch ſo gewiß wieder zu geben verſpräche. Befällt ihn ein Unglück, ſo hat niemand Mitleiden mit ihm; wird er arm, ſo getrauet ſich niemand ihn aufzunehmen, und gemeiniglich wird ein ſolcher Menſch arm und elend.

Unglücklich iſt er wenigſtens immer; denn alles, was ſein iſt, beſitzt er nur wie gelehnt, und iſt alle Augenblicke in Gefahr, daß ein jeder, den er beſtohlen hat, ihm entweder ſeinen Diebſtahl wieder wegnähme, oder ſich ſonſt auf eine Art an ihm räche. Der, der ſein Wort nicht hält, iſt nicht beſſer als der Dieb. Wenigſtens macht er ſich gewiß eben ſo unglücklich. Wenn die Menſchen einander etwas helfen, ſo thun ſie es meiſt, damit andere ihnen wieder helfen ſollen. Habe ich nun einen überredet, daß er mir etwas hilft, und ihm verſprochen, daß ich ihm in dieſem oder jenem wieder helfen will, und ich thue es nicht, ſo kann ich gewiß ſeyn, daß er mir das nächſtemal nicht mehr helfen wird; denn er ſieht, daß er vergebens bey mir auf einen Nutzen hoffet, wenn ich ihm auch noch ſo viel verſpreche. Am ſchändlichſten iſt es, wenn einer gar einem eine Sache abnimmt, und verſpricht ihm entweder eben dieſe Sache, oder eine andere wieder zu geben, und thut es nicht. Wann ihr, zum Exempel, etwas kauft und zahlt das Geld nicht dafür, oder ihr borget etwas und gebet es nicht zurück. Kommt ihr das nächſtemal wieder und verlangt etwas, ſo wird kein Menſch euch etwas borgen oder etwas verkaufen wollen. Und würdet ihr es nicht ſelbſt ſo machen? Wann ihr einem euren Rock oder euren Huth geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm noch einmal etwas von dem Eurigen vertrauen? Dem Bauern, der neulich davon gelaufen iſt, und Weib und Kinder

(Untreu im Handel.)

zurück-

zurückgelaſſen hat, iſt es ſo gegangen. Der hatte vor einigen Jahren ein Fuder Heu geborgt. Wie die Heuerndte kam, wollte er es läugnen, und durchaus nicht wieder geben. Der Amtmann zwang ihn endlich dazu. Aber der, dem er es wieder geben ſollte, hatte ſo viele Mühe und Gänge und Koſten, als faſt das ganze Fuder Heu werth war. Das Jahr darauf zur Säezeit wollte der böſe Mann ſein Feld beſtellen; er hatte aber kein Saatkorn, und kein Geld welches zu kaufen. Er gieng überall herum; aber niemand wollte ihm etwas borgen. Er wollte Haus und Hof verſetzen, aber es war alles ſchon ſo verſchuldet, und der Mann dabey für einen Betrüger ſo bekannt, daß niemand etwas mit ihm zu thun haben wollte. Er konnte alſo ſein Feld nicht beſtellen. Diejenige, welche ihm auf ſeinen Acker ſchon vieles vorgeſchoſſen hatten, griffen deßwegen zu, und endlich mußte er davon laufen. Wer weiß, wo er jetzt bettlen gehet. Seht, das kommt daher, wenn man ſein Wort nicht hält. Kein Menſch kann uns dann mehr trauen, und wann uns dann einmal eine Noth zuſtößt, ſo haben wir nichts, womit wir uns helfen können. Iſt einer ſonſt für einen Betrüger bekannt, der falſche Waaren, oder falſch Gewicht giebt, ſo hat er gewiß wieder in dem erſten Jahr allen Glauben verloren. Mehr als einmal läßt man ſich nicht betrügen. Nun mag ſeine Erndte oder ſein Herbſt noch ſo reich ſeyn, er wird ſelten etwas von ſeinen Sachen anbringen können; denn jedermann wird lieber bey dem kaufen wollen, der

nicht

nicht betrügt, als bey ihm; und iſt er nun in dem einen Fall nicht ehrlich geweſen, ſo wird man ihm in nichts mehr trauen, und noch dazu auf alle Arten ihn wieder in Schaden zu bringen ſuchen. Aber nicht allein bey dem Handel, ſondern in dem Umgang mit allen Menſchen müßt ihr wahrhaft und aufrichtig ſeyn, ſonſt werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zuziehen. Die Menſchen können die Abſichten und Gedanken ihrer Nebenmenſchen nicht errathen, ſie können auch überhaupt nicht alles wiſſen; ſie müſſen ſich alſo oft auf das verlaſſen, was andere ſagen. Sagen uns nun dieſe andern die Wahrheit nicht; ſo thun wir allerley Dinge, die uns nothwendig Schaden bringen müſſen. Deßwegen ſind die Menſchen von jeher den Lügnern ſo feind geweſen. Es kam einmal ein Betrüger hier in das Dorf, der ſich für ich weiß nicht was für einen großen Herrn an dem Hof des Königs ausgab. Es kannte ihn hier niemand, aber er hatte ſich hinter den vorigen Schulmeiſter geſteckt, der, wie ich euch vorhin erzählte, meinen Freund mit der falſchen Handſchrift betrog. Der Schulmeiſter ſtellte ſich, als wenn er viele Ehrfurcht vor dem Betrüger hätte, und als wenn er ihn genau kennte. Er erzählte überall was der Mann reich wäre, was er bey Hof in Gnaden ſtünde, und was er dieſem oder jenem nutzen oder ſchaden könnte. Mit dieſen Lügen überredete er viele, daß ſie ihm ihr bisgen Geld anvertrauten. Der Betrüger lief endlich davon, und brachte die armen Leute um

(Aufrichtigkeit.)

das

as Ihrige. Seit der Zeit hatte der Schulmeiſter
n dem Dorf allen Glauben verlohren. Er mog-
e nachher ſagen was er wollte, wenn er auch die
Wahrheit ſagte, ſo glaubte ihm doch niemand
iehr. Es zeigte ſich bald was er für Vortheil
us ſeinen Lügen hatte. Kein halbes Jahr her-
ach kam ein anderer Betrüger zu ihm, der liſtig-
er war als er. Der ſtahl ihm in ſeinem Haus
inen Beutel mit fünfzig Thalern, und ſchlich ſich
avon. Der Schulmeiſter merkte es bald, und
ief ihm nach, und ſchrie wie unſinnig, daß man
hn aufhalten ſollte, es ſey ein Dieb, der ihn be-
ohlen hätte; aber kein Menſch glaubte ihm,
eßwegen entwiſchte auch der Dieb glücklich, und
er Schulmeiſter litte die Strafe ſeiner eignen
Falſchheit. Endlich kam er gar der Obrigkeit un-
er die Hand. Denn die Sache des Betrügers,
em er beygeſtanden hatte, wurde ruchtbar. Der
Schulmeiſter wurde vorgefordert; er leugnete;
man überwies ihn aber, und da wurde er dem
and hinaus gejagt. Denn, nicht allein die
Feindſchaft und der Haß der Menſchen ſtraft die
Lügner, ſondern auch die Obrigkeit ſtraft ſo oft
als einer zum Schaden eines andern wiſſentlich
die Unwahrheit geſagt hat; zumal ſtraft ſie dann,
wann ſie ſelbſt belogen worden iſt. Denn es giebt
freylich Fälle, wo man nicht gezwungen iſt die
Wahrheit zu ſagen; nemlich, wenn man dadurch
ohne dem andern zu nutzen, ſich ſelbſt oder einem
andern ſchaden würde; aber, wenn die Obrigkeit
die Wahrheit zu ſagen befielt, dann darf man ſie
in keinem Fall verbergen, es mag treffen wen es

will; thut man es nicht, und die Obrigkeit thut deßwegen jemand unrecht an, ſo iſt der Lügner ſchuld an dieſem Unrecht, und wird dafür von dem Beleidigten ſowol, als von der Obrigkeit geſtraft, gehaßt und verfolget. Wenn es lauter vernünftige und gute Menſchen gäbe, Kinder, ſo wären dieſe übeln Folgen der Lügen gewiß genug, einen jeden davon abzuſchrecken; aber, wie es viele Leute giebt, die dumm genug ſind ſich voll zu trinken, ob ſie gleich wiſſen, daß ſie dadurch krank und elend werden, oder die faul ſind und nichts arbeiten wollen, ob ſie gleich wiſſen, daß ſie dadurch in Armuth und Mangel fallen; ſo hat es auch oft Leute gegeben, die die Unwahrheit ſprachen, ob ſie gleich wußten, daß ſie alle Treu und Glauben verlieren, und wenn es heraus käme, überall gehaſſet und verfolgt werden würden. Dieſe Leute waren deſto eher geneigt zum Lügen, weil ſie ſo ſchwer zu überführen waren. Denn wer kann wiſſen, was der andere denkt? Indeſſen war allen daran gelegen, daß man ein Mittel fände, wodurch man dieſe Leute bewegen möchte, die Wahrheit zu ſagen. Das beſte Mittel ſchien der Eyd. Ihr müßt wiſſen, Kinder, daß die Menſchen von je her geglaubt, und gewiß gewußt haben, daß Gott alles, auch die Gedanken der Menſchen weiß; daß er alles thun kann, und daß er alles haſſet und ſtraft, was die menſchliche Geſellſchaft überhaupt und jeden insbeſondere unglücklich macht. Auch wir ſind alle von dieſer Wahrheit überzeugt. Ihrer bedienen ſich nun die

(Vom Eyd.)

Men-

Menſchen um andere zur Wahrheit und Aufrich-
igkeit zu bewegen. Wann nemlich einer etwas
ls wahr angabe, ſo ſagten ſie: „Siehe, wir
, wiſſen nicht, ob du Wahrheit ſagſt oder Lügen;
, aber Gott, der dein Herz kennt, weiß es.
, Wüßten wir es, ſo würden wir dich wohl
, ſtrafen, wenn du lögeſt; an unſerer Statt aber
, wird es Gott thun; denn vor Gott ſind wir
, alle gleich, und er will nicht, daß einer dem
, andern ſchade.“ Dieſes ſagten ſie, und um
ewiſſer zu ſeyn, daß der, welcher etwas für
ahr angabe, auch ſo dächte, ließen ſie ihn eben
as auch ſagen. Daher kamen die Eyde. So
ft nun einer einen Eyd ſchwört, ſo thut er weis
r nichts, als daß er öffentlich geſteht: er glau
e, daß Gott alles wiſſe was er denke, und
aß Gott den Lügner ſtrafen werde. Wann
ain vorher, ohne ein ſolches Geſtändniß, ein
Menſch die Unwahrheit geſagt hatte, ſo haßte
nd verfolgte man ihn zwar, weil man ſahe, daß
r nach der Freundſchaft und dem Vertrauen der
Menſchen nicht ſo viel fragte, als nach dem Vor-
heil, den er aus ſeinen Lügen ziehen wollte. Aber
an hatte doch noch einige Nachſicht, weil man
lauben konnte, er habe nur in der Hoffnung ge-
gen, daß ſeine Lügen würden verborgen bleiben,
nd er werde alſo wenigſtens alsdann noch ſeinem
Lebenmenſchen nicht ſchaden, wenn er gewiß
eiß, daß es nicht im Verborgenen geſchehen
nn. Hat er aber gar bey ſeiner Lüge noch ge-
anden, daß er glaube, Gott wiſſe, ob er die
Wahrheit ſage oder nicht; und Gott werde ihn

ſtrafen wenn er lüge, und er lügt doch; dann giebt er zu erkennen, daß nichts auf der Welt iſt, das er noch achtet, wenn er ſeinen Vortheil ſieht, und daß er durch nichts, weder durch Menſchen, noch ſelbſt durch Gott kann abgehalten werden, allen Menſchen zu ſchaden, wo er Gelegenheit findet. Einen ſolchen Menſchen, Kinder, ſiehet man an wie den Wolf, der eure Heerde verſchlingt, oder den Raubvogel der euren Tauben nachſteht. Man hält ſich ehe nicht ſicher vor ihm, als bis er von der Erde ausgerottet iſt, und überläßt ihn dann dem Gott, deſſen Strafe er gering geachtet hat. Ein guter und vernünftiger Menſch weiß aber, daß auf der Welt kein Vortheil und kein Glück größer iſt, als die Liebe und das Vertrauen aller Menſchen. Dieſe erhaltet alſo ſorgfältig, lieben Kinder. Saget niemal die Unwahrheit andern zum Schaden, denn gewiß, Gott unterſcheidet, auch ohne Eyd, Wahrheit und Lügen, und ſtraft dieſe ganz gewiß; und auch ohne dieß geſchieht es ſelten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen ſie nun an den Tag, ſo glaubet euch kein Menſch mehr; kommen ſie aber auch nicht heraus, ſo habt ihr wenigſtens beſtändig die Furcht und die Angſt, daß ihr nicht verrathen werdet, und dieſe iſt ſchon eine Quaal, die weit größer iſt, als aller Vortheil, den ihr durch den Schaden eurer Nebenmenſchen erwarten könnt.

Ihr habt nun geſehen, wie viel euch daran gelegen iſt, daß ihr mit Willen euren Nebenmenſchen keinen Schaden zufügt; und wie ſorg-

fältig

fältig ſelbſt die Geſetze darauf ſehen, daß kein Menſch dem andern freywillig ſchade. Aber oft geſchieht es auch, daß einer ohne ſeinen Willen dem andern Schaden thut. So iſt in dem vorigen Frühling einem ein Ochs ausgeriſſen, und hat einem andern ein Stück junge Saat rein abgefreſſen. Der, der den Schaden litte, wollte ihn erſetzt haben, der Herr des Ochſen wollte ihn nicht erſetzen. Was geſchahe? ein paar Tage hernach ließ der, welcher den Schaden gelitten hatte, durch ſein Vieh insgeheim dem ungerechten Mann noch einmal ſo viel Saat abfreſſen. Hatte er es nicht verdient? und hätte er nicht dieſes Unglück vermeiden können, wenn er den Schaden erſetzt hätte? Hättet ihr alſo kein Geſetz, wäre kein König und kein Amtmann, ſo müßtet ihr doch euer Wort halten, euch ſorgfältig hüten niemand zu ſchaden, und wenn einem ohne eure Schuld durch euch oder die Eure geſchadet worden, ihm alles wieder erſetzen, damit eure Nebenmenſchen euch trauen können, und euch gerne mit ihrem Ueberfluſſe helfen. Wann ihr einen Acker gekauft habt, ſo müßt ihr ihn bezahlen, ſonſt kommt der, der ihn verkauft hat, und jagt euch wieder davon. Habt ihr Geld geborgt, ſo müßt ihr die Zinſe bezahlen, ſonſt kommt der, der es euch geliehen hat, und nimmt euch von dem Eurigen, vielleicht wann ihr es am nöthigſten braucht, ſo viel als ihr ihm ſchuldig ſeyd. Ihr wiſſet ja ſelbſt, wie neulich dem Bauer mitten in der Heuerndte ſein Pferd hat genommen werden ſollen, weil er die Zinſe

(Erſetzung des unverſehenen Schadens.)

nicht zahlte. Hätte der Pfarrer nicht noch für ihn gebeten, so wäre all sein Heu zu Grund gegangen. Glaubt nicht, daß euch dadurch Unrecht geschieht, oder daß diejenigen böse Menschen sind, die euch etwas von eurem sauren Verdienst abnehmen und mit nichtsthun blos von euren Zinsen leben. Viele unter ihnen arbeiten so gut als ihr, sie können aber mit ihrer bloßen Arbeit nicht so viel verdienen, daß sie leben können, und deßwegen ziehen sie von ihrem Geld eben den Vortheil, den ihr von euren Aeckern und Wiesen zieht. Und am Ende, wenn sie auch nichts arbeiteten, so haben sie euch doch mit ihrem Geld geholfen, damit ihr ihnen wieder mit den Zinsen helfen solltet. Thut ihr nun das nicht, so werden sie nicht allein auf ein andermal euch nicht helfen wollen, sondern sie werden auch ihr Geld wieder holen; und wann ihr es dann nicht habt, so müßt ihr eure Felder verkaufen, und dann entbehrt ihr anstatt eines Theils eurer Früchte, die ihr an Zinsen abgeben müsset, die ganze Erndte. Eben so geht es mit den Hofdiensten, die eure Eltern thun müssen. Die Güter, von denen sie sie leisten, gehörten vor dem den Vorfahren eures Junkers. Da diese sie nicht selbst bauen konnten oder wollten, so gaben sie sie euren Vorfahren, mit der Bedingniß, daß sie dem Herrn des Hofs, durch ihre Knechte oder Mägde gewisse Dienste leisten sollten, und daß sie nie von dem Dorf wegziehen wollten. Eure Voreltern konnten also nun sich und ihre Kinder und Knechte und Mägde ernähren, und hatten weiter dafür

nichts

nichts zu thun, als einen Knecht oder eine Magd, die ſie aus dem Gut ihres Junkers ſelbſt ernährten, zum Dienſt des Junkers bereit zu halten. Alles andere gehörte ihnen. Und mußten ſie gleich auf dem Dorfe bleiben, ſo war doch das auch ihr Vortheil; denn wo wollten ſie es ſo gut finden, da ſie ſelbſt nichts eigenes hatten? Und wann ſie an einen andern Ort kämen, wer wollte ihnen noch trauen, da ſie einmal ihr Wort gebrochen hatten? Oder, traute man ihnen auch, wer wollte ſie vor ihrem Junker ſchützen, wenn er ihnen nachſchickte, und ſie überall aufhalten ließ, bis ſie ihr Verſprechen erfüllten? Mit dieſer Bedingniß übernahmen eure Eltern eben dieſe Güter, und durch dieſe Güter wurden ſie in den Stand geſetzt auch euch bisher zu erhalten, und ſo viel zu erwerben, daß ihr auch künftig einmal etwas habt, wenigſtens euch in den Stand zu ſetzen, durch eure Arbeit euer Brod zu verdienen. Ihr müßt alſo eben ſowol das Verſprechen eurer Voreltern erfüllen, als ſie. Denn wenn ihr es thut, ſo könnt ihr hier wohl und ſicher leben, euer Junker kann auf euch ein Vertrauen ſetzen, und eure Neben-Menſchen werden euch glauben, wann ihr auch ihnen etwas zuſagt, und deßwegen euch gerne helfen und beyſtehen, wann ihr ſie nöthig habt. Zu allem dem kommt noch die Sicherheit vor der Strafe, die euch das Geſetz auflegt, wann ihr es übertretet. Wäre auch der Todtſchläger ſtark genug, ſein Leben gegen die Freunde des Ermordeten zu ſchützen, wäre der Dieb ſtark genug, ſeinen Raub ſicher zu beſitzen, könnte der Betrüger

trüger ſeine Zuſage brechen, wie er wollte, und machten ſich alle dieſe böſe Menſchen nichts daraus, ob ſie von andern Menſchen geliebt oder gehaſſet würden; ſo ſind ſie doch gewiß nicht ſtark genug gegen die Geſetze. Gegen einen Mörder, gegen einen Dieb, gegen einen Betrüger ſteht die ganze Geſellſchaft auf, und wie will ſich einer wider dieſe vertheidigen? Wollt ihr alſo klug handlen, und wollt ihr euch glücklich machen, ſo müßt ihr die Geſetze genau erfüllen, und dann erſt könnt ihr das Eure ruhig beſitzen und genießen.

(Pflichten der Geſelligkeit, oder ſogenannte unvollkommene Pflichten.)

Aber alles können die Geſetze euch nicht lehren. Ich habe euch ſchon geſagt, und ihr wißt es aus der wenigen Erfahrung, die ihr habt, daß ihr ohne die Beyhülfe anderer Menſchen nicht glücklich werden könnt. Bisweilen könnt ihr wohl dieſe Hulfe erkaufen, wenn ihr euch, zum Exempel, einen Knecht mietet, oder wenn ihr einem Geld gebt für ein Haus, oder für den Gebrauch eines Stückgen Landes, oder wenn ihr Zinſe für den Gebrauch des Gelds gebt, das ihr von andern erborgt, und da iſt es genug, wenn ihr nur das haltet, was ihr verſprochen habt. Allein, liebe Kinder, wo wolltet ihr das Geld alle hernehmen, wenn ihr alles bezahlen müßtet, was andere beytragen können, euch glücklich zu machen? Wenn euch euer Ochs in einen Graben fiel, und ihr rieft euren Nachbaren, euch zu helfen; wie würde es euch gefallen, wenn ihr gleich dafür bezahlen

zahlen müßtet? Oder wenn ihr krank würdet, und niemand wollte euch nach Hauſe tragen, bis ihr ihm etwas dafür zahltet, oder es wollte euch niemand einen guten Rath geben ohne Geld? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und mit euren Nachbarn euch vergnügen, und ſie wollten nicht kommen, bis ihr ihnen dieſes oder jenes verſprächet? Nicht wahr, ihr würdet bald von Haus und Hofe laufen müſſen? Aber ſorget nicht, Kinder. Eben ſo nöthig als ihr die Hülfe und den Rath und die Freundſchaft eurer Nachbarn braucht, eben ſo ſehr brauchen ſie die eurige. Wenn ſie ſehen, daß ihr geneigt ſeyd ihnen zu helfen, wo ihr ohne euren großen Schaden dazu im Stand ſeyd; wenn ſie ſehen, daß ihr ſie warnt, wo ſie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie ſie dieſes oder jenes anfangen ſollen, um glücklich zu werden; oder wenn ſie merken, daß ſie in eurem Umgange Vergnügen finden, ſo werden ſie von ſelbſt eben ſo viel und oft noch mehr für euch thun, als ihr thut. Ihr müßt alſo keine Gelegenheit überſehen, wo ihr ſie dieſes merken laſſen könnt. Die geringſten Kleinigkeiten ſind dazu oft ſchon genug. Ein Gruß, wenn ihr eure Nachbarn ſeht; ein Beſuch, wenn ſie krank ſind, ein freundlicher Blick iſt oft ſchon hinlänglich, euch die Gunſt eurer Nebenmenſchen zu verdienen. Ich habe einmal auf einem Spaziergang einen Jungen von ungefehr zehn Jahren, der vor meinen Augen in das Waſſer fiel, glücklich errettet und ſeinen

(Dienſtfertigkeit.)

Eltern nach Haus gebracht. Ich that es aus Liebe zu dem jungen Knaben, dessen Vater ich kaum zweymal gesprochen hatte. Einige Wochen hernach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er gieng fast nicht von meinem Bette, er schickte mir alle Tage das gesundeste Essen, das er nur vermogte, er fuhr ohne mein Wissen in die Stadt, und holte den Arzt, der mich wieder herstellte, und wer weiß, ob ich nicht schon längst gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Laßt euch also das ja gesagt seyn, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, liebt und, so viel ihr könnt, sorgt, daß ihr sie glücklich macht. Es

(Neid.) giebt gewisse dumme und böse Leute, die nicht leiden wollen, daß es andern besser geht wie ihnen. Diese beneiden einen jeden, wann er ein Stückgen Land mehr hat als sie, oder wenn er mehr erndtet als sie. Diese Menschen aber werden überall gehaßt; denn da sie nicht gerne sehen, daß es einem andern wohlgeht, so helfen sie andern ungern, und rathen ihnen selten, und deßwegen hilft auch ihnen niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Wenn es andern wohlgeht, so sollten sie vielmehr machen, daß diese andere sie lieben, und ihnen gerne helfen möchten, aber durch ihren Neid thun sie gerade das Gegentheil. Die andern, die sie beneiden, werden dadurch nicht ärmer, sondern

(Verläumdung.) sie selbst, weil sie machen, daß sie keine Freunde haben. Wie-

der

der ſind andere, die können von niemand gutes reden. Erfahren ſie von einem den geringſten Fehler, ſo breiten ſie ihn überall aus, und lachen und freuen ſich darüber, daß ihr Nebenmenſch gefehlt hat. Oft lügen und erdichten ſie gar allerley. Das ſind auch dumme Leute, denn ſie machen, daß ſich jedermann vor ihnen fürchtet, und daß niemand ihnen helfen, oder mit ihnen umgehen will. Kein Menſch hat es gerne, wenn man übel von ihm ſpricht, und jedermann haßt den, der ihn auf dieſe Art verächtlich oder oft gar unglücklich gemacht hat. Noch andere ſind immer murriſch und verdrießlich. Man kann keine freundliche Mine von ihnen erwarten. Das ſind wieder dumme Leute. Kein Menſch mag mit ihnen umgehen, ſie verderben alle Freuden, und wenn man ihnen auch einmal einen Dienſt erwieſen hat, ſo danken ſie mit einer ſo ſauren Mine, daß man niemal weiß, ob man es ihnen recht macht. Dieſe Leute haben immer mehr Mühe als andere, ſich Freunde zu machen, und von andern Gefälligkeiten zu erhalten. Denn eine freundliche Mine iſt ja doch das wenigſte, was man für ſeinen Dienſt erwarten kann. Noch andere können nicht die geringſte Beleidigung ausſtehen. Sie werden gleich zornig und ſchlagen zu, oder ſchelten und fluchen, als wann man ihnen noch ſo viel zu Leide gethan hätte. Auch das ſind dumme Leute; denn weil es ſo gefährlich iſt mit ihnen etwas zu thun zu haben, und ſo leicht, durch das geringſte Verſehen ſich Schelten oder gar Schläge zuzu-

(Unfreundlichkeit.)

(Zorn.)

zuzuziehen, so traut niemand mit ihnen umzugehen oder ihnen nur nahe zu kommen, und zu dem beleidigen sie in ihrem Zorn so viele, und machen sie abgeneigt ihnen zu helfen; oder sie können wohl gar einem oder dem andern an Leib und Leben Schaden thun, und sich also auf einmal um all ihr Glück bringen. Wieder sind andere, die können gar nichts verschweigen. Das sind auch dumme Leute, die sich an ihrem Glücke oft selbst hindern. Sie fangen oft Zänkereyen und Feindschaften in den Häusern oder unter Freunden an, und bringen manche in Unglück. Deßwegen meidet sie jedermann, und die, denen sie geschadet haben, verfolgen sie wohl gar und schaden ihnen wieder. Die übrigen können ihnen nichts anvertrauen, und da sie also wenig Nutzen von ihnen haben können, so werden sie auch abgeneigt, ihnen wieder zu nutzen, und hüten sich sonderlich sorgfältig, solche Leute in ihr Haus oder ihren Umgang aufzunehmen, oder offenherzig mit ihnen zu reden. Ferner giebt es auch noch solche, die gar keinen Fehler an andern, keine Beleidigung vergessen können. Das sind mehr als dumme, das sind recht böse Leute. Ich denke noch immer mit Vergnügen an eine Geschichte, die ich mit Augen gesehen habe, und die unserm rechtschaffenen Pfarrer so sehr zur Ehre gereicht. Der verstorbene Schulze hatte auf den rechtschaffenen Mann eine Feindschaft geworfen, die ihn so weit triebe, daß er ihn vom Pfarrdienst wegbringen wollte. Er verläumdete ihn bey seinen

(Verschwiegenheit.)

(Unversönlichkeit.)

Obern,

Obern, und brachte es so weit, daß ihm schon die Canzel verboten wurde. Die Redlichsten aus dem Ort entschlossen sich aber, selbst zu der Obrigkeit zu reisen, und brachten da solche Dinge an den Tag, daß man gar leicht sehen konnte, daß das Vorgeben des Schulzen falsch und blos aus Haß erdichtet worden war. Der Pfarrer wurde also wieder eingesetzt, und sein Ankläger sollte zum Vestungsbau verurtheilt werden. Kaum erfuhr dieses der Schulze, so gieng er zum Pfarrer, und flehte und wollte ihm zu Fuse fallen. Ehe er aber noch ausgeredt hatte, sagte ihm der Pfarrer, daß er ihm alles vergäbe. Er schrieb auch noch an dem nemlichen Tag für ihn, und wendete alles an, daß die Strafe in eine Geldbuse verwandelt wurde. Seit der Zeit hatte der Pfarrer keinen bessern Freund im Dorf als eben diesen. Der Mann erkannte sein Unrecht, und wenn er in der Mitternacht aufstehen mußte dem Pfarrer zu dienen, so that er es. Was hätte nun dem Pfarrer mehr genützet? Diesen Mann, der ihn beleidigt hatte, sich noch mehr zum Feind zu machen, oder, so wie er thate, seine Freundschaft zu verdienen? Gewiß das letzte. Der harte, der unversöhnliche Mensch kann selten Freunde haben. Alle Menschen können fehlen, die besten können andere aus Unwissenheit, aus Irrthum, aus Uebereilung beleidigen. Ist nun ein Mensch unversöhnlich, so muß sich jeder fürchten, ihm nur zu nahen, denn wann er es im geringsten mit ihm versieht, so wird er sein ärgster Feind, der nichts sucht als Rache. Wer mag mit einem solchen zu

thun

thun haben? Und was gewinnt er dabey? Was kann es ihm nutzen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er andere abschrecken, daß sie ihn nicht beleidigen, so schreckt er zugleich auch seine Freunde ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabey unvermuthet beleidigen können. Macht sich also ein solcher Mensch nicht duserst unglücklich? Denn wie kann ein Mensch unglücklicher seyn, als wann ihn niemand liebt, niemand mit ihm umgehen, niemand ihm helfen will, und wann sich jedermann vor ihm fürchtet? Am allerdummsten und am allerbösesten sind die Undankbaren; die Leute, die, wenn sie eine Wohlthat empfangen haben, sie ihrem Wohlthäter nicht wieder vergelten, oder ihm gar dafür noch schaden. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie niemand etwas gutes zu erweisen im Stande sind; denn wollen sie nicht einmal dem etwas gutes erweisen, der ihnen vorher wohlgethan hat, wie werden sie es dem thun, der ihnen noch keinen Dienst erweisen konnte? Dergleichen Leute machen sich recht unglücklich, denn wann sie einmal gezeigt haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen, die man ihnen erzeiget, so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben ihnen noch zu dienen. Diese Fehler alle vermeidet sorgfältig, meine Kinder; dann euer größtes Glück hängt daran, daß die Leute, mit denen ihr leben müsset, euch wohl wollen und euch lieben, und das werden sie gewiß thun, wenn ihr auch ihnen zeigt, daß ihr sie liebt und ihnen wohlwollt. Schlagt niemand

(Undankbarkeit.)

einen

einen Dienſt ab, wenn ihr ihn, ohne euch ſehr zu ſchaden, erweiſen könnt. Inſonderheit ſucht euch die Leute zu Freunden zu machen, und zu erhalten, die mit euch unter einem Dache wohnen. Dieſe haben die meiſte Gelegenheit euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Eltern ſind ſchon von ſelbſt geneigt euch zu lieben; aber wenn ihr ſie nicht wieder liebet, ſo können ſie auch anfangen euch zu haſſen, und wenn andere ſehen, daß ihr eure Eltern nicht liebt, die euch ſo viel Gutes gethan haben, ſo werden ſie euch für undankbar halten, und dann wird euch kein Menſch mehr lieben können. Es wäre auch eine auſerordentliche Dummheit, wenn ihr eure Eltern nicht lieben und ihnen nicht folgen wolltet. Sie ſind ſo viel älter als ihr, ſie haben ſo viele Erfahrung, ſie können euch ſo manches Gute lehren, ſie machen euer Glück zu ihrem eignen. Sind ſie manchmal euch ein wenig hart, und werdet ihr durch ſie beleidigt, ſo denket, daß ſie euch doch immer lieben, denn es iſt unmöglich, daß Eltern ihre Kinder ohne Urſache haſſen ſollten, und wenn ich es vor Augen ſehe, ſo glaubt ichs nicht. Ueberdies haben ſie euch zu einer Zeit, da ihr noch gar nichts wußtet und kanntet, oft mit Gefahr ihres Lebens, immer mit Verluſt an dem, was ſie ſo ſauer erworben hatten, geſpeiſt, gekleidet und erhalten. Das verdient von euch eine ewige Dankbarkeit und Liebe. Kommt ihr einmal in den Stand, daß ihr heurathet, ſo wißt ihr von eurer Mutter, wie viel

(Pflichten gegen die häuslichen Geſellſchaften.)

viel eine Frau im Hauswesen auszustehen hat, und wie glücklich sie ihren Mann machen kann, wann sie will. Sie wird es aber gewiß thun, wenn der Mann sie liebt, und wenn sie sieht, daß er auch sorgfältig ist, alles zu thun, was er kann, um sie glücklich zu machen. Bekommt ihr Kinder, so lehrt sie frühe das, was ich euch itzo lehre. Ich brauch nicht zu erinnern, daß ihr sie lieben sollt, daß ihr euch bemühen sollt, sie glücklich zu machen. Das müßt ihr thun, wenn ihr auch nicht wolltet; und ihr könnt es nicht besser thun, als wann ihr sie lehrt, sich selbst glücklich zu machen, so wie ich es euch jetzt lehre. Habt ihr Geschwister, so denkt, daß ihr auch mit diesen so lange Zeit beysammen leben müsset. Liebt ihr euch untereinander, und sucht ihr einer den andern glücklich zu machen, so werdet ihr gerne beysammen leben; liebt ihr euch aber nicht, so denkt selbst, was das für ein elend Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit bey einem Menschen bleiben müsset, den ihr nicht liebt. Zu dem ist ein Bruder immer ehe im Stand uns zu helfen, als andere; denn er kennt unsere Umstände am besten, und unser Glück ist auch ihm nützlicher als andern, weil ein Bruder doch immer geneigter ist dem andern zu helfen, als ein Fremder. Habt ihr endlich auch Gesinde, so laßt sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gerne wohl thut. Ihr wisset, ihr könnt nicht immer bey ihnen seyn. Verlaßt ihr euch blos auf den Lohn, den ihr ihnen gebt, so werden sie auch blos so viel arbeiten als nöthig ist, um zu verhindern, daß

ihr ihnen den Lohn nicht entzieht, und ſie von euch jagt. Sehen ſie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig, wohlthätig gegen ſie ſeyd, ſo werden ſie alles thun, um euch glücklich zu machen. Denn ſie denken gewiß: iſt unſer Herr glücklicher und reicher und vergnügter, ſo wird er uns auch immer mehr wohlthun, da er ſchon itzt ſo gut iſt. In eurem Hausweſen müſſet ihr alſo vor allen Dingen euch überall durch Dienſtfertigkeit, Güte, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit Freunde machen; und auch auſer eurem Haus müßt ihr jedermann zu gewinnen ſuchen, damit jedermann euch wieder diene wenn er kann.

(Pflichten gegen die Armen.)

Glaubt nicht, daß das blos die Reichen und Großen können. Der ärmſte, der geringſte Bettler kann euch oft einen Dienſt erweiſen, den ihr mit eurem halben Vermögen nicht bezahlen könntet, wenn ihr ihn erkaufen wolltet. Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in unſer Dorf, dem einer von den Einwohnern immer viel gutes thate. Dieſer gutherzige Mann hatte einmal einige hundert Thaler in ſeinem Hauſe, womit er den andern Tag ein Feld bezahlen wollte, das er gekauft hatte. Er wollte ſich eben des Abends zu Bett legen, als der Arme ganz auſer Athem gelaufen kam, und ihm insgeheim anzeigte, daß er eben im Walde zween Bauern aus einem benachbarten Dorf belauſcht hätte, da ſie ſich beredeten, ihm dieſe Nacht die Scheune in den Brand zu ſtecken, um alsdann unter dem Lermen ſich in das Haus zu ſchleichen und ihm ſein Geld zu rauben. Jener

verſammlete in dieſer Noth alle ſeine Freunde, und verſteckte uns bey der Scheune. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, ſo kamen die Diebe und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wir ergriffen ſie aber, und ſie wurden beyde hingerichtet. Wäre der Nachbar nun gegen den Armen nicht ſo mitleidig geweſen, ſo hätte ſich dieſer Arme vielleicht aus Verzweiflung ſelbſt zu den Mordbrennern geſchlagen, oder wenigſtens wäre er nie gekommen, den Mann zu warnen, und der wäre nun wohl noch ärmer als der Bettler ſelbſt. Laßt euch alſo genug ſeyn, daß einer ein Menſch iſt, um ihm zu helfen. Laßt ihr die Armen in der Noth, ſo werden ſie bald aus Hunger und Verzweiflung genöthiget euch zu berauben und zu beſtehlen; helft ihr ihnen aber, ſo können ſie euch ſelbſt wieder auf tauſenderley Arten nutzen. Ja, auch gegen euer Vieh müßt ihr mitleidig ſeyn. Wenn ihr euer Pferd überladet, oder eure Ochſen und Kühe übertreibt, oder ſie Noth und Hunger leiden laſſet, ſo macht ihr ſie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und ſetzt euch in Gefahr ſie zu verlieren; ſondern wenn auch andere ſehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grauſam ſeyd, ſo hoffen ſie immer weniger von euch, und ſind immer weniger eure Freunde, weniger geneigt euch zu dienen.

(Pflichten gegen das Vieh.)

Lieben Kinder, wenn ihr dieſes alles thut, ſo werdet ihr gewiß glücklicher ſeyn, als ihr euch einbilden könnt. Es wird euch freylich manchmal eure Hoffnung betrügen. Ihr werdet manch-

mal

mal Andern Dienſte oder Gefälligkeiten thun, ohne einen Nutzen davon zu haben; denn nicht alle Menſchen, die um euch ſind, ſind gut und klug genug, dankbar und dienſtfertig zu ſeyn; allein die meiſten ſind es gewiß. Werdet deßwegen nicht gleich hart und unfreundlich, wenn euch manchet mit Undank belohnt. Beſäet ihr doch euer Feld immer, wenn ſchon manchmal ein Mißwachs euch eure Hoffnung zu einer reichen Erndte raubet. Auch wird euch oft manch Unglück begegnen, das ihr nicht verhindern könnt; allein ein ſolch Unglück wird euch immer leichter ſeyn als das, das ihr euch ſelbſt zuzieht; denn jedermann wird euch beklagen und helfen, wenn ihr nicht ſelbſt Schuld an eurem Elend ſeyd; ſeyd ihr aber ſelbſt Schuld daran, ſo verachtet und verſpottet euch der größte Theil, keiner hat Mitleiden mit euch, die wenigſten, vielleicht keiner wird euch beyſtehen, und ihr werdet euch euerm Unglück noch ſelbſt durch die ſchmerzlichſten und bitterſten Vorwürfe vergrößern.

(Glückſeeligkeit des Landlebens.) Ihr ſeyd darinn vorzüglich glücklich, meine Kinder, daß ihr in einem Zuſtand gebohren worden ſeyd, wo ihr ſo wenig braucht, um ruhig und vergnügt zu leben. Ich muß immer lachen, wenn ich die Leute in der Stadt ſagen höre, daß ſie glücklicher und beſſer lebten, als wir hier auf dem Lande. Laßt euch, Kinder, wenn ihr je in die Stadt kommt, nicht durch den Schein verführen. Ich bin lange Zeit in der Stadt geweſen, und habe

gelernt, wie es dort zugeht. Arbeiten muß man dort wie hier; aber was für ein Unterſchied zwiſchen der Arbeit! Einige müſſen in der Stadt, um ihr Brod zu verdienen, vom Morgen bis ſpät in die Nacht auf einem Stuhl ſitzen, ohne ſich zu bewegen, ohne friſche Luft zu ſchöpfen, ohne ſich umzuſehen. Seht z. B. den Schneider, den Schuhmacher, den Uhrmacher und ſo viele hundert andere. Einige haben zwar auch Bewegung genug; aber mit der entſetzlichſten Lebensgefahr; bald müſſen ſie auf dem Gebälk herum klettern, wo ein Schritt ſie um Geſundheit und Leben bringen kann; bald müſſen ſie auf die äuſerſte Spitze der Dächer ſteigen, wo der geringſte Schwindel, die mindeſte Unachtſamkeit ſie ohne Rettung ins Grab ſtürzt; bald müſſen ſie Laſten tragen, unter welchen ſie erliegen. Andere müſſen in dem Staub arbeiten, wo ſie nie Athem ſchöpfen, ohne zugleich den Staub einzuſaugen, der gewiß ihr Leben verkürzt; andere müſſen den ganzen Tag über an dem feurigen Ofen ſtehen, und bey der Hitze des Sommers und des Feuers zugleich verſchmachten. So hart und gefährlich dieſe Arbeiten ſind, ſo viele Mühe müſſen ſich dieſe Leute noch geben, um nur Arbeit zu finden. Sie müſſen ſich vor dem ſtolzen Reichen demüthigen, ſie müſſen ſeinen Eigenſinn, ſeinen Zorn, ſeine Dummheit ertragen. Wenn ſie noch ſo geſchwind arbeiten, ſo iſt es dieſem nie geſchwind genug; wenn ſie es noch ſo fleißig und noch ſo gut machen, ſo iſt es ihm nicht gut genug. Will dann der gute fleißige Mann, der bey ſeiner Arbeit ſo viel Mißvergnü-

ergnügen, ſo viele ſchlafloſe Nächte gehabt hat, ndlich ſein Geld haben, ſo wird er von einem Tag zum andern gewieſen; ſein Lohn wird ihm ft gar nicht bezahlt, oft geſchmälert. Er muß ndeſſen leben, er muß Abgaben geben wie ihr, und ein Leben und ſeine Abgaben koſten ihn noch viel: nehr als euch. Seine Wohnung iſt theurer; er nuß ſich beſſer kleiden; er muß immer Geld ha: ben, um ſich ſein Eſſen und Trinken zu kaufen. Dann muß er es kaufen, wie er es findet, wie nan es ihm giebt. Der Reiche kauft ihm immer das beſte weg, und meiſt bleibt ihm nichts, als was andere nicht wollen. Geſchieht ihm von ſei: nen Bekannten oder ſeinen Nachbarn oder von Reichen und Mächtigen, mit denen er doch immer zu ſchaffen haben muß, Unrecht, ſo hat er viel: nehr Mühe zu ſeinem Recht zu kommen; oft kommt er vollends darum, weil ſeine Gegner nehr über den Richter vermögen als er. Er hat auſerdem noch immer tauſend Verführungen vor Augen, immer Leute vor Augen, die ihm glück: licher ſcheinen als er. Wird er ſo leben wollen wie dieſe, ſo wird er in kurzem verderben; bleibt er aber in ſeinen Schranken, ſo wird er verdrieß: lich, neidiſch, unzufrieden. — Ich kann euch nicht die Hälfte von den Beſchwerlichkeiten des Stadtlebens ſagen. Aber dieſes iſt gewiß ſchon genug euch zu überführen, daß ihr weit glückli: cher ſeyd. Eure Arbeiten ſchaffen euch alles, was ihr zum Leben braucht; und ſind zugleich eurer Geſundheit überaus nützlich. Ihr ſeyd in einer beſtändigen Bewegung. Die friſche Luft, die

Wärme der Sonne, der Geruch der Wiesen und selbst der rohen Erde, ist angenehm und gesund. Selbst Winde und Regen sind gesund, sie härten den Körper, sie entfernen von ihm alle übele Ausdünstungen, und machen daß ihr freyer athmet, und daß euer Blut besser lauft. Lebensgefahr habt ihr nie bey euren Arbeiten; nie braucht ihr länger zu arbeiten als bis an den Abend, und selbst euere Winterarbeiten sind so beschaffen, daß ihr dazu nie die Nacht zu Hülfe nehmen müsset. Ihr braucht niemand gute Worte zu geben, um Arbeit und Verdienst zu finden; euer Feld, eure Heerde giebt euch beydes. Ihr braucht nie zu befürchten, daß Geitz oder Ungerechtigkeit euch euren Lohn schmälert. Ihr lohnt euch immer selbst; denn wie ihr arbeitet, so schenkt euch Feld und Garten und Heerde eure Belohnung, die ihr nur nehmen dürft. Ihr braucht nicht erst von andern eure Lebensmittel zu suchen und zu nehmen, was man euch giebt. Euer Kornboden, euer Stall, euer Garten reicht sie euch ohne eure Sorge, wenn ihr nur arbeitsam und sparsam seyd. Ihr werdet seltner von Reichen und Mächtigen gedruckt; denn ihr habt euer Verkehr meist mit Leuten eures gleichen, und um desto leichter erhaltet ihr euer Recht. Ihr sehr, daß alles um euch schlecht und mit wenigem vergnügt lebet, und ihr lernt leicht auch so leben. Eure Häuser, eure Kleider kosten euch wenig, und um desto weniger braucht ihr zu sorgen. Kommt Mißwachs, so leidet ihr ungleich weniger als der Bürger, denn der braucht mehr als ihr, und muß warten,

was ihr ihm geben könnt; und fällt die Erndte gut aus, dann habt ihr den meiſten Vortheil. Es ſind freylich manche Bürger in der Stadt die beſſer leben können, die mehr geehrt ſind, aber ſind ſie deßwegen glücklicher? Je höher der Stand iſt, deſto größer iſt der Aufwand, deſto wichtiger ſind die Sorgen, deſto häufiger ſind die Gefahren. Es iſt mancher in der Stadt, der für ſeine bloſe Kleider ſo viel aufwenden muß, als ihr braucht, um ein ganzes Jahr durch zu leben. Denket wie mühſam, wie ſauer es dieſem werden muß, alles das herbey zu ſchaffen? Ja, wenn er es noch von ſeinem Feld oder aus ſeinem Garten nehmen könnte, dann wär er noch glücklich; aber er muß meiſt alles von dem Willen anderer erwarten. Erwirbt er, was er braucht; ſo muß er Tag und Nacht ſorgen, wie er es machen ſoll, daß andere ihm ſeinen Verdienſt nicht entziehen. Itzt iſt einer ein Freund, ein Rathgeber des Königs und er hat alles im Ueberfluß; Morgen wird der König verdrießlich über ihn, und es wird ihm alles wieder genommen; oder er iſt vielleicht nicht vorſichtig genug in ſeinem Amt geweſen, und nun wird ihm nicht allein alles genommen, ſondern man ſetzt ihn wohl gar ins Gefängniß, und raubt ihm am Ende ſelbſt das Leben. Kommt es auch nicht ſo weit, ſo denkt nur ſelbſt, wie es dem zu Muthe ſeyn muß, der erſt geſtern noch von allen geehrt wurde, Häuſer, Bedienten, Kleider, Pferde, alles Vergnügen hatte, und nun auf einmal von allen verachtet wird, und alles entbehren ſoll? Iſt einer von dem

Glück ſo begünſtiget worden, daß er ohne alle Arbeiten und Beyhülfe anderer, von den Einkünften ſeiner Reichthumer leben kann; ſo muß er von einer Stunde zu der andern fürchten, daß ihm Unglück oder Betrug alles wieder raubt. Ich habe euch neulich von einem Mann erzählt, daß er auf dieſe Art in die äuſerſte Armuth gekommen iſt, und, da er ſeinen Körper durch ſein müſſiges, wollüſtiges Leben ganz verdorben und elend gemacht hatte, endlich nicht einmal mehr arbeiten konnte, und ſich mit bettlen mühſam ernähren mußte; dergleichen trefft ihr alle Tage in den Städten an. Ihr werdet euch verwundern, Kinder, wenn ihr euch einmal in der Stadt umſeht, was euch da für Dinge vorkommen werden. Ihr werdet da Leute ſehen, die über und über mit Gold und Seide bedeckt ſind, und dabey ſo ſauer, ſo murriſch ausſehen, als wann ſie in acht Tagen nichts zu eſſen bekommen hätten. An einem andern Ort werdet ihr Gerippe herum gehen ſehen, die ſo viel Vermögen haben, daß ſie euer ganzes Dorf auskaufen könnten, und die doch nicht einen Biſſen Brod genieſſen können, und von lauter Brühen, die eure Hunde nicht eſſen möchten, ihr elend Leben friſten müſſen. Wieder werdet ihr andere ſehen, die auf den allerfeinſten Betten in lauter Wolle und Federn liegen, und ſich von Gott nichts bitten, als eine Viertelſtunde lang ſo ſanft zu ſchlafen, als ihr oft mitten im Feld, auf der Erde, ganze Nächte bey euren Heerden ſchlaft. Ihr werdet andere finden, die auf einem weichen Küſſen in ihrem Seſſel ſitzen, und ohne den Fuß

zu

u bewegen, hinter einem Buche oder mit der Fe-
er in der Hand mehr ſchwitzen als ihr in der
Heuerndte. Ihr werdet manche ſehen, die ſich
n Häuſer verkriechen müſſen, wo die Sonne und
er Tag kaum hindringen kann; oder ſolche, die
ich nur halb ſatt eſſen, um ihren Rock mit Gold
nd Silber zu beſetzen, oder Leute in ihren Dien-
ten zu halten, die nichts zu thun haben, als hin-
er ihnen herzugehen, oder ihnen den Rock zu
ringen, wenn ſie ſich anziehen wollen. Ihr
verdet Kinder ſehen, die anſtatt daß ihr auf der
Wieſe, im Garten, im Feld herum ſpringt, oder
m Bache badet; immer in der Stube ſitzen, und
ich mit tauſend Dingen den Kopf zerbrechen laſ-
en müſſen, um die ihr euch euer Lebtag nicht be-
ümmert. Wenn ihr des Morgens in einer Vier-
elſtunde davon ſpringt, ſo müſſen die reichen
Stadtkinder ſich ſchon gewöhnen ihre Haare ver-
zerren, ihre Füſe in enge Schue, alle ihre Glie-
der in unbequeme Kleider ſpannen zu laſſen; dann
müſſen ſie immer den Kopf auf eine gewiße Art
tragen, immer die Hände und Füſe und ihren
ganzen Leib nach gewiſſen Reglen bewegen. Wach-
ſen ſie heran, dann müſſen ſie fort aus dem Haus
ihrer Eltern. Da ſtehen ſie entweder überall der
Gefahr der Verführung blos, und machen ſich,
weil ſie ſo wenig erfahren haben, manchmal in ei-
ner Stunde für ihr ganzes Leben unglücklich; oder
ſie müſſen ſchon Tag und Nacht für ihren künfti-
gen Unterhalt ſorgen. Kommen ſie zurück, dann
müſſen ſie zehenmal mehr, zehenmal mühſamer
arbeiten, als ihr; ſie müſſen dann ſich bücken,

vielleicht gar betrügen und schmeichlen, und wer weiß was thun, bis sie die Gunst anderer Menschen so weit erwerben, daß diese ihnen Aemter oder Verdienste zuweisen. Haben sie diese, dann müssen sie sich wie der geringste Handwerksmann nach dem Eigensinn ihrer Mitbürger bequemen, und ihren mühsamen Verdienst theils in Dingen verschwenden, die ihnen kein Vergnügen schenken und nur dazu dienen, daß sie von andern nicht verachtet werden; theils ihn mit Sorge und Mühe zu erhalten und zu vermehren suchen. Wollen sie heurathen, so dürfen sie nicht diejenige zur Frau nehmen, mit welcher sie vergnügt zu leben hoffen; sondern sie müssen sich eine reiche Frau, eine Frau, die von ihrem Stande ist, aussuchen, und finden sie unter denen, die diese Eigenschaften haben, keine, die ihnen gefällt, so müssen sie entweder gar nicht heurathen, oder ihr ganzes Leben mit einer Person zubringen, die sie nicht leiden können. Wollen sie sich bey ihren Arbeiten einen guten Tag machen; so dürfen sie sich nicht lustig machen, wie sie wollen, sondern so, wie sich andere lustig machen, wie es anständig ist. Verlangen sie etwas, so dürfen sie es nicht suchen wie es am leichtesten wäre, sondern wie es sich für ihren Stand schickt. Wenn euch dürstet, so lauft ihr zum Brunnen; wenn sie es dürstet, so müssen sie warten, bis ein anderer kommt, der für sie zum Brunnen geht. Wenn es euch hungert, so holt ihr euch zu essen; sie müssen andere schicken. Wenn ihr einen ehrlichen Mann seht, der euch dienen kann, oder den ihr euch zum Freund machen wollt,

wollt, ſo öffnet ihr ihm ohne Bedenken eure Arme; in der Stadt darf man mit dem ehrlichſten Mann nicht vertraut ſeyn, wenn er nicht von gleichem Stande iſt. — Ich möchte euch nicht wünſchen, daß ihr nur einen Monat dort zubringen müßtet; denn ich weiß, ihr würdet euch in den erſten Wochen wieder nach einem itzigen Zuſtand ſehnen. Laßt dem reichen Bürger ſeinen Glanz, ſeine Häuſer, ſeine Bedienten, die ihn ſo viele Sorgen, die ihn ſo viele Gefahren, die ihn oft die Ruhe und Zufriedenheit ſeines ganzen Lebens koſten. Ich möchte wiſſen, was er vor euch zum Voraus hat? Beſſer als ihr, iſt er warhaftig nicht; denn er lebt ja nur von euch, und ohne eure Arbeiten ſollten die Städte bald zerfallen und zu Grunde gehen. Glücklicher iſt er gewiß auch nicht; wie könnte er, der ſo viel braucht, ſo viel arbeiten, ſo viel ſorgen muß, der ſeine Ruhe, ſeine Geſundheit, alle Freuden des Lebens oft ganz aufopfern muß, nie ohne Zwang genießt, wie könnte der glücklicher ſeyn? Nöthig iſt er freylich auch. Denn, Kinder, alle Menſchen ſind ſo genau mit einander verbunden, daß immer einer durch den andern beſtehen muß. Es wäre nicht gut, wann Alle Ackersleute wären. Man braucht Handwerker, Künſtler, Kaufleute, Gelehrte, Soldaten; man braucht Städte und Veſtungen, die verhindern, daß andere Geſellſchaften ſich nicht zum Meiſter des Eurigen machen und ſich auf euren Gütern veſt ſetzen; man braucht Orte, wo viele Menſchen beyſammen wohnen, um diejenige gemeine Vortheile zu erhalten,

halten, die ohne viele Hände nicht erhalten werden können; und kurz, kein Stand der zum Nutzen der andern etwas beyträgt, ist verächtlich oder unnöthig; aber unter allen nutzt keiner so viel, als der Eure, ist keiner so glücklich, keiner so sicher, keiner so frey, keiner so angenehm. Wenn eure Wiesen blühen, wenn eure Bäume die ersten Blätter herausstosen, wenn eure Felder keimen, wenn der Frühling eure Berge und Thäler mit Gras und Blumen überziehet, wenn die Sonne an einem schönen Morgen hervor strahlet, wenn der Abend oder der Schatten euch an einem schwülen Tage kühlet, wenn eure Heerden auf den Weiden springen, wenn eure junge Lämmer im Klee spielen, wenn eure Saaten reifen, wenn eure Gärten euch ihre Früchte anbieten, wenn euer Weinstock euch seine Trauben darreicht, — o Kinder! wo haben Städte, wo haben fürstliche Palläste ein Schauspiel das so reizend, so schön, so angenehm ist? Freuet euch, Kinder, daß ihr zu einem so glücklichen Leben gebohren worden seyd. Und wollt ihr euer ganzes Glück recht genießen, so thut was ich euch bisher gelehrt habe, werdet kluge und gute Menschen.

(Das Gewissen.) Ihr habt gehört, daß alles was ihr thun sollt, euch blos deßwegen befohlen wird, weil ihr dadurch euch wirklich glücklich macht; und ich habe euch überall gezeigt, wie ihr euch dadurch glücklich macht. Aber von einer Glückseeligkeit, die ihr euch erwer-

ben

ben könnt, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folgt, habe ich euch noch nicht geſagt, und dieſe iſt gerade diejenige, welche euch die ſchätzbarſte, die wichtigſte ſeyn kann. Das iſt ein gutes Gewiſſen. Wenn ihr euch krank, arm, bey euren Nebenmenſchen verhaßt gemacht habt, ſo werdet ihr nicht allein durch eure Krankheit, durch eure Armuth, durch den Haß eurer Nebenmenſchen unglücklich, ſondern ihr fühlet dabey noch einen geheimen Schmerz, ſo oft ihr bedenkt, daß ihr Schuld an eurem Unglück ſeyd. Dieſen Schmerz werdet ihr nicht allein vermeiden, wenn ihr immer ſo kluge und gute Menſchen zu ſeyn trachtet, als ich euch itzt zu ſeyn gelehrt habe; ſondern ihr werdet dagegen noch eine Ruhe, eine Freude fühlen, die euch glücklicher machen wird, als alle Welt euch machen kann. Dieſe Ruhe wird euch, wenn ihr auch vielleicht oft ohne eure Schuld, unglücklich ſeyd, dennoch immer tröſten und vergnügt erhalten. Unſer voriger Pfarrer wurde einmal auf der Canzel vom Schlag gerührt. Er war ein rechtſchaffener Mann, und gewiß ſo klug und ſo gut, als einer. Er kam wieder zu ſich, aber er bliebe gelähmt ſo lang er lebte. Ich beſuchte ihn täglich, und ich geſtehe es, ich konnte mich nicht der Thränen enthalten, ſo oft ich den rechtſchaffenen Mann da liegen ſah. Aber wenn er anfieng zu reden, ſo waren in dem Augenblick alle meine Schmerzen weg. Er ſprach von ſeinem Unglück mit ſo viel Gelaſſenheit; er erinnerte ſich mit ſo vieler Freude an jede gute That ſeines Lebens, er war ſo vergnügt, wenn er ſah,

wie

wie zärtlich seine Frau, seine Kinder, seine Freunde um ihn besorgt waren, daß er selbst seinen Zustand gar nicht zu empfinden schien und uns immer ehe tröstete, als wir ihn zu trösten im Stand waren. Was weinet ihr? sagte er: Ihr wißt ja, daß ich mir dieses Unglück nicht selbst zugezogen habe; es wird gewiß bald vorüber gehn; wenigstens wird es mich nie ganz darnieder schlagen, nie aller Glückseeligkeit berauben. Seine Freudigkeit dauerte bis zu dem letzten Hauch seines Lebens. Wollt ihr auch immer so freudig seyn, so bemüht euch immer so rechtschaffen zu leben.

(Religion.) Doch Kinder — ich muß es euch nur sagen, sonst würdet ihr mich für einen alten Betrüger halten — so freudig, so glücklich, als dieser mein Freund war, könnt ihr dennoch nicht werden, wenn ihr mehr nicht wisset und mehr nicht thut, als was ich euch bisher gesagt habe. Ich habe euch nur gelehrt, wie ihr es machen müsset, um euch nicht selbst unglücklich zu machen. Aber es giebt so viele Fälle, die ihr nicht voraus sehen, so vieles Elend, das ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könnt; und Unglück ist immer Unglück. Zwar ein unverschuldetes Unglück ist weniger schmerzlich, als dasjenige, welches wir uns selbst zugezogen haben, aber schmerzlich bleibt auch dieses doch immer. Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern auch dann schon, wann einer es blos befürchtet, blos als möglich denkt. Wann einer

ſein Feld baut, und denkt: wer weiß, ob es tragen wird; wer weiß ob es der Feind nicht verſtören wird? Wann einer in ſeiner Hütte ſitzt und denkt: dieſe Nacht kann ſie abbrennen. Wann einer ſeine Heerde zur Weide führt, und denkt: wie leicht kann ſie die Seuche befallen? Dann, o Kinder! dann wird ihn weder ſeine Saat, noch ſeine Hütte, noch ſeine Heerde mehr freuen. Und wo iſt ein Menſch, der ihm dafür bürgen kann, daß er alles dieſes bis an das Ende des Lebens erhalten werde? Ja, wenn es auch einer könnte, wie fürchterlich mußte ihm doch immer der Anblick des Todes ſeyn? Ich baue mein Feld vielleicht für andere? Ich muß vielleicht dieſe Nacht mein Haus verlaſſen; ich werde vielleicht dieſe Nacht von meinem Weib, von meinen Kindern, von allem was mir lieb iſt, getrennet; und wie wird es dann mit mir werden? Beobachtet alles, was ich euch bisher ſagte, noch ſo genau, Kinder, dieſe Furcht werdet ihr nie vertreiben können. — Aber es iſt ein Mittel, wodurch ihr ſie vertreiben könnt. — Es iſt ein Gott, Kinder, der für uns ſorgt, und der uns nie unglücklich werden läßt, wenn wir uns nicht ſelbſt unglücklich machen! Ein Gott, der alles weiß und alles ſieht, was ihr denkt und thut. Das iſt der Gott, der euch den Sommer und die Erndte werden läßt; der euch den Regen giebt, und den Thau, und ohne welchen ihr umſonſt ſäet und pflanzet. Ein Gott, der euch ſo viel gutes giebt, ſollte der euch haſſen, euch unglücklich machen können? Nein Kinder, nimmermehr!

Dem

Dem Gott vertraut, und fürchtet nichts. Nichts geſchiehet ohne ſeinen Willen, und ſein Wille iſt, daß ihr glücklich ſeyd, wenn ihr euch nicht ſelbſt unglücklich macht; glücklich, wenn ihr von ihm alles Gute hoffet.

Ich kann euch den Gott nicht zeigen, ich kann ihn euch nicht begreiflich machen, denn, Kinder, wir wiſſen ſonſt nichts von ihm, als daß er unſer und der ganzen Welt Schöpfer iſt, und daß er uns und die ganze Welt glücklich machen will. Wir würden vielleicht dieſes nicht einmal recht wiſſen; wir würden vielleicht daran nicht gedacht haben, wenn eben dieſer Gott uns nicht hätte ſagen laſſen, was uns von ihm zu wiſſen nöthig war. Aber er hat uns eben deßwegen dieſen Unterricht geben laſſen, und daher haben wir die heilige Bibel, welche nichts enthält, als Lehren, wie wir es machen müſſen, um beſtändig glücklich zu ſeyn. Wer wollte einer Lehre, die von Gott, dem weiſeſten, beſten Gott herkommt, nicht gehorchen? Dieſes Kinder iſt diejenige Lehre, welche euch in der Kirche bekannt gemacht wird. Blos, um dieſe euch recht einzuprägen, hat unſer König, der immer für alles, was uns glücklich machen kann, ſo beſorgt iſt, Kirchen und Prediger angeordnet. Beſuchet dieſe Kirche fleißig. Dort werdet ihr erſt recht lernen, wie ihr es machen müßt, glücklich zu ſeyn; denn Gott verſpricht euch in ſeinem Wort, nicht weniger, als ein ewiges, ganz vollkommenes Glück, und fordert dafür nicht mehr, als daß ihr alles das thut,

was ich euch bisher gesagt habe, daß ihr dabey völlig auf ihn vertraut, ihm glaubt und in allem Glück und Unglück zu ihm eure Zuflucht nehmt. Dieses, liebe Kinder, hat mein Freund, der rechtschaffene Pfarrer gethan, der, wie ich euch vorhin erzählte, bey der größten Krankheit, bis an das Ende seines Lebens so freudig und glücklich war.

Er sagte mir oft, ich würde in meinem Elend vergangen seyn, wann ich nicht zu meinem Gott ein völliges Vertrauen gehabt hätte. Aber, sagte er, wenn ich betrübt, wenn ich unruhig werden wollte, so rief ich Gott an, so klagte ich ihm insgeheim mein Leiden, und ich weiß selbst nicht wie es kam, ich wurde nach jedem Gebet so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts fehlte. So sagte mein Freund, und, Kinder, er hatte warlich recht. Glaubet einem alten Mann, der es auch erfahren hat; das Gebet eines Rechtschaffenen, der von Gott alles erwartet, von ihm alles hofft, ihm allein vertraut; das Gebet ist nie unerhört geblieben. Wenn uns auch Gott schon nicht immer das giebt, um was wir ihn bitten, so giebt er uns gewiß etwas bessers, die Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schicksal, und die sicherste zuversichtlichste Hoffnung, daß wir künftig weit glücklicher und weit gesegneter seyn werden. Wie könnte er auch uns gerade das geben, was wir bitten? Wir bitten oft so unvernünftig um Dinge, die uns äuserst elend machen würden. Es war einmal ein Schulze in eurem Dorf, der glaubte, es wäre nichts besser

als Reichthum und vieles Geld. Vermuthli
hat er Gott oft genug darum gebeten. Es ma
aber nun ſeyn wie es will, genug, er fande ei
mal einen Schatz von etlichen tauſend Thalern a
ſeinem Acker. So bald er das Geld hatte, ve
kauſte er ſein Schulzengut und zog in die Stad
Er arbeitete nichts mehr; ſeine Frau that
wenig als er; die Kinder wurden lüderlich; di
Alten tranken und ſpielten den ganzen Tag
Kaum waren etliche Jahre vorbey, ſo finge
ſeine lüderliche Söhne an erſt ihn, darnach a
dere zu beſtehlen; der eine wurde erwiſcht un
aufgehängt; der andere lief davon, und irrt nu
in der Welt herum; die Mutter kam wegen a
lerley Ausſchweifungen und Lüderlichkeiten in da
Zuchthaus; und der Vater ſtarb endlich in de
äuſerſten Armuth. Was nutzte dieſem nun ſei
Geld? um wie viel glücklicher würde er nicht ge
weſen ſeyn, wenn er in ſeinem vorigen Stan
geblieben wäre? Seht Kinder, ſo wenig wiſſe
wir oft was wir wünſchen. Gott weiß allein, wa
uns glücklich machen kann, und den Rechtſchaf
nen und Guten macht er gewiß glücklich. Ich wa
krank; da rief ich: Gott erbarme dich meiner, un
ich wurde geſund; ich war arm, da fiel ich nied
und betete, und Gott half mir. Er ſchickte mir Ge
legenheit, mir durch meine Arbeit aus dem Man
gel zu helfen, und ich arbeitete und dankte ihm,
und wurde getröſtet und beruhigt. So gütig,
liebe Kinder, ſo barmherzig iſt unſer Gott,
ſo lieb hat er uns. Denkt nur nicht, daß e
euch haſſe oder vergeſſe, wenn ihr auch manchma
i

in Unglück oder Gefahr kommt. Nein, Kinder, lernet einmal von mir etwas, das ſo viele dumme und eigenſinnige Menſchen nicht begreifen wollen. Eben ſo wie dieſe Sonne, die eure Erndte reif macht, und eure Gärten mit Früchten überſchüttet; eben ſo wie der Regen, der eure Wieſen wäſſert, und wie der Wind, der eure Saaten befruchtet: eben ſo wie dieſe nicht allein für euch, nicht allein euch zu gut geſchaffen ſind, ſondern zugleich noch viele tauſend Menſchen glücklich machen; eben ſo iſt auch das Feuer, das vielleicht eure Hütte verzehrt; der Sturm, der eure Bäume zerreiſt; der Hagel, der eure Saaten zerſchlägt; der Krieg, der eure Felder verheert; die Krankheit, die euch ohne euer Verſchulden befällt; eben ſo, ſage ich, ſind alle dieſe Dinge auch nicht euch allein zu ſchaden, euch allein unglücklich zu machen, von Gott verhängt, oder zugelaſſen worden. Das Unglück des einen muß oft tauſend andere glücklich machen. Oft kann ſelbſt mancher nicht anderſt glücklich werden als durch Unglück. Die fruchtbare Witterung, die euch ein glückliches Jahr giebt, iſt vielleicht Schuld, daß tauſend andere in Elend und Mißwachs gerathen. Das Ungewitter macht eure Felder oft fruchtbar, indem es die Hütte eurer Nachbarn zerſchmettert; der Regen, der eure trockene Felder und Wieſen tränkt, ſchwellt vielleicht an einem andern Ort einen Fluß auf, der ganze Dorfſchaften und Mayerhöfe mit ſich dahin reißt; der Krieg, der hundert Familien in die äuſerſte Noth bringt, der befreyt vielleicht die Welt von tau-

ſend Böswichten, die ſchon eurer glückſeeligen Ruhe droheten, und eure Güter verſchlingen wollten. So nutzt euch oft das Unglück der andern. Und was habt ihr zum Voraus? Warum ſoll nicht auch oft euer Unglück andern nützlich ſeyn? Ja, es iſt euch ſelbſt oft unendlich vortheilhafter, als das gröſte Glück. Wie mancher wäre laſterhaft, träg, ein böſer Menſch geworden, wenn er in einem guten Stand geblieben wäre? Die Noth lehrt arbeiten. Wie mancher hätte ſich Zeitlebens unglücklich gemacht, wenn nicht eine Krankheit zu rechter Zeit ihm das Vermögen dazu benommen hätte?

Wir können Gott und ſeine Abſichten mit uns ſo wenig begreiffen, daß wir nie bey den Zufällen unſers Lebens wiſſen können, ob ſie für uns Glück oder Unglück ſind. Ein ſehr frommer und weiſer Mann erzählte mir in meiner Kindheit einmal einen Traum, der mir nie vergeſſen wird, und an den ich immer dachte, wenn mir etwas Widriges begegnete.

„Ob ich gleich, ſagte mein Freund, nichts eifriger ſuchte, als mich glücklich zu machen und Gott zu gefallen, ſo ſtieß mir doch einmal ein Unglück zu, das mich auſſerordentlich ſchmerzte. In meiner Betrübniß fing ich an zu zweifeln: ob Gott auch wirklich für die Menſchen ſorge, und ſie glücklich machen wolle? Dieſe Zweifel preßten mir die bitterſten Thränen aus, und mit Thränen im Auge ſchlief ich einſtmal ein. Da kam es mir vor, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich verirrt hätte. Ich ſtunde einige Zeit ohne zu wiſſen, wo

ich

ich hin ſollte. Da kam ein Mann zu mir, der mir, den Weg zu zeigen und mit mir zu gehen, verſprach. Ich folgte ihm nach. Er führte mich an das Haus eines Mannes, der uns ſehr wohl empfing, und der der beſte Mann von der Welt zu ſeyn ſchiene. Als wir weggiengen, ſahe ich, wie mein Begleiter einen ſchönen ſilbernen Becher, der auf dem Tiſch ſtund, mit wegnahme. Am zweyten Tag kehrten wir bey einem böſen Menſchen ein, der uns kaum eine Ecke in ſeinem Haus zum Obdach laſſen wollte, und der in ſeinem Hauſe nichts that als fluchen und zanken — kurz, der ein recht gottloſer Mann war. Bey dem ließ mein Führer den Becher ſtehen, den er dem guten Mann entwendet hatte. Am dritten Tag trafen wir wieder einen guten, frommen Mann an, der uns alle mögliche Gefälligkeiten erwieſe; dem ſteckte mein Begleiter ſein Haus in Brand. Mir ſchauerte vor der Bosheit. Allein, weil ich den Weg nicht allein finden konnte, mußte ich meinem Wegweiſer folgen. Dieſer führte mich wieder zu einem vortreflichen Mann, der die Gütigkeit ſelbſt war. Mein Begleiter gab vor, er wiſſe den Weg nicht recht, und unſer Wirth ſchickte ſeinen eignen Sohn mit uns, damit wir ja nicht irren möchten. Kaum aber kamen wir auf eine Brücke, ſo ſtieß er den Sohn unſers gütigen Wohlthäters in den Strom, daß er ertrank. Dieſe abſcheuliche That, erzählte mein Freund, konnte ich nicht anſehen. O du Ungeheuer! rief ich, ich will lieber in den einſamſten Wüſteneyen irren, als länger mit dir über einen Erdboden gehen, der dich alle Augenblicke zu verſchlingen

ſchlingen drohet. — Da ich noch redete, umleuchtete mich ein Glanz, und mein Anführer nahm eine faſt göttliche Geſtalt an. Ich fiel zu Boden. Er aber richtete mich auf und ſprach: Lerne die Wege der Vorſicht! Der Becher, den ich geſtern nahm, war vergiftet; darum entwendete ich ihn dem Guten, und gab ihn dem Böſen zur Strafe. Unter der Aſche des Hauſes, das ich in Brand ſteckte, liegt ein Schatz, den der wohlthätige Mann, der uns ſo gütig aufnahme, finden, und womit er viel Gutes ſtiften wird. Der junge Menſch aber, welchen ich in den Strom ſtürzte, würde in wenig Jahren ſeinen Vater ermordet haben, und durch ſeine Laſter die Quaal ſeiner Mutter geworden ſeyn. Verehre Gott, und überlaſſe dich ihm allein.“ —

So erzählte mir mein Freund ſeinen Traum. Und wenn ihr einmal ein wenig mehr Erfahrung bekommt, ſo werdet ihr an euch und an andern tauſend Beyſpiele ſehen, wie oft ein anſcheinendes Glück, ein wahres Unglück iſt; manche Unglücksfälle aber die herrlichſten Wohlthaten Gottes ſind.

Sollte aber auch nichts als Unglück über euch verhängt ſeyn; ſolltet ihr im Elend ſterben müſſen; ſeyd ihr nur ohne eure Schuld unglücklich; ſo wird euch immer noch ein Troſt übrig bleiben, den euch nichts rauben kann. Ich muß euch aus dem heiligen Worte Gottes dieſen Troſt bekannt machen. Wir ſterben nicht — liebſte Kinder, wir ſterben nie! Wir haben noch eine Welt vor uns, wo wir hingehen, wenn wir hier ſterben, wo wir aus dem Tod und dem Grab wieder aufwachen, wo wir ganz glücklich, ohne Krankheit, ohne

Schmer-

Schmerzen, ohne allen Mangel, ewig leben wer-
en. Dieſe Welt hat Gott uns verſprochen, wenn
ir hier alles thun, was wir können, uns be-
ändig glücklich zu machen. Dieſe Welt iſt euer,
enn ihr alles thut, was ich euch geſagt habe,
nd was euch aus der heiligen Bibel in der Kir-
he geſagt wird. Die, welche das nicht thun,
erden in eine Welt kommen, die noch viel elen-
er iſt, als dieſe, wo wir itzo leben.

Ich wüßte von dieſer glücklichen Welt nichts,
enn Gott ſie mir in ſeinem Wort nicht bekannt
emacht hätte; aber nun kenne ich ſie, nun wün-
he ich, verlange ich nichts ſo eifrig, als bald in
ieſe glückſeelige Welt verſetzt zu werden. Die
offnung, dahin zu kommen, war in allem mei-
em Leiden mein gröſter Troſt; ſie wird mein
röſter Troſt im Tode ſeyn; denn ich weiß und
abe das gewiſſe Vertrauen auf meinen und eu-
en Gott, er wird mich in dieſe ſeelige Welt ſetzen,
ie ſein Wort mir zugeſagt hat. — Kinder,
ch bin viel älter als ihr! ich werde bald ſter-
en — Ach Kinder, könnte ich alsdann nicht auf
einen Gott vertrauen; wüßte ich alsdann nicht,
aß er ſich meiner annehmen und mir helfen
ird, wann ich ſelbſt mir nicht mehr helfen kann,
ie elend wäre ich! — Aber ich weiß es, ſo ge-
iß weiß ich es, als ich jene Sonne am Him-
el ſehe; und nicht allein das weiß ich, ſon-
ern auch das, daß er mich nach meinem Tod
ollkommen glücklich machen wird. Dann wird
ich keine Krankheit, keine Armuth, keine
eindſchaft, keine Verfolgung anderer Menſchen

mehr

mehr drucken, ich werde leben, und unendlich glücklicher leben, als alle Könige der Erde mich zu machen im Stande sind. — So werdet auch ihr künftig leben, Kinder, wenn ihr alles gethan habt, was ihr könnt, euch recht glücklich zu machen; wenn ihr euer Leben und eure Gesundheit so lang erhalten habt, als euch möglich war; wenn ihr verständig gelebt habt, wenn ihr arbeitsam und fleißig gewesen seyd; wenn ihr eurem König und euren Eltern und Vorgesetzten gehorcht habt; wenn ihr gerecht und treu, und dienstfertig gegen eure Nebenmenschen gewesen seyd. — Habt ihr alles dieses gethan; und habt ihr dabey auch noch das gethan, was Gott in seinem heiligen Wort von euch fordert; und habt ihr diesem Gott, der alles weiß und sieht, und den ihr nicht betrügen könnt; habt ihr ihm aufrichtig vertraut. — O Kinder, dann seyd ihr glücklich, wenn sich auch die ganze Welt bemühte, euch unglücklich zu machen: glücklich so lang ihr lebt, und nach dem Tod unaufhörlich glücklich!

Laßt mich den Troſt in mein Grab mitnehmen, daß ihr alles dieses thun, daß ihr eurem alten Freund, der euch so treu, so zärtlich liebt, so viel ihr könnt, gehorchen wollt. Wenn ich lange todt bin, dann werdet ihr mich nach eurem Tode einmal wieder finden. Laßt mich dann nicht sehen, daß ihr euch ewig unglücklich gemacht habt. — Dann, Kinder! wenn ihr hier nicht gute Menschen waret; wenn ihr hier nicht alles gethan habt, was ihr konnt, euch glücklich zu machen, dann werdet ihr es gewiß ewig nicht werden.

Katechismus
der
Chriſtlichen Religion
für das
Landvolk,
als
der zweyte Theil
des
Katechismus der Sittenlehre
für das Landvolk.

ächte Ausgabe.

Leipzig
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1776.

Ἐπειδὴ δὲ ἠνθησεν ἡ τεχνη ἠυξησεν ἡ πλανη.

Cl. Alex. adm. ad gent

Vorbericht.

Die chriſtliche Religion iſt die allerleichteſte. Ihre Abſicht geht auf mehr nicht, als was beſcheidene Weisheit ſchon von ſelbſt lehrt: Gott ohne Heucheley, die Menſchen herzlich zu lieben. Ihre Verſprechungen ſind groß; ewiges Leben bey Gott und guten Menſchen; Hülfe Gottes, wo wir Gutes wollen und nicht können. Ihre Geheimniſſe liegen in Dingen, die nicht Geheimniſſe ſind, weil man ſie dazu machen wollte, ſondern weil wir zu begränzt ſind, von Gott, ſeinen Rathſchlüſſen und Abſichten zu urtheilen. Ihr Lehrer iſt unleugbar vorher verkündigt worden; Seine übermenſchliche Thaten ſind mit der gröſten hiſtoriſchen Wahrheit beſtätigt; Er hat ſich nicht erhoben, hat einfältige Weisheit geſagt, hat die Menſchen innig geliebt, und weder Ruhm noch Reichthümer geſucht oder verlangt. — Wie kommts, daß bey alle dem Werth, wenige gute Chriſten ſind, wenige die Religion glauben, noch weniger ſie verſtehn?

Wenn mich meine Empfindung nicht betrügt, ſo iſt nichts daran ſchuld als die Bemühung derer, die die Religion Chriſti erklären und beweiſen wollten. Wenigſtens kann ich, ohne alle Abſicht eine Paradoxe ſagen zu wollen, verſichern, daß mich alle die Schriften wider die Religion in meinem

Glauben an sie bestärkt; und alle die, welche für sie geschrieben sind, wankend gemacht haben.

Mich dünkt, unter vielen andern Beyspielen die Christus uns von einfältiger Tugend ohne Ansprüche giebt, ist auch das, wie man die Religion lehren soll. Voll des innern Gefühls der Wahrheit, und überzeugt, daß menschliche Kräfte die Rathschlüsse Gottes nie erreichen, sagt er seine Säze gerade hin, ohne allen Beweis; und überläst sie dem, der Ohren hat zu hören!

Christus hatte so gut, und noch viel lebhafter als wir, die Absicht Christen zu machen; aber er wuste besser als wir, daß in allen den Dingen wo der Verstand des Menschen nicht den ganzen Kreis von Begriffen hat, der erfordert ist, eine Wahrheit zu fassen, und sie so eng einzuschliesen daß kein Zweifel sich eindringen kann, noch ein anderes Organ wirksam seyn muß zur Ueberzeugung; und das war ihm das innere Ohr, auf das er sich berief.

Unsere Lehrer und Vertheidiger der Religion mochten wohl auch zum Theil dieses innere Ohr haben, aber sie verwechselten es bey ihren Schülern mit dem äusern, oder glaubten mehr zu vermögen als Christus; oder rechneten wenigstens zu viel auf das, was man, ich weis nicht warum, Erleuchtung unsrer Zeiten nennt, daß sie glaubten, sie könnten des innern Ohrs entbehren, wenigstens auch in dem äusern alle Zweifel überschreyen.

Der Kunstgrif, womit sie sich und andere betrogen, war aber sehr grob. Sie suchten meist die Lücken der Begriffe, die der Verstand zur Erkän-

ni

nis der Wahrheit braucht, mit ſelbſt gemachten Begriffen auszufüllen, da ſie aber keine andere Natur vor ſich hatten, als die Natur des Menſchen, ſo zogen ſie dieſe Begriffe von Menſchen und menſchlichen Verhältniſſen ab, und wendeten dieſe auf Gott und göttliche Verhältniſſe an.

Ich will nur ein einziges aber wichtiges Beyſpiel anführen. Wenn unſre Theologen von der Genugthuung Chriſti und von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott reden; ſo denken ſie ſich immer Gottes Gerechtigkeit wie der Menſchen ihre. So wie dieſe durch Strafe des Verbrechers begnügt werden muß; ſo, ſagten ſie, muſte es auch jene; und daraus wollten ſie denn begreiflich machen, warum der Menſch entweder Gottes Zorn leiden, oder ein Sühnopfer haben müſte, welches denſelben übernehme.

Man könnte vielleicht dieſe Vorſtellungsart noch hingehn laſſen, um derer willen, die kein inneres Ohr mehr haben; wenn ſie nur die Schwierigkeit auflöſte. Aber ſie iſt weit davon entfernt, ſie vergröſert ſie vielmehr; denn, wenn Gerechtigkeit auch nach dieſem Begrif nicht ein bloſes Schauſpiel ſeyn ſoll, ſo kann keiner für den andern büſen. Iſt die Strafe der Sünde Schuz des Staats: ſo wird der Staat nicht geſchüzt, wenn der Schuldige nicht vom Fehler abgeſchreckt, ſondern ein anderer für ihn gequält wird; iſt ſie Mittel zur Beſſerung, ſo muß der ſchon mehr als je zu hoffen war, gebeſſert ſeyn, der fremdes Leiden ſich zum Beweggrund der Beſſerung dienen läſt. Strafe des Unſchuldigen für den Schuldi-

gen läſt ſich menſchlicher weiſe nur von dem Tyrannen denken, der Luſt am Blut hat, und nur Geſeze giebt, um ſich mit Blut zu ſättigen.

Dieſe Erklärung verwirrt auſerdem alle Begriffe von den göttlichen Verhältniſſen zu den Menſchen und ſezt ſie bis faſt zu der niederſten der menſchlichen Verhältniſſe herab. Menſchen ſtrafen, weil ſie die Macht nicht haben, die Schaden, die die Böſen anrichten, auf eine andere Art abzuwenden; ſie ſtrafen, weil ſie nicht belohnen können, ſie ſtrafen, weil ihre Geſellſchaft ein Ganzes ausmacht, das nur durch willkührliche Verträge zuſammengehalten wird, und ſo ſehr es allen vortheilhaft iſt, daß es zuſammengehalten werde; doch aus ſich ſelbſt keine unmittelbare Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit auf einen oder den andern Einzeln herableiten kann, ſondern die Beyhülfe willkührlich angeſezter Strafen nötig hat.

Gottes Haushaltung iſt ganz anders. In Ihr hat jeder Menſch ſeine beſtimmte Glückſeligkeit für ſich; Genuß aller ſinnlichen Empfindungen, Genuß der Wahrheit, Genuß der Liebe. Der Genuß der Liebe macht aus dem Geiſterreich ein Ganzes; jede Verlezung des Grundgeſezes dieſes Reiches, ſtraft ſich unmittelbar, durch den Mangel des Genuſſes der Liebe; jede Trägheit in Verfolgung der Wahrheit; jede Ueberſpannung der ſinnlichen Empfindung, ſchadet dem Genuß der Wahrheit und der ſinnlichen Empfindung ſelbſt. Dieſe Schaden ſind hier auf der Welt ungleich weniger fühlbar, weil unſre gröbere Sinnen, den Mangel des Genuſſes nicht ſo bald ſpüren, der Genuß ſelbſt nicht ſo rein und

ſelig iſt, weil die Menſchen, die uns umgeben, den Mangel der Liebe gegen einen oder den andern nicht ſo merken, um uns ihre Liebe zu entziehen, oder, merken ſie ihn, uns zu nötig brauchen, um uns nicht mit Worten, die uns hier oft zulangen, zu bezahlen, und weil endlich auch der Genuß der Liebe gegen Gott, und der Liebe von Gott uns weit weniger fühlbar iſt. Dort wird es nach dem, was Chriſtus uns ſchon geſagt hat, viel anders ſeyn. Unſere Leiber, der Guten und der Böſen, werden verklärt ſeyn — oder nennt es verfeinert, damit wir nicht über Worte ſtreiten. Weſſen Herz ſich hier unfähig gemacht hat, die Liebe Gottes zu fühlen und zu genieſen, wird dort das: ich habe euch noch nie erkannt, unendlich mehr empfinden als hier; wer hier ſeine ſinnliche Werkzeuge verdorben, oder, um mich auch hier beſtimmter auszudrücken, ſie blos an den groben ſinnlichen Genuß gewönt hat, dem wird dort ſein verfeinert Organ nicht gnügen, ſondern er wird in einem traurigen Leeren Ewigkeiten zälen: wer hier nicht Wahrheit geſucht hat in ſeinem Kreiz, nicht ſein Organ dazu geſchärft hatte in ſeiner Sphäre, nicht ſich zum Genuß der Wahrheit gewönt hat, wird auch von der Seite allen Zugang der Welt, die ihn dann umgiebt, verſperrt haben; wer hier nicht ſein Herz zum Genuß der Freundſchaft, der Liebe geſtimmt hat, wird dort die Engelsumarmung nicht fühlen; wer hier Falſchheit, Härte, Kaltſinn in ſeiner Seele herrſchen laſſen, wird dort von den andern durchſchaut, und wie Abaddona gemieden werden.

Das, dünkt mich, sind die Strafen, die Christus verkündigt hat, wenn er die Bösen von den Guten und von sich scheidet; nicht Strafen — natürliche Folgen der Handlungen, die vielleicht nur durch den Plaz, wo die Geschiedene wohnen, willkührlich werden.

Mich dünkt, diese Vorstellungsart von dem künftigen Zustand ist biblischer und Gott anständiger, als wenn man sich ihn als einen König denkt, der Zerrüttung willkührlicher Verhältnisse mit willkührlichen Strafen belegt. Hier das Schmecken und Sehen der Freundlichkeit Gottes, dort das ausgeschlossen seyn von ihm; hier das Leben mit den Gerechten, dort das verstosen werden zu dem Teufel und seinen Engeln; hier das Eingehn in die ewigen Hütten, dort das Stürzen in die ewige Flamme; hier das Sizen in Abrahams Schoos, dort das hülflose Leiden in der Glut; hier das Zeugnis des Geistes von der göttlichen Kindschaft, dort das Tragen der Verdammnis im Herzen; hier das Herrschen über zehn Städte, dort das Wegnehmen des einen Pfundes; hier das Wachsen und Sammlen des Weizens in die Scheunen, dort das Verbrennen des Unkrauts; hier das Sizen am Mahl mit hochzeitlichen Kleidern; dort das ausgestosen werden aus Mangel des hochzeitlichen Kleides — zeigt die Zusammenhaltung dieser Ausspruche und Bilder, worunter das ewige Leben in der Schrift vorgestellt wird, nicht jedem, daß alles Gute und Böse, das wir dort zu gewarten haben, nicht willkührliche Belohnung und Bestrafung, sondern Folge der Stimmung unsrer

ſrer Seele in dieſem Leben iſt? — Zeigts die Oekonomie unſrer Seele nicht ſelbſt? Wer Gott nicht liebt, wie kalt bleibt der beym Gedanken an Gott, wie unerträglich iſt er ihm? Weſſen Herz Menſchen nicht liebt, wie friert er bey der Umarmung des Freundes? Weſſen Seele nicht Wahrheit ſucht und ſchäzt, wie gähnt er, wo ſie leuchtet? Sezt den in den Schoos Gottes; ſchlieſt ihn an Ithuriels Buſen; tragt ihn zum Quell der Wahrheit; iſts nicht Folter für ihn? Und was iſts, was wir uns unſterblich, was wir der Ewigkeit fähig denken können, als Leben mit Gott, mit Geiſtern, mit Wahrheit! Was bleibt alſo dem, der zu dieſen nicht geſtimmt iſt, dort übrig, als ewiges Schmachten nach Genus, und ewige Unfähigkeit zu genieſen; Welt, für die er kein Organ hat, und Erinnerung an Welt für ſein Organ, die nicht mehr iſt. Ein ewiges Tandaliſiren, ein ewiges Danaidiſiren! —

Und was iſt Gott würdiger, als das unaufhörliche Ausflieſen aus einem Grundſaz? Die ewige gleiche Uebereinſtimmung des Anfangs mit der unaufhörlichen Dauer? —

Ich möchte ſagen — und ich ſag es gerade, alle meine Empfindungen widerſtreben dem Gedanken von willkührlichen Strafen; ſie ſezen willkührliche Geſeze voraus, und dieſe ſind nur für Menſchen, die die Werkzeuge, die ſie finden, nach ihren Endzwecken brauchen, nicht Gottes, der ſie zu ſeinen Endzwecken machte. Wir können Flüſſe wegſprengen, um Wieſen zu wäſſern, Gott gab dem Waſſer den Fall, um es zu faſſen in der Tiefe!

Ich weis, die h. Schrift nennts oft Strafen, was der Böſe nach dem Tode zu leiden hat, was Chriſtus trug. Wer kennt aber den Sprachgebrauch nicht? Wer ſagt denn dem Trinker nicht, ſeine Krankheit iſt Strafe ſeiner Unmäſigkeit, wer dem Eigenſinnigen nicht, ſein Unglück iſt ſeine Strafe, und iſts nicht doch Folge, natürliche Folge ihrer Handlungen?

Doch wählet was ihr für Begriffe wollt von der Genugthuung Chriſti, von der Rechtfertigung des Menſchen, von der Gerechtigkeit Gottes; wirds nicht immmer einerley Geheimnis bleiben? Dort bey Euch doppeltes Geheimnis; warum war die Strafe nötig; und wie kann die Strafe des Unſchuldigen vor einem Gott, der ſich nicht freut am Blute, für den Schuldigen büſen? Und hier bey mir, wie kann der Tod des Unſchuldigen die verſtimmte Seele umſtimmen? —

Laſt uns, um Gottes willen, nicht tiefer eindringen in Gottes Rathſchlüſſe, ſondern — wählt; glaubt ihr an Chriſtum; ſo nehmt ſeine Wörte, und ſucht nicht mehr, als er geſagt hat; und glaubt ihr nicht, ſo rührt ſein Wort gar nicht an; ſondern helft euch wie ihr könnt! Der Glaube an die Lehre Chriſti iſt Pflicht, denn die Vernunft tritt ihm überall bey; der Glaube an ſeine Verheiſungen iſt nur Beruhigung. Wer dort fehlt, trägt die Verdammnis in ſich; wer hier fehlt, iſt minder ſelig in der Hofnung. Ich weis und glaube, daß uns kein ander Heil gegeben iſt als Chriſtus; aber ich weis und glaube, daß auch das Heil wirken kann, wenn hiſtoriſche Wahrheit der Thatſachen der Religion mir nicht Wahrheit iſt. Auch der

Skla-

Sklave in der Erzgrube war Cäsars Unterthan, wenn er von Cäsarn nichts wuste; auch er genoß Augustens Frieden, wenn er vom Krieg nichts wuste. Auf dem Todtengerüste ist dem Missethäter vergeben, so bald der Monarch im Kabinet begnadigt; vergeben, auch wenn er im Uebermaase der Angst nicht glaubt, bis er schaut.

Und was hat euch all euer Erklären und Entwickeln genüzt? Ihr habt nichts gethan, als neue Wörter, neue Unterscheidungen, neue Zirkel gemacht, und euch und eure Schüler darinn verwickelt; und nachdem ihr in euren Schulen und Hörsälen der Gelehrten genug zu thun hattet, euch in diesem Gewirr — ich will nicht sagen auszuhelfen, denn das konntet ihr nie — sondern nur zurecht zu finden, so tretet ihr hervor und verlangt sehr menschenfreundlich, diese Dinge alle den Ungelehrten faßlich zu machen, sezt Preise aus für den, ders kann, und wundert euch, daß niemand die Preise verdient. — Sezt lieber Preise für den, der die Sterne zählt und die Landkarte der Meeresklippen zeichnet!

Ich würde das damals, da die Preise ausgesezt worden, gesagt haben, wenn ichs damals gedacht hätte. Ich fühlte die Unmöglichkeit der Aufgabe dunkel, und hatte nie den Gedanken, die Hand anzulegen; nun fühl ich sie noch mehr, nun seh ich sie vor Augen, und daß eure Preise nicht noch einmal weggeworfen werden, muß ichs und will ichs nun sagen, daß für den Ungelehrten — und auch für den Gelehrten, der Religion und keine Theologie will — nur eine Art ist, sie zu lernen,

nen, nemlich die, wie Chriſtus ſie lehrte, nur ein Lehrer, nemlich Chriſtus ſelbſt.

Ich lege hier denen, die Religion ausgebreitet und Theologie aus den Kirchen in das Kabinetten verbannt ſehen wollen, einen Verſuch vor, wie ich glaube, daß dieſes möglich iſt.

Mein Vorſchlag, den ich zugleich zum Theil ausgearbeitet habe, iſt der.

Ich wollte, daß man, wenn die Moral genug und fühlbar eingeprägt worden, dem Schüler der Religion zuerſt eine kurze Geſchichte der Religion von Abraham an bis zu dem Lutheriſchen Glaubensbekenntnis erzälte; daß man hernach das Lutheriſche Glaubensbekenntnis ſo, wie es im kleinen Katechismus enthalten iſt, erklärte; daß man, wenn das geſchehen iſt, die Kinder gleich die 4 Evangeliſten leſen lies, ſie nur da erklärte, wo es notwendig iſt, um die Sachen zu verſtehen, und die Beweiſe des kleinen Katechismus auszuheben; und daß man am Ende, ſo bald ein Evangeliſt durchgearbeitet iſt, zeigte, daß Jeſus keine Tugend lehrt, die nicht in der Moral auch gelehrt worden iſt; daß alles, was in dem kleinen Katechismo geſagt worden, aus Chriſti Reden genommen iſt.

Ich ſeze die Erklärung und die Lehren der Moral voraus, weil, wie ich ſchon im Vorbericht zum moraliſchen Katechismus bemerkte, erſt die nahe liegende Vortheile des Guten fühlbar müſſen gemacht worden ſeyn, ehe die entferntern und erhabnern Seligkeiten der Religion Eindruck machen können. Ich muſte die Geſchichte der Religion vor-

vorausſezen, weil unſere Schüler nicht, wie die Schüler Jeſu, wiſſen können, was vorausgegangen war, eh Jeſus kam; und weil die Geſchichte von Jeſu ganz unverſtändlich iſt, ohne das. Ich lege hierauf den kleinen Katechismus aus, weil dieſer als ein ſymboliſches Buch aus tauſend weltlichen Rückſichten nicht kann auf die Seite gelegt werden; und weil es auch zur Feſtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe unumgänglich notwendig iſt, erſt die Säze, ohne die in der h. Schrift vorkommende Zwiſchenſäze zu ſammlen, damit nachher, bey Leſung der heil. Schrift ein Leitfaden da ſey, wonach alles geordnet werden kann, was wichtiges und unmittelbar zur Religion gehöriges vorkommt.

Ich laſſe vornemlich und zuerſt die Evangelien leſen, weil dieſe die Seele der chriſtlichen Religion enthalten. Ich habe viele Ehrfurcht vor den Apoſteln, aber ich vermiſſe dennoch oft in ihnen den Geiſt, der im Evangelio herrſcht. Sie fingen ſchon an zu beweiſen, was Jeſus mit dem Bewuſtſeyn ſeiner göttlichen Kraft nur ſagte; fingen ſchon an das Unerklärbare erklären zu wollen; fühlten daher einen Bekehrungsgeiſt, den Chriſtus nicht hatte, wuſten ſchon nicht recht den Werth des Ausſpruchs: Wer Ohren hat zu hören, der höre. Ich finde in keinem Wort Chriſti nur eine Spur von der Lehrart und dem Vortrag, welcher in der Epiſtel Pauli an die Römer durchgehends und ſonderlich im 9ten Kapitel herrſcht. Ihre Ausſprüche können alſo nicht mit Nuzen, ja, nicht einmal ohne Schaden geleſen werden, bis man

genau

genau und innig weis, was ſie aus Chriſti Mund und was ſie aus ihrer Vorſtellungsart, was ſie zur Lehre und was ſie zur Widerlegung, was ſie aus ihrem Herzen und was ſie aus Veranlaſſung ſagen, die die Gemeinden und die Umſtände ihnen angaben.

Ich geſtehe, daß ich glaube, die chriſtliche Theologie würde nie geworden ſeyn was ſie iſt, wenn wir blos die Evangelien gehabt hätten, und wenn der unglückliche Streit über die göttliche Eingebung der Schriften der Apoſtel nicht entſtanden wäre. Ich wollte ihre Briefe nicht um wie viel miſſen. Sie ſind voll herrlicher Wahrheiten und breiten oft ein himmliſches Licht auf die Ausſprüche Chriſti; aber das wird man mir verzeihen, wenn ich in dem Unterricht der Religion, den ich mir denke, dieſe Epiſteln der Apoſtel den Evangelien weit nachſeze, und da, wo ſie etwas enthalten, was Chriſtus nicht ſagte, es dahin ſtelle, und meinen Schülern nicht aufdringe; wo ſie das, was Chriſtus deutlich ſagt, nach ihrer Vorſtellungsart oft ausmahlen, allein beym Wort Chriſti bleibe, und der Wirkung des h. Geiſtes auf ſie, weniger Kraft in meinem und meiner Zuhörer Herzen gebe, als der unmittelbaren Wirkung dieſes Geiſtes in Chriſto. Ich wuſte ſonſt nicht, wie ich z. E. das 9te Kapitel an die Römer mit dem Ausſpruch Gottes zum Kain im erſten Buch Moſes reimen ſollte. Wenn Gott dort ſagt, biſt du gut, ſo biſt du angenehm; hier Paulus zu ſagen ſcheint, biſt du angenehm, ſo biſt du gut. Dieſe, und die ähnliche wenige Stellen würde ich,

wenn

wenn ich die Epiſteln mit Kindern leſen ſollte, ſchwerlich vorlegen können, ehe ſie die ganze Lehre Chriſti aus den Evangelien gefaſt, ehe ſie aus ihnen gelernt hätten, daß die Apoſtel auch nach der Ausſendung Chriſti, mit aller ihrer Kraft Wunder zu thun, doch noch Menſchen blieben und von Chriſto ſelbſt um vieler Fehler willen beſtraft wurden; ehe ſie gelernt hätten, daß die Apoſtel vieles nur für gewiſſe Gemeinden, nur unter gewiſſen Umſtänden geſagt haben, und daß man alſo ihnen nur um Jeſus willen, nicht Jeſu um ihrentwillen, nichts blos um ihrentwillen glauben muß, als was ſie ſelbſt von Chriſto gehört und geſehn zu haben vorgeben. Ich erinnere mich, daß die Theologen ſelbſt viele Säze in der Bibel — und meiſt ſolche, die aus den Schriften der Apoſtel genommen ſind — für ſolche halten, die man zur Seligkeit weder zu wiſſen noch zu glauben nötig hat. Solte ich meine Erläuterungen auch auf die Epiſteln auszudehnen Anlaß finden, ſo hoffe ich, daß alles, was ich über ſie zu ſagen habe, was ich aus ihnen den Schülern als über Chriſti Lehre hinausgehend vorſtellen werde, von dieſer Art ſeyn wird. Man wird alſo um deswillen, was ich von den Apoſteln geſagt habe, kein Mistrauen in mich ſezen.

Zwar dem Vorwurf einiger Irrlehren werde ich, ſo gern ich wollte, nicht entgehen können; wie wenige Erztheologen ſind ihm entgangen? Aber noch weit mehr wird mir der Vorwurf der Unvollſtändigkeit gemacht werden.

In meinem Lehrbuch der chriſtlichen Religion kommt nichts aus der natürlichen Theologie vor, als etwa einige Seitenblicke bey dem hiſtoriſchen Vortrag. Man iſt gewohnt, alle Lehrbücher der Religion damit anzufangen. Man hat aber groß Unrecht, und einige Vertheidiger der chriſtlichen Religion ſind mir blos durch ihre Weitläuftigkeit in dieſem Stück vereckelt.

Die Beweiſe der natürlichen Religion ſind meiſt gegen Zweifel gerichtet, die den Ungelehrten, zumal der Klaſſe von Leuten, für die ich vornemlich ſchreibe, nie einfallen. Ihr gerader Menſchenſinn fühlt die Wahrheit und glaubt ſie durchs Gefühl, und ahndet die Lücken nicht, die ſich entdecken, ſo bald das Gefühl mit dem Verſtand zergliedert iſt. Es iſt ein ſchlimmer Dienſt, wenn man dem Nachtwandler, der ſicher auf dem Dache wandelt, zuruft: Schaut auf, daß ihr nicht fallt. — Und das thun unſre Philoſophen alle Tage!

Daß Gott iſt, fühlt der Bauer; es ſey Gewohnheit, Erziehung, angebohrner Begrif, Blick in die Schöpfung. Will ichs ihm beweiſen, ſo bin ich und er glücklich, wenn er mich auslacht; und beyde fallen wir zuſammen, wenn er mich anhört und faſſet. Daß eine Vorſehung iſt, zweifelt nur der groſe Zweifler, der den Menſchenſinn gemordet hat, und der groß Unglückliche, der ihn überſchreyt. Daß Strafen und Belohnungen nach dem Tode ſind, daß die Seele ewig leben ſoll, konnte ſich ſelbſt Sokrates nicht beweiſen! Was nüzt denn alles das? Was ſchadets nicht!

Die

Die chriſtliche Religion findet nur in das Herz Eingang, das die hiſtoriſche Wahrheit fühlt; das fühlt, daß übermenſchliche Thaten göttliche Kräfte brauchen: fühlt, daß es von der Zukunft, und von ſeinen Verhältniſſen mit Gott, nichts weis, wenns Gott ihm nicht ſagt: und daß alles ihm von Gott ſagt, der göttliche Kräfte hat, und ohne Abſicht für ſeinen eignen Nuzen ſagt. Umſonſt ſchwizt ihr, das Herz dazu durch den Verſtand zu bereiten. — Sagt dem Verſtand etwas von hiſtoriſcher Wahrheit, was für unbegränzte Foderungen von Beweiſen, der Gültigkeit der Zeugen, der Authenticität ihrer Schriften, der Uebereinſtimmung mit andern eben ſo authentiſchen Begebenheiten wird er euch machen! Wie wollt ihr die beym Bauer, beym Ungelehrten beſiegen; und ihr müſt ſie beſiegen, ſo bald ihr ihm eure Begriffe mittheilt. Doch beſiegt ſie! Nun nimmt er die Geſchichte, und findet Wunder darinn. Ein neuer Anſtoß, der euren ganzen Sieg wieder vernichtet! Er hat äuſere hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit; wo iſt die innere? Nun beweiſt ihr die Möglichkeit der Wunder. Beweiſt ihr ſie zu ſehr, ſo hörens auf Wunder zu ſeyn, beweiſt ihr ſie zu wenig, ſo heiſts, warum geſchehen keine mehr? oder habt ihr auch das überſtiegen, ſo iſts nur Beweis der Möglichkeit. Ihr holt zur Gewißheit die hiſtoriſchen Beweiſe zurück, und treibt euch im Zirkel des Beweiſes der innern Wahrheit mit der äuſern, und der äuſern mit der innern herum. Doch er nehme es auch an, wenn das Glück will, das ſein Menſchenſinn durch ſo viele

Anſtrengung des Verſtandes nicht erſchöpft iſt. Wer beweiſt ihm, daß das Wunder von Gott, nicht von mittlern Geiſtern gewirkt worden iſt; wer, daß die Zeugen mit dem beſten Herzen und Kopf nicht zu warm, nicht zu ſchnell im Urtheil waren. Beweiſt auch das, was iſt nun denn von dem Gott in Menſchengeſtalt geſagt worden? In welcher Sprache? Soll er auch die lernen? Sie lernen, wie der gebohrne hebräiſche Grieche? Alle die Alterthümer, alle die Eigenthümlichkeit der Sprachen, der Bilder, der Allegorien, der Anſpielungen lernen? — Guter Gott, wie kann, wie wird er das, mit den Fähigkeiten, unter den Umſtänden, in dem Mangel, bey den Lehrern, in der Zeit!

Aber ihr helft euch! Ihr ſezt Säze aus und Beweiſe, und laſt ſie lernen. Gehen ſie aus dem Gedächtnis in den Verſtand, ſo giebts Zweifler; gehen ſie aus dem Gedächtnis ins Herz, ſo giebts Menſchenſektirer; bleiben ſie im Gedächtnis, ſo giebts, was wir alle Tage ſehn, Papagayen! Chriſten für die Schule, für den Schulmeiſter, für das Examen — und ihr wundert euch, wenn ihr umſonſt lehrt, betet, ſingt, predigt, und euch nicht mehr helfen könnt, wenn die Obrigkeit nicht immer mit Prügel und Thurmſtrafe erſezt, was ihr nicht thun könnt! — Ha Gott, wie erſezt! Uns und euch und ihnen zu Fluch und Quaal!

Das Herz des Menſchen ohne Anſprüche, des einfältigen ſinnlichen Knaben, der durch die Ueberzeugung ſeines Vortheils zur Tugend erwärmt wor-

worden iſt, und einen lieben, dienſtfertigen, treuen, gütigen, allgemein beliebten Lehrer hat, glaubt dem gern einfältige Erzälung. Iſt die Kenntnis Gottes, iſt die Ehrfurcht für den guten vertrauenswerthen Mann nicht ins Herz geſchrieben, ſo iſt doch gewiß das Herz von Natur weich und offen, und bereit, ſie anzunehmen, ſo bald ſie gezeigt werden. Fängt aber der Schüler nicht damit an, daß er dem Lehrer glaubt, daß er überzeugt wird, weils der Lehrer ſagt, ſo iſt alles Beweiſen umſonſt. Und ſo ſoll der Schüler, dem mein Katechismus nüzlich werden ſoll, die Geſchichte der Religion annehmen, annehmen, daß Chriſtus göttliche Dinge gethan hat, annehmen, daß alſo, was Chriſtus ſagt, wahr iſt. Nicht einmal zeigen ſoll der Lehrer, daß man zweifeln könne, nichts widerlegen, nichts beweiſen, bis er mit Chriſti Worten beweiſen kan. —

Ich mache Sektirer wie ihr; ich weis es, aber das Haupt meiner Sekte ſoll Chriſtus ſeyn; ihr macht euch zu Häuptern der Sekten, eure Bücher, eure Katechismen, eure Predigten. Niemand ſolls und darfs ſeyn, als Chriſtus, aber der muß es, wills, wars! — Mein Schüler fängt an, an Chriſtum zu glauben, weil ſein Lehrer an ihn glaubt, mit Wärme, mit Ueberzeugung an ihn glaubt. Er weis es aber ſelbſt nicht, daß er blos darum glaubt, der kalte Zuſchauer weis es — verflucht, wenn ers dem Schüler ſagt. — Ihr meynt, er fühlte es ſelbſt, fühlte es aus der erſten Hand — genug für Menſchen, laſt Gottes Geiſt das übrige thun!

Das iſt die Urſache, warum ich weder von der natürlichen Religion, noch von der Wahrheit und Authenthicität der Schrift etwas ſage. Es ſind tauſend ſchiefe Sachen darüber geſagt worden. Einige gute, die den Gelehrten, der ſein Menſchengefühl verloren oder geſchwächt hatte, mit dem Verſtand, durchs Uebergewicht der Wahrſcheinlichkeit überzeugten; die aber der Bauer, der ſein Menſchengefühl, ſein vertrauliches Stützen auf den Ausſpruch des guten und lieben klügern Mannes nicht verloren hat, gar nicht braucht; um ſo viel weniger braucht, je einfacher das iſt, was der Mann ihm geſagt hat, je uneigennüziger ers von Gott empfangen zu haben bekennt, je allgemeiner es geſagt wird, und geglaubt wird.

Ich habe in dem Religionsſyſtem ſelbſt noch vieles — zwar wenig dem Sinn, aber vieles den Worten nach weggelaſſen.

Ich habe nichts von der Dreyeinigkeit geſagt, weil Chriſtus lange nicht ſo davon ſpricht, wie die Schulen. Daß Gott die Welt ſchuf, daß er der Vater heiſt, weil er Chriſtum in Maria ſchuf, habe ich geſagt, wo Chriſtus ihn Vater nennt; daß Chriſtus für uns geſtorben iſt zur Vergebung der Sünden, und daß er Gottes Sohn iſt, weil Gott in ihm wirkte, habe ich geſagt, wo Chriſtus es ſagt; daß der heilige Geiſt Gottes Geiſt iſt, der in uns wirket das Gute, und uns Kraft giebt, es ſelbſt zu thun, habe ich geſagt, wo Chriſtus es ſagte. Aber daß drey Perſonen in der Gottheit ſind, habe ich nicht geſagt, weil Chriſtus und die Apoſtel gar wohl ohne dieſe feine Lehre ver-

verſtanden, und der Zweck der Religion gar wohl ohne ſie erhalten werden kann; mit ihr aber ein Anſtoß gegeben wird, den doch vielleicht nur ein metaphyſiſcher Träumer überſteigen kann.

Drey zeugen von Gott — ich weis es, und will den beſtrittenen Ausſpruch Johannis nicht beſtreiten. Was heiſt aber das Zeugen? als daß Gott ſich auf dreyfache Art offenbaret hat.

Zeugen heiſt nicht ſeyn; und das, ſind eins, verſtand der gefühlvolle Johannes, und verſteht der, der inneres Ohr hat, ohne Mühe, aus der Uebereinſtimmung der drey Zeugniſſe, dem Ausfliesen der drey aus einem weſentlichen Grundſaz der göttlichen Natur. — Oder ſagt, was wollt ihr dem Baurenjungen antworten, wenn er fragt: Iſt denn Gott und ſein Geiſt zweyerley? Iſt Gott, der ſchuf, und Gott, der in Chriſto war, zweyerley? Ein metaphyſiſcher Spinner finſtrer Hyeroglyphen hat die Lehre von den drey Perſonen in den Katechismus gebracht; wenn ihr ſie dem Baurenjungen vorſagt, ſo gafft er, fängt Worte, und ſein Herz iſt fern; wenn der Lehrer ſie ſagt, ſo verliert der Bauer das Vertrauen auf den unverſtändlichen Mann; und wie ſoll der Lehrer ſich darüber ausdrücken; wie ſie verſtehn? Wie drückt ihr euch darüber aus, groſe Theologen, wie verſteht ihrs? — Iſts euch nicht genug, wenn der Schüler erkennt, daß die Schöpfung von Gott iſt; daß Chriſti Lehre und Thaten von Gott ſind, daß die Wirkung des h. Geiſtes in uns von Gott iſt? Was ſagt Chriſtus, was ſagen ſelbſt die Apoſtel mehr, den Johannes nicht ausgeſchloſſen?

Beruft euch nicht auf die Worte des Segens, was beweiſt eine pathetiſche Wiederholungsfigur? Beruft euch nicht auf die Tauffformel, Gott hat ſich auf drey Arten offenbaret, was Wunder, daß Chriſtus den Täufling daran zu erinnern befiehlt, Beruft euch nicht auf die Taufe Jeſu, das ſinnliche Bild des Geiſtes und die Einwohnung in Jeſu, und die Stimme vom Himmel beweiſen nichts. — Iſt nicht Gott täglich, augenblicklich im Himmel und auf Erden, gegenwärtig dem Seraph und in dem Herzen des auserwählten Staubs. — Doch, ich leugne die Lehre nicht, verſchont nur den Bauerungen damit; oder wollt ihr nicht, ſo laſt alle Hofnung, allen Gedanken, allen den thörigen Wunſch fahren, die chriſtliche Religion, wie ihr ſie ausſubtiliſirt, dem beſſer organiſirten Theil der Menſchen faßlich machen zu wollen! — Laſt ſie dann Heuchler, Wortchriſten, Zweifler, Spötter werden. — Es iſt keine Wahl, das oder Paſcale!

Von den beyden Naturen Chriſti habe ich, dem Wort nach, eben ſo wenig, als von der Dreyeinigkeit geſagt. Daß Gott in Chriſto Wunder that, und lehrte; daß Chriſtus der Menſch fühlte, lehrte und litte, das habe ich geſagt; und das iſt die Sache, was liegt an den ſo ſchwer zu erklärenden Worten? Wie die Verhältniſſe zwiſchen der göttlichen und menſchlichen Natur waren; ob dieſe blos leidend war, ob ſie auch allein wirkte, in welchem Maaſe ſie mit wirkte, das hab ich nicht geſagt, Chriſtus und die Apoſtel ſagens auch nicht. Daß die göttliche Natur mit litte, habe

habe ich nicht gesagt, wie will man bey Kindern den erhabenen Begrif der alles schaffenden Gottheit, mit der leidenden Gottheit verbinden? Müssen sies nicht für eine blose Mummerey halten, wenn sie sehn, wie Christus selbst Gott bittet, daß sein Leiden vorüber gehe, und glauben sollen, daß also Gott sich selbst bitte, daß er ein Leiden abwendete, das er zum Heil der Menschen von Ewigkeit beschlossen hate, und das er mit weniger als einem Hauch abwenden konnte; müssen sies nicht für blose Mummerey halten, wenn sie glauben sollen, daß der leidende Gott zu sich selbst sage, nicht mein sondern dein Wille geschehe, wenn er sagte, warum hab ich mich verlassen? Ich weis, daß vernünftige Theologen das auch nicht wollen; aber warum verwirren sie die Zuhörer mit ihren Worten von den Naturen und deren Vereinigung? Warum sagen doch so viel Katechismen, Gott hat mit gelitten? Warum beweisen sies sogar aus zufällig gesagten, nach den Redensarten der Apostel, ganz weit auf Christum auszulegenden Stellen, und wollen lieber alle die Schwierigkeiten, die ich eben anführte, den Kindern in den Weg legen, als diese zufällige Stellen, dergleichen keine einmal aus Christi Mund kam, anders als nach den unbestimmten Worten zu erklären? Die Wendung, daß bald di göttliche, bald die menschliche Natur gesprochen habe, hilft hier nichts. Das Kind muß es immer für Mummerey halten, wenn die menschliche Natur zur göttlichen gesagt hätte: mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und der Gott

ſie doch nicht verlaſſen, ſondern mit gelitten hat. — Ich will jedoch in allen dieſen Dingen keinem ſeine Vorſtellungsart verwerfen; nur zwingt die Kinder nicht, ſich die Sachen in ihren kleinen Köpfen eben ſo vorzuſtellen, als ihr in euren groſen, ſo reich meublirten Köpfen, wo die geſunde Vernunft ſo oft durch gelehrten Hausrath verſtellt worden iſt. — O ich bitte und beſchwöre, wer Herz und Kopf hat, und Chriſten zu machen wünſcht, Chriſtum blos aus ſich reden zu laſſen, und nicht aus den unreinen Quellen der Schule zu ſchöpfen. — Fürchtet nicht, für Socinianer gehalten zu werden. Wäre Abweichung von den Theologen ſocinianiſch, ſo würde bald Chriſtus ſelbſt ein Socinianer werden! — Und was iſt am Ende ſchlimmer, die ſocinianiſche Vorſtellung zu haben, oder Papagay zu ſeyn?

Ich habe weniger Urſache, mich zu verantworten, warum ich von den beyden Ständen und den drey Aemtern Chriſti, der ſichtbaren und unſichtbaren Kirche u. d. g. nichts geſagt habe, das ſind offenbare Deuteleyen, die den Kopf der Kinder voll Schulſachen pfropfen, und gar nichts ſagen.

Vom Amt der Schlüſſel ſag ich auch blos dann etwas, wo ich auf die Geſchichte davon ſtoße unter den Glaubenslehren nehme ichs nicht an. Da das Amt den Apoſteln gegeben wurde, empfingen ſie zugleich die Gabe, die Herzen zu durchſchauen, wie Petrus beym Ananias zeigte. Sie banden, weſſen Herz ſie ſchlimm ſahn, und löſen, weſſen Herz ihren Augen als gut erſchien; nicht,

wen

wen ſie wollten. Mit der Gabe, die Herzen zu kennen, wird das Amt ein bloſes bedingtes Verkündigen. Doch wollen wir nicht ſtreiten, wer um des Religionsfriedens willen auch den Artikel brauchen will, der thu es, nur ſag er nicht, wie in einigen Katechismen ſteht, daß, wen das Predigtamt in den Bann thut, auch vom Himmel ausgeſchloſſen iſt. Das Predigtamt iſt nicht das Apoſtelamt, die Predigergabe nicht die Apoſtelgabe. Was muß der gute Baurenjunge denken, wenn er ſeinen oft weniger als mittelmäſigen Pfarrer für den Pförtner des Himmels halten ſoll! Wer den Schlüſſel zum Himmel haben will, muß ein Herzenskündiger ſeyn. Eine Menge anderer kleiner Deuteleyen, die in manchem Katechismus vorkommen, warum die Gebote auf Stein geſchrieben waren, warum auf zwey Tafeln, warum ſie unter Bliz und Donner gegeben worden; wo die Chriſten zum erſtenmal Chriſten genannt worden, warum Jeſus, Chriſtus hies, was das heiſt, u. d. g. habe ich auch nicht angeführt. Einige ſind abgeſchmackt, andere unnüze Schulweisheit. Die in manchen Katechiſmen, bey jeder Lektion vorkommenden Nuzanwendungen habe ich auch weggelaſſen, weil ſie meiſt gezwungen, oft abgemattet ſind, und weil eine auswendig gelernte Nuzanwendung nie angewendet wird. Dem Bauren iſt ſeine Zeit zu koſtbar, als ſich damit abzugeben, und wann um ihrentwillen der alte Vater ein einzigesmal ſeine Pferde ſelbſt zur Tränke führen muß, weil der Bube ſich den Kopf

mit dem Zeug ausſtopft, ſo iſt der Schade ſchon gröſer als der Nuzen.

Auch die Haustafel habe ich weggelaſſen. Sie ſagt ſehr gute Sachen, aber zu wenig und und zu viel, für Kinder iſt ſie gar nicht, und wenn beym Leſen der Bibel immer mit auf die Vorſchrift der Sitten geſehen wird, ſo wird der Endzweck ohne dieſes erhalten.

Ueberhaupt iſt des Baurenjungen ſeine Zeit, und des Schulmeiſters ſeine weit koſtbarer, als man glaubt. Dem Bauren fangen ſeine Kinder ſchon an im ſechſten, wenigſtens im achten Jahre nüzlich zu ſeyn. Sie können ihm tauſend kleine Dienſte im Haus und im Feld verſehen. Muß er denn ſie um aller der metaphyſiſchen Spinnereyen, und aller der epanorthodiſchen, elenchtiſchen, paränetiſchen — und wie der Kram alle heißt — Abgeſchmacktheiten willen entbehren, ob ſie dadurch gleich weder klüger noch frömmer werden, ſo iſts kein Wunder, wenn er Schule und Schulmeiſter verwünſcht, und ſeiner Kinder Eckel noch mit ſeinem vermehrt, daß Eltern und Kinder zum Schulſchicken und gehen mit Prügeln getrieben werden müſſen.

Wenn die Religion nach der Methode gelehrt wird, wie ich ſie vorſchlage, ſo müſte es ſehr übel ſeyn, wenn ein mäſig fähiger Junge, nicht vom ſechſten bis ins ſechszehnte Jahr, leſen, ſchreiben, rechnen, und ſeine Religion, ſo weit es ihm nötig iſt, und ſeine Moral, an die man gar nicht denkt, viel beſſer inne haben müſſe, als nun, und das, ohne

ne mehr als zwey Stunden im Sommer, und drey im Winter dazu zu verwenden.

Mich dünkt, zur chriſtlichen Religion gehört mehr nichts, als das:

1. Gott hat die Welt und uns erſchaffen.
2. Gott liebt uns.
3. Unſre Glückſeligkeit wird durch Liebe zu Gott und Menſchen, durch die Erhaltung unſerer, und durch Wahrheit befeſtigt.
4. Wir haben allein keine Kraft, dieſe Glückſeligkeit zu erlangen.
5. Chriſtus iſt in die Welt gekommen, und in ihm hat Gott uns verſichert, daß er uns dieſe Kraft geben wolle, durch den heil. Geiſt.
6. Er iſt geſtorben, und Gott hat uns in ihm verſichert, daß wir um ſeines Todes willen die Glückſeligkeit, die wir aus Mangel der Kraft verloren haben, von ihm wieder bekommen ſollen.
7. Gott hat uns in ihm verſichert, daß wir ſie dann ewig beſitzen ſollen.
8. Gott hat uns in ihm aber auch geſagt, daß, wo wir unſre Glückſeligkeit verſtören, wo wir Kraft haben, ſie zu erhalten, er uns nicht dazu helfen, ſondern ſie ewig verloren ſeyn ſolle.
9. Gott hat uns endlich auch noch in Chriſto geſagt, daß das Nachtmahl und die Taufe Mittel ſind, wodurch wir die Kraft des H. Geiſtes bekommen.

Wer

Wer dieſe Säze weis, der hat, dünkt mich, genug, wer ſie ſo weis, daß er darnach lebt, iſt ein Chriſt; alles andere ſind lauter Wie und Warum, die kein Menſch weis, und die kein Bauer und kein ehrlicher Mann, der nicht ſeine Glückſeligkeit in der Ergründung der Wie und Warum ſezt, zu wiſſen verlangt. Ich bin überzeugt, daß ich dieſe Säze alle vorgetragen habe. Wollt ihr mehr, ich ſag es zum drittenmal, ſo entſagt allen faßlichen, überzeugenden Katechismen und Kinderlehren.

Aber wenn nun doch einem Baurenjungen ein Zweifel einkäm, wie ſoll der Lehrer mit einem ſolchen Katechismus ſich behelfen können? Ich bin gewiß, daß unter tauſenden nicht zween ſeyn werden, die zweifeln, wenn man die Religion aus Chriſti Mund vorträgt. Zweifelt aber einer, ſo begegne der Lehrer dem Zweifler mit der Ueberzeugung ſeiner Unfähigkeit; arbeite an ſeinem moraliſchen Karakter; iſt er gut, ſo lehre er ihn dabey beten und verweiſe ihn auf die Schule nach dem Tod; iſt er böſe, ſo ſage er ihm gerade, wenn er fühlt, daß er ihn nicht überzeugen kann, daß böſe Buben dieſe Dinge nie verſtehen können, bis ſie beſſer werden. —

Aber warum fürchtet ihr euch vor Zweiflern? Wer macht mehrere als ihr, wer hat weniger Waffen, ſie zu beſtreiten? Wer viel ſagt, muß viel beweiſen! Meinen Baurenbuben können keine Zweifel kommen, als darüber, daß die Bibel wahr ſey, und daß Gott in Chriſto wohnte. Den erſten Zweifel kann der Schulmeiſter leicht widerlegen, wenn er dem Buben ſagt, daß das

N. Teſtament gleich nach Chriſti Tod geſchrieben worden, daß Heiden, die Jeſus Feinde waren, viele Erzählungen deſſelben beſtätigt haben, und daß die gröſten und klügſten und gelehrteſten Männer, ſeit 1700 Jahren, ſie für die ächte Geſchichte Chriſti angenommen haben. — Ich bin gewiß, dieſes mit Wärme von einem guten geliebten Mann geſagt, wird den Bauer, der ſo viel auf Autorität baut, völlig überzeugen. Zweifelt er daran, daß Gott in Chriſto war, ſo weiſt ihn auf die auch von Heiden berührte Wunder.

Man denkt ſich im Kabinet den Bauer wie den Gelehrten. Weil der nicht ſchweigt, ſo lang er noch ein Wort zu ſagen hat, ſo glaubt man, thue es der Bauer auch nicht. Es iſt oft wahr, aber der Bauer hat wenig zu ſagen. Iſt ſein Herz befriedigt, ſo iſts ſein Kopf bald. — Und wie geſagt, wenn er nur nicht zweifelt an der Bibel und an der Gottheit Chriſti, ſo kann er bey einem Vortrag, der nur bey Chriſti Worten bleibt, gar nicht mehr zweifeln.

Aber wenn nun fremde Religionsverwandte ſich ſeine Unwiſſenheit zu Nuz machen, und ihn an ſich locken wollen? — Zum erſten leugne ich, daß mein Baurenjunge, der ſo frühe, ſo innig mit Chriſti kräftigen Worten bekannt wird, unwiſſender ſey als eurer, der nur eure unkräftige Worte fängt; zum andern weis ich, daß eine von Jugend auf mit der Religionsveränderung verbundene Verachtung den Bauer, wenn er zeitlichen Vortheil abrechnet, vor allem Uebergang ſchüzt, und rechnet er den an, ſo iſt ohnedies

nichts

nichts an ihm verlohren; und denn habe ich zum dritten die Vorsorge gebraucht, daß ich den guten lieben Mann, der ihn unterrichtet, die Kinder anweisen lasse, ehe sie eine andere Wahl treffen, sich mit ihm zu berathschlagen. Ists der Mühe werth mit dem Jungen, so wird ers thun, und dann wirds dem Lehrer leicht werden, den Buben zu überzeugen; ists der Mühe nicht werth, so wird euer metaphysischer Katechismus nicht mehr thun können.

In der That fürchte ich von der Seite wenig; das meiste was ich fürchte, ist, daß ich wenig Lehrer finden werde, die einen solchen Religionsvortrag so ausführen, wie er ausgeführt werden muß.

Ich würde eine unerträgliche Deklamation geschrieben haben, wenn ich alles hätte hersezen wollen, was der Mann den Kindern sagen muß! Er muß viel geschwäziger seyn, viel andere Worte brauchen, auf manches viel mehr drücken, manches viel lebhafter ausführen. Das Buch, das ich nicht für die Kinder, sondern wie den moral. Katechism. auch, blos für die Lehrer schreibe, muß in seinem Herzen zur Empfindung worden seyn, und ganz als eigne Empfindung in seiner Sprache, mit seinen Wendungen, auf seine Art wieder herausfliesen. Er muß dabey ein redlicher Mann, ein Freund der Kinder, ein verständiger, ein exemplarischer Mann seyn. Mehr um der Kinder, als um des Amts willen thun, und das beste Lehren, das gelegenheitliche Lehren so gut verstehen, daß er damit jeden Augenblick zu benuzen weis,

weis, ohne dadurch jeden Augenblick zu verderben. —

Wenn der Schulmeiſter mit den groſen und kleinen Buben täglich, in zwey verſchiedenen Klaſſen, mehr nicht als 4 bis 5 Stunden zu lehren hat, ſo iſt mehr von ihm zu hoffen, als nun, da ſie in dem ewigen Schulkarn, notwendig ſteif und blind werden müſſen. — Aber mit allem dem wird die Wahl ſchwer werden. Doch ſollte nicht, wenn der einfältige Unterricht, etliche und 40 Jahre, ſo gut es ſeyn kann, gedauert hat, mancher ehrlicher Bauer, der ſeine Güter ſeinen Kindern übergeben hat, ſelbſt einen ſolchen Dienſt annehmen? Schulmeiſter, vielleicht gar Pfarrer werden, und alles geben, was ich verlange! — O wenn ich die Zeiten ſehen könnte, wo die Menſchen zu der Einfalt zurückkehrten! Sehen könnte, wie man Tugendlehren aus dem redlichen Herzen, Religionslehren von Chriſto allein nehme, und die geſchwäzige Lehrſtühle der hohen Schulen denen überlies, die beſtimmt ſind, nur zu ſchwäzen! Ich ſehe ſie nicht, meine Nachkommen auch nicht. — Doch zu unſern verbeſſernden philanthropiniſchen Zeiten muß es wenigſtens einmal öffentlich und laut geſagt werden, daß es mit allen Seminarien, Schulanſtalten und Erziehungsanſtalten nichts iſt, ſo lange die unſelige Vielwiſſerey, das traurige Leben durch den Kopf, ſo bleibt, wie es iſt! — Oder ſollen Erziehungsanſtalten was nuzen, ſo ſey ihre einzige Abſicht die, Mannheit zu pflanzen und Menſchenverſtand!

Und

Und ich glaube gar, daß man das ohne groſ
Anſtalten erhalten kann. Ich habe die Bauern
ſeit einiger Zeit näher kennen lernen, und habe
gefunden, daß ſie, wenn ſie nicht irre gemacht
würden, wenn ſie freyer ſeyn dürften, wenn ſie
nur etwas mehr Lebensgenuß vor ſich ſähen, bis
auf einige Fehler, ſich meiſt ſelbſt am beſten zie-
hen würden. — Aber wer macht ſie irre? —
Ich muß es ſagen, der Pfarrer und ſein Schul-
meiſter, und — der Amtmann und die Geſeze,
und die Anſtalten, und alle, die ſie beſſern wol-
len. —

Wenn der Pfarrer immer ſein eignes Evan-
gelium aus dem Beyer und ſeinen Univerſitäts-
heften vorträgt, und alles verſtehen und alles er-
klären und alles wiſſen will, immer nur von der
Kanzel, immer nur Worte ſpricht, nie fühlen
macht, nie ſelbſt fühlt; wenn der Schulmeiſter
nur den Katechismus auswendig lernen läſt, blatt-
weis zumiſt, und die Religionslehre nur wie ei-
nen Karrn anſieht, an den er und ſeine Schüler
geſpannt ſind; wenn der Amtmann alles ſtraft,
überall zupft, überall nichts als des Fürſten, nie
des Unterthanen Intereſſe ſieht, nie freye Wahr-
heiten ſagen, nie freye Wahrheiten hören mag;
wenn die Geſeze Feſſeln werden, und das Gebot
und Verbot noch dazu in langweiligen unver-
ſtändlichen Perioden herumſchleppen; wenn die
Anſtalten alles zu Zwang machen; wenn die, die
beſſern wollen, alles zur höchſten Vollkommen-
heit treiben, alle Verbeſſerung kalkulirt haben
wollen, und mehr auf Vorſchriften, als auf Mär-
ne

ner zur Ausführung denken. — Was muß dann der Bauer für ein Halbgott seyn, wenn er nicht wird, was er ist.

Seit dem die Gelehrte sich in die Gerechtigkeit und die Religion gemischt haben, seit dem sie sich vom Bürger und Bauren, und der Adel sich von ihnen getrennt hat; seit dem freye Menschen aufgehört haben, frey seyn zu dürfen, seit dem ist alles, was man thut, hofft und denkt, vergebens! — Doch macht mit uns in dieser Welt, was ihr wollt, verderbt uns nur nicht die Aussicht in jene! — Diese, o Jesu, kannst du uns allein wieder eröfnen. Ich war kein Christ, bis ich durch dich allein mich unterweisen lies, laß uns deine bescheidene Weisheit lernen; laß uns nicht die, die Ohren haben zu hören, um derentwillen verderben, die keine haben; und der Geist unsers himmlischen Vaters wird ewig bey uns wohnen, und uns helfen, deine Jünger zu werden! —

Ich hoffe, die Absicht, blos Jünger Jesu, und keine Jünger-Menschenmeister zu machen, wird mich rechtfertigen, daß ich alle meine Gedanken, vom Religionsunterricht, ohne Rückhalt darlege. Ich weis, daß ich wenig Neues gesagt habe; die Anwendung dessen, was ich sagte, auf den Religionsunterricht, ist aber, meines Wissens, noch nicht gemacht worden, sondern die Vesten der Menschen haben nur manche Lehren aus dem

Katechismus zu verbannen gesucht; sie würden mich meiner Arbeit überhoben haben, wenn sie, statt die Lehren nach unsichern Gefühlen zu sichten, sich blos an Jesum und seine Lehre zu halten, vorgeschlagen hätten. — Es ist indessen ein Unglück, daß man auch so was — das doch nicht orthodoxer seyn kann, schwerlich ohne Beleidigung sagen kann. Ich fühle wohl, wie sehr das der besten Absicht schadet; ich hätte es auch gern vermieden, was nuzt aber halbgesagte Wahrheit? Vor zwanzig Jahren würde man vielleicht nicht so viel gesagt haben; aber das haben wir wenigstens gewonnen, daß man uns geduldiger hört — und dann doch thut, was man will. Indessen ist schon dadurch viel gewonnen, wenn man nur alles geduldig hört!

* * * * im Dec. 1775.

Der Verfasser.

Kate

Katechismus
der
Christlichen Religion
für das
Landvolk.

Vor etlichen tausend Jahren, Kinder, hat es in der Welt sehr anders ausgesehen, als nun. Man wuste da, von unsern christlichen Kirchen, unserer Bibel, unsern Predigten und Gesängen noch gar nichts. So viel wusten zwar die Menschen, daß die Welt, die Sonne, der Mond, der Himmel und sie selbst und alles, was um sie ist, nicht von andern Menschen könnte gemacht worden seyn, weil das alles sogar nicht einmal von Menschen begriffen und übersehen worden ist; oder werden kann. Dann keiner hat noch die Sterne gezält, die Sonne nur einmal gemessen, nur einmal einen Tropfen Regen vom Himmel können fallen machen. Die Menschen glaubten also alle vor vielen tausend Jahren schon, daß auser den Menschen noch jemand seyn müsse, der alles das Gute, was sie empfingen, die Früchte, das Wasser, die Thiere, das Holz, was sie essen und trinken, gemacht habe, und da sie alles das sehr gut fanden, so nannten sie den unbekannten guten Geber, Gott, oder den Guten.

Sie wuſten aber wenig, wie ſie ſich den Gott vorſtellen ſollten. Sie dachten deswegen, alles das wär Gott, was ſie von den groſen Werken, die ihnen ſo viel Gutes ſchaften, ſehen konnten. Dá wat dem Einen die Sonne Gott, dem Andern das Feuer, dem Dritten der Fluß, den er trank, dem Vierten die Erde, die ihn ernährte. Einige von den Menſchen lebten zuſammen in Städten und Dörfern, und fanden ſich wohl in den Städten und Dörfern, ſie hielten alſo die Menſchen, von denen ſie durch ihre Eltern gehört, daß ſie die Städte und Dörfer angelegt hatten, und die ſchon lange geſtorben waren, für Götter; andere hatten gehört, daß die Menſchen ſonſt Eicheln und wilde Beeren eſſen muſten, es habe aber einer nachher gefunden, das Korn und den Weizen unter den Wilden wachſen, beydes geſäet, und das Brod erfunden hätte; da ſie ſich nun bey dem Brod wohl befanden, ſo hielten ſie den Erfinder gleich vor ihren Gott.

Dieſe Erfinder und die alten Menſchen, von denen die Städte und Dörfer angelegt und erbauet worden, hatten, um ihr Gedächtniß zu erhalten, ihre Bilder von Holz oder Steinen aushauen laſſen. Die Leute erwieſen alſo den hölzernen oder ſteinernen Bildern ihre Dankbarkeit, knieten davor nieder und beteten ſie an. Oft geſchah's auch, daß ihnen Unglück wiederfuhr; das Feuer verſtörte ihre Häuſer, das Waſſer überſchwämmte ihre Felder, ihre Saaten geriethen nicht, ſie wurden krank. Geſchahe nun ſo was, ſo glaubten ſie, ihr Gott wär erzürnt.

Wie ſie nun erzürnte Menſchen mit guten Worten und Geſchenken verſönten, ſo machten ſie es auch ſo bey ihren Göttern. Sie beteten vor ihren Bildern, ſie gaben ihnen von ihren Früchten und Vieh, und da die ſteinerne Bilder nichts nehmen konnten, ſo verbrannten ſie ihre Gaben vor den Bildern, und glaubten, der Rauch, der hinauf zum Himmel ſtiege, würde den Göttern gefallen, oder ſie würden wenigſtens ihren guten Willen, das beſte was ſie hatten wegzugeben, gnädig annehmen. Das nannten ſie Opfer, und das war ihr Gottesdienſt, den ſie, wie wir in unſern Kirchen beten, ſingen und predigen, in ihren Kirchen, die ſie Tempel nannten, verrichteten. Die Menſchen glaubten auch ſchon damals, daß ſie nach ihrem Tode wieder aufleben, und mit den Göttern, die ihnen im Leben ſo viel Gutes gethan, umgehen würden, wann die Götter ſie liebten; oder daß ſie ſehr würden geplagt werden, wann die Götter ſie haſten. Sie dachten ſich alſo damals ſchon einen Himmel und eine Hölle. Weil die Götter ihnen ſo viel Gutes thaten, ſo glaubten ſie, ſie würden auch die lieben, die auch andern Gutes thäten, deswegen hofften die guten Menſchen, die Gutes thaten, in den Himmel zu kommen, die Böſen aber, ſagten ſie, werden die Götter haſſen, und in die Hölle ſezen.

Alle die Leute glaubten nun eine groſe Menge Götter. Sie hatten nicht darauf gedacht, daß, wann das Feuer Gott iſt, und das Waſſer auch, die Götter einander widerſtehen, und folglich nicht gut ſeyn können; ſie hatten aus Dankbarkeit ver-

geſſen, daß die Menſchen, die ihre Städte erbaut hatten, und die ihnen das Brod erfunden, auch Menſchen waren, und das Korn, und die Steine und das Holz, zum Bauen und Säen, nicht ſelbſt gemacht hatten.

Wir wiſſen nicht, wie die Menſchen auf dieſe Abwege gerathen ſind. Denn vor ihnen lebten Menſchen, die erkannten, daß nur ein Gott im Himmel iſt. Der erſte, der Adam hies, hatte den einen Gott gleich geſehen, ſo bald er von dem Gott geſchaffen war. Da er das Leben von dem Gott hatte, ſo konnte er keinen andern glauben. Er hatte freylich dadurch, daß er von einer Frucht aß, die giftig war, und die der Gott ihm verboten hatte, ſeinen Leib ſehr geſchwächt, und ſeinen Verſtand ſehr verfinſtert, und war weit von dem glücklichen Zuſtand verſtoſen worden, in dem er anfangs lebte; aber eben die Veränderung, eben das, daß er aus der Glückſeligkeit verſtoſen worden, lehrte ihn Gott noch mehr kennen: Er lernte nemlich dadurch, daß Gott, der ihm ſo viel Gutes gethan, nicht allein gütig, ſondern auch mächtig wär, ihm weh zu thun, daß er alſo ganz von ihm abhing, und daß der Gott nur ſolche Menſchen liebte, die wären, wie er war, ehe er die giftige Frucht gegeſſen, glaubte aber, weil der Gott es ihm verſprochen, daß er künftig auch wieder von dem Gift werde gereinigt werden. Er hatte dieſes alles ſeinen Nachkommen geſagt, und unter dieſen war wenigſtens einer, der Noah hies, welcher alles das viele hundert Jahre nachher noch glaubte. Der Noah wurde auch dadurch

noch

noch in ſeinem Glauben beſtärkt, weil Gott ihm ſelbſt geſagt, er werde die ganze Welt, die in unzähligen Bosheiten und Ungerechtigkeiten lebte, mit Waſſer vertilgen, und ihn und ſeine Kinder allein erhalten. Da nun das geſchahe, glaubten er und ſeine Kinder deſto feſter wieder an den einigen Gott: nach und nach muß aber das alles vergeſſen worden ſeyn, und die Menſchen dachten ſich nun wieder von Gott, was ihnen einfiel.

Unter dieſen Menſchen iſt uns jedoch ein Mann bekannt worden, der anders dachte. Der Mann hies Abraham, der ſich nicht überreden konnte, daß es ſo viele Götter gäbe. Er ſahe, daß die Sonne immer einerley Lauf nähme, und ſich durch kein Opfer und kein Gebet änderte; die kann alſo nicht Gott ſeyn, dachte er, denn ſie geht nicht anders, ich mag beten und opfern wie ich will; ſie kann alſo mich nicht lieben, mir nicht das Gute geben, das ich bitte. Er ſah, daß das Meer und das Waſſer ſich nicht anders bewegte, als wenns der Wind triebe, oder wenn die Erde abhängig war, worauf es lief: das kann alſo wieder mein Gott nicht ſeyn, denn es muß dem Wind gehorchen. Er ſah, daß der Wind auf die hohen Bäume ſties, und auf die Berge, und durch ſie aufgehalten werde; der Wind, ſagte er, iſt auch zu unmächtig. Er lies ſich die Geſchichte der alten Männer, die die Städte erbaut und die Früchte erfunden hatten, erzälen, und fand, daß das nur Menſchen geweſen wären, die doch auch weder Sonne noch Erde gemacht hatten, und die weder hätten bauen noch ſäen können, wann nicht

ein Andrer ihnen Holz und Saamen verſchafft hätte. Er hatte dabey die alte Geſchichte gehört, daß es nur ein Gott wäre, der alles das und der auch den erſten Menſchen geſchaffen; der nachher die Welt wieder mit Waſſer vertilgt, und den Noah allein erhalten. Dies und ſeine Ueberzeugung, daß die Götter, die von andern Menſchen damals angebetet wurden, ſo ſchwach und viel zu unmächtig wären, die Welt und die Menſchen zu ſchaffen, machte, daß er die Götter nicht, ſondern nur einen einigen Gott glaubte, der mächtiger ſeyn müſte, als alles, weil er alles gemacht hat: gütiger als alles, weil er alles allein gegeben, was den Menſchen und den Thieren gut iſt; und daß der Gott nur die liebte, die Gutes thun, weil er die Menſchen, die ſo viel Böſes gethan, im Waſſer umgebracht, und den Noah, der Gutes gethan, allein erhalten hatte. Er ſahe dabey, daß alles ſo weiſe in ſeinem Körper und in der ganzen Welt eingerichtet ſey, daß der Gott auch die gröſte Weisheit beſitzen müſte. Da nun der Menſch natürlicher Weiſe dem Mächtigen, der dabey gut und weiſe iſt, immer ſich vertraut, ſo traute auch Abraham allein dem einen Gott, den er ſich dachte. Er war dabey ein guter und kluger Mann.

Dem Abraham erſchien nun einmal Gott im Traum, ſagte ihm, daß er es wäre, an den er glaube, und befahl ihm, aus ſeinem Vaterland zu gehen, und ſich anderswo zu ſezen. Er wurde dadurch in ſeinem Glauben und Vertrauen

auf

auf ihn ganz gewis, und gehorchte, und wohnte nachher bald da, bald dort.

Das geschahe weit weit von hier in der Gegend, wo ihr dort die Sonne am Morgen aufgehen seht.

Abraham sahe Gott noch öfters, und alle Versprechen, die Gott ihm gethan, wurden an ihm erfüllt, er wurde reich, groß und gesegnet, und glücklich. Das befestigte seinen Glauben immer mehr in seinem Herzen. Er diente also dem Gott allein, der ihm erschienen war, mit Opfern, mit Gebet, mit Gehorsam, Liebe und Vertrauen.

Er hatte einen Sohn, der hies Isaak; der lernte seinen Glauben von ihm, und traute und verehrte Gott, wie Abraham auch mit Opfern und Gebet und Recht und Gutes thun; Isaak hatte einen Sohn, der hies Jakob. Auch dem erschien Gott öfter, und versicherte ihn seiner Liebe und seiner Vorsorge. Ach Kinder! Wie glücklich müssen die Menschen gewesen seyn, denen Gott sich damals so oft genaht, zu denen er gesprochen, die er seiner Liebe so versichert hat, wie ein Mensch dem andern. Glaubt nicht, daß das heut nicht mehr geschehen könne. Wir sind keine so gute Menschen, wie die; wenn ihrs vielleicht werdet, Kinder, wer weis, ob Gott sich nicht auch einmal euch zeigt, bey euren Gebeten zu euch kommt, und euch sagt, daß er euch liebt. Ach! wenn ich ihn in meine Kammer herabbeten könnte, ich wollte in dem seligen Augenblick tausendmal sterben; aber ich bin der gute Mensch nicht, die die besten Alten waren.

Jakob hatte viele Söhne. Unter denen war einer, der Joseph hies. Ein überaus guter lieber Junge. Joseph war seinen Brüdern, die lange nicht so gut waren, verhaßt. Sie nahmen ihn einmal, und verkauften ihn an einen reichen Mann in Egypten; das ist ein weites Land, in der Gegend, wo die Sonne zwischen ihrem Aufgang und zwischen dem Mittag zu stehen pflegt. Denn der alte Jakob wohnte mit seinen Kindern noch da, wo die Sonne aufgeht.

Joseph machte sich bald in Egypten beliebt; wurde dem König, der dort herrschte, bekannt, und bald sein bester Freund.

In dem Lande, wo Jakob war, entstand indessen eine große Theurung, so daß die Leute nicht leben konnten. Jakob schickte also seine Kinder nach Egypten, ohne zu wissen, daß sein Sohn Joseph, den er für todt hielt, dort wär. Sie kamen hin, kauften die Früchte, und kannten Joseph nicht.

Endlich gab er sich ihnen selbst zu erkennen; und erhielt so viel von seinem König, daß er seinen Vater und seine ganze zahlreiche Familie zu sich nehmen, und ihnen eine Stadt in dem Land eingeben konnte.

Sie kamen hierauf alle. Vater und Kinder mit den Ihrigen, und wohnten dort.

Einige Jahre hernach starb Jakob, dann auch Joseph und seine Brüder, und der König selbst. Der folgende König hatte vermuthlich sehr undankbare hartherzige Rathgeber; die vergasen geschwind, was Joseph dem Land Gutes gethan hatte. Es ver-

dreß ſie, daß Ausländer ein ſo ſchönes Städtchen inne haben ſollten. Jakobs Kinder beteten auſerdem den Gott an, der dem Abraham und dem Jakob erſchienen war; der König und ſein übriges Volk beteten die Götter der andern Menſchen, Flüſſe, und Bildſäulen an. Alles das machte ihnen Jakobs Nachkommen verhaſt. Sie quälten ſie alſo, wie ſie konnten; lieſen ſie arbeiten über Menſchenkräfte, und erſonnen alles, was ſie konnten, um ſie zu vertilgen. Endlich gingen ſie gar ſo weit, daß ſie alle älteſte Kinder im Volk umbringen lieſen.

Ihr könnt euch leicht vorſtellen, daß die armen Leute Gott in der Noth recht ängſtlich werden um Hülfe gebeten haben. Am eifrigſten betete ein Mann aus dem Volk, der hies Moſes. Dem erſchien damals Gott wieder, und ſagte ihm, er ſollte gehen, und das Volk aus der Sklaverey wegführen. Er verſprach, ihm mit ſeiner Allmacht beyzuſtehen.

Moſes ging darauf hin zum König, und verlangte, er ſollte das Volk ziehen laſſen. Als der König nicht wollte, zeigte er ihm auf allerley Art die Gewalt ſeines Gottes, ſonderlich durch ſchwere Landesplagen, die Gott durch ihn dem Land anthun lies. Das bewegte endlich den König, dem Moſes zu erlauben, das Volk weg zu führen. Er zog nun aus, und Gott befahl ihm, dahin zu ziehen, wo der alte Jakob gewohnt hatte, ehe er nach Egypten gezogen war.

Zwiſchen Egypten, wo Moſes und ſein Volk war, und dem Land, wo Jakob gewohnt hatte, liegt

liegt ein groſſes Meer. Durch das Meer muſte das Volk durch. Sie hatten keine Schiffe; da lies Gott das Meer ablaufen, und das Volk ging mit Moſes zu Fuße durch. Der König lies ihnen nachjezen, und wollte auch durchs Meer; da ſie aber mitten drinn waren, lies Gott das Meer wieder anflieſen, und der König ertrank mit ſeinem Volk.

Ihr könnt euch leicht vorſtellen, daß Gott, der das Meer gemacht hat, es auch ab- und zuflieſen laſſen kann, wie er will, und der ungerechte König von Egypten, und ſein böſes Volk, hatten wohl ſich ihr Unglück ſelbſt zuzuſchreiben.

Ueber dem Meer wohnten allerley gute Leute, die zwar den rechten Gott nicht kannten, aber doch ſonſt gut waren. Die ſchonte Gott, und lies das Volk mit dem Moſes einen weiten Umweg nehmen, wo ſie durch allerley wüſte, unbewohnte Gegenden durch muſten. Da ließ er ihnen Frucht regnen, wo keine wuchs, gab ihnen Waſſerquellen, wo ſonſt keine waren, und that ihnen unendlich viel Gutes.

Mitten auf ihrer Reiſe lies er ſie durch Moſes ſtill halten, und führte dieſen auf einen hohen Berg. Da ſagte er ihm die Geſetze, nach denen das Volk ſollte gerichtet und regieret werden. Da gab er ihm auch die zehen Gebote, die, weil ſie uns alle glücklich und beſſer machen, nicht allein dem Volk, ſondern auch uns allen gegeben ſind; und wir auch, wenn wir glücklich ſeyn und Gott gefallen wollen, noch immer halten müſſen.

End-

Endlich kam das Volk dahin, wo es wohnen ſollte. Gott nahm inzwiſchen den Moſes zu ſich; ſezte aber einen andern Mann, der Joſua hies, an ſeine Stätte, und verſprach auch, ihm mit ſeiner Allmacht zu helfen. Die Leute, wo Moſes mit ſeinem Volk hinzog, kannten den wahren Gott nicht, und liebten die, die ſie und ihre Väter ſich dachten, auch nicht. Es waren böſe, dumme Menſchen. Gott wollte ſie wegnehmen, und lies ſie deswegen von Moſe und ſeinen Leuten vertilgen, und gab dieſen das Land ein.

Ehe Moſes ſtarb, entdeckte ihm Gott die Geſchichte der Schöpfung der Welt und ſeiner Vorväter, und daraus, und aus der Geſchichte der Reiſen des Volks und der Geſetze, die Gott dem Volk gegeben, ſind die fünf Bücher Moſes entſtanden, die ich künftig einmal mit euch leſen will.

Joſua ſchrieb auch ſeine Geſchichte auf, die ſollt ihr auch zu leſen bekommen. Da Joſua ſtarb, wurden andere Vorſteher des Volks unter dem Namen der Richter erwählt, und deren Geſchichte werd ich euch auch einmal leſen.

Das Volk kam unter der Zeit bey dem Segen und den Geſezen Gottes, zu einem groſen Reichthum und Macht. Es lernte die benachbarte Völker kennen, und ſah, daß ſolche unter Königen ſtunden, da begehrte es auch einen König.

Gott lies ſie einen durchs Loos wählen; das Loos traf einen, der hies Saul.

Saul war anfangs ein guter König. Wie es aber zu gehn pflegt, jemehr er hatte und vermochte,

mochte, deſto mehr wollte er haben und vermögen. Er wurde auf die lezt immer ſchlimmer und ungerechter. Gott verwarf ihn deswegen, und ſtund ihm nicht mehr bey. Das Volk war ihm auch deswegen nicht mehr gewogen, und liebte mehr einen jungen Mann, der David hies, dem Gott alles ſegnete, was er unternahm, und ihm Tapferkeit und Stärke gegeben hatte, dem Volk in ſeinen Kriegen viel zu nuzen. Das Volk liebte ihn deswegen; Saul haſte ihn hingegen, Gott aber ſchüzte ihn, und da Saul endlich im Krieg umkam, wurde er König.

David regierte gut; er liebte Gott innigſt, und Gott liebte ihn. Das iſt der David, der auf Gott ſo viel Loblieder gemacht hat, die unter dem Namen der Pſalmen in der Bibel ſtehn, und die ich euch einmal zeigen will.

David hatte einen Sohn, der hies Salomon. Der liebte anfangs Gott, und Gott war auch bey ihm; er erſchien ihm ſogar im Traum und gab ihm frey zu wählen, was er wollte. Salomon wählte ſich Weisheit. Die gröſte menſchliche Weisheit iſt aber ſchwach, und kann zur Dummheit werden, wenn der Menſch ſich zu ſehr darauf verläſt. So ginge dem Salomo. Er erhob ſich, da ihm alles ſo glücklich von ſtatten ging, und vergas endlich, das Gute zu thun, das er wuſte. Er hatte zwar Gott einen herrlichen Tempel gebaut, er opferte aber auf die lezt ſelbſt den falſchen Göttern der andern Völker, und vernachläßigte das Geſez Gottes, das ſein Volk ſeit Moſes Zeiten immer genau befolgte.

Er

Er führte dadurch bey dem Volk ſo viele Unordnung ein, daß nach ſeinem Tod das Volk ſich trennte, und ſich zween Könige wählte, wovon jeder einen Theil des Volks unter ſich hatte. Die zween Könige und ihr Volk hatten immer Händel unter einander, und da die Könige auf beyden Seiten bald gut, bald ſchlecht waren, ſo kamen endlich die benachbarte Könige, nahmen ihr Land ein, und führten das Volk weit weg in die Sklaverey.

Da waren ſie einige Zeit, eben ſo gedrückt, als die Kinder Jakobs in Egypten. Unter dem Druck erinnerten ſie ſich, wie glücklich ſie waren, da ſie Gottes Geſeze noch hatten, und Gott allein noch dienten. Sie ſuchten alſo ihren alten Gottesdienſt wieder auf, und flehten Tag und Nacht zu Gott. Gott erhörte ſie auch, und lies ſie zurück in ihr Vaterland kehren.

Das that wieder einige Zeit gut. Sie wählten zwar keine Könige mehr, aber der Hoheprieſter mit dem Rath war ihr Regent.

Der Hoheprieſter war der erſte Prieſter, und opferte und betete für das Volk.

Ihr habt geſehen, daß Gott das Volk durch ſeine Geſeze regierte. Um die Geſeze und das Wohl des Volks immer zu erhalten, hatte Gott in die Kirche, wo das Volk ſich verſammlete, einen geheimen Plaz machen laſſen, wo er ſeine Befehle ſelbſt geben wollte. In den geheimen Ort durfte nun niemand als der Hoheprieſter, und wann die Könige und das Volk Gott fragen wollten, ſo muſte es da geſchehen, und Gott gab ihnen da,

auf eine uns unbekannte Art, ſeinen Willen zu erkennen.

Die Hoheprieſter und der Rath beherrſchten alſo das Volk einige Zeit. Kaum aber waren ſie wieder in guten Umſtänden, ſo wurden ſie wieder ſtolz, wollüſtig, geizig und vergaſen wieder Gott und ſein Geſez.

Die Welt hatte ſich um die Zeit ſehr geändert; vordem war faſt jedes vor ſich allein; man hatte noch die Schiffart und Bequemlichkeit der Reiſen nicht ſo im Gang. Jeder König war eingeſchränkt in ein kleines Reich. Von uns hier wuſte man dort, wo die Sonne aufgeht, wenig, und hier wuſte man von dort eben ſo wenig.

Nach und nach hatte ſich aber ein Volk hervorgethan, das faſt alles umfaſte. Das Volk nannte man die Römer, und zwar von einer Stadt, die auch in der Gegend zwiſchen dem Aufgang der Sonne und dem Mittag liegt, aber viel näher, als das Land, wo Jakob und Joſeph wohnten.

Das Volk war faſt Herr der ganzen Welt, unter einem König, der hieß Auguſt. Das Volk kannte den Gott nicht, den Abraham glaubte. Alle, die den Gott nicht kannten, nennen wir nun Heiden, das Volk aber, das Moſes ausführte, und wovon ich euch die Geſchichte erzält habe, nannte man damals ſchon Juden, und die Juden, die jezt unter uns herumgehen, ſind alle von dem Volk hergekommen.

Die Römer und ihr König Auguſt waren inzwiſchen Herr worden von allem, was um das

Reich

Reich der Juden lag. Endlich wurden ſies auch von den Juden ſelbſt.

Sie hatten nicht lange darinnen geherrſcht, ſo beſchloß Gott nun, ſich den Menſchen, Juden und Heiden, die, wie ich euch eben ſagte, jezt faſt alle unter Einem Herrn ſtunden, mehr bekannt zu machen.

Er lies deswegen unter den Juden, von einem jüdiſchen Mädchen, die Maria hies, ein Kind, das er ſelbſt in ihr geſchaffen hatte, geboren werden, in dem er ſelbſt den Menſchen erſcheinen, ſie lehren und unterweiſen wollte, das Kind hies Jeſus.

Die Juden hatten ſchon ſeit Jakobs Zeiten die Hofnung, aus einigen Worten, die Jakob, da er ſtarb, geſagt hatte, daß, wenn ſie mal ganz unter fremde Herrſchaft kemmen würden, ein ſolches Kind ihnen ſollte geboren werden, daß ſie wieder erlöſen würde. Unter den Königen und auch nachher waren viele fromme Männer geweſen, denen Gott auch wie den Alten erſchienen, und denen er befohlen hatte, dieſe Hofnung unter dem Volk zu erhalten, die Leute nannten ſie Propheten. Dann ihr wiſſet, wir nennen auch Propheten die, die etwas vorausſagen, was künftig geſchehen wird. Auch dem König David hatte Gott eben das befohlen. Er und einige von den Propheten, hatten nun ſo viel von dem Kind, das künftig ſollte geboren werden, vorausgeſagt, daß Zeit, Ort und viele Umſtände, wann, wo und wie es geboren werden ſollte, ſo deutlich beſtimmt waren, daß, da Jeſus auf die Welt kam, ſelbſt unter

den Juden wenige waren, die daran zweifelten, daß das nicht das Kind wäre, das sie erlösen sollte; aber unter der Erlösung verstunden sie so viel, daß er sie wieder von den Römern frey machen, und ihnen ihren König und ihre Geseze wieder geben würde. Sie waren so fest davon überzeugt, daß Herodes, der über ein Theil der Juden König zu seyn noch von den Römern die Erlaubnis hatte, befahl, alle älteste Kinder umzubringen, aus Furcht, der Jesus möchte die Römer und ihn vom Thron stosen.

Jesus und seine Mutter flohen auf diesen Befehl aus dem Land, weil Gott sie gewarnt hatte. Nachher kamen sie wieder zurück. Indessen wuchs Jesus wie andre Menschen auf, Gott war aber immer in ihm.

Da er herangewachsen, und nun zum männlichen Alter gekommen war, trat er unter das Volk, reiste herum, und Gott eröfnete durch ihn die Absicht, die er gehabt hatte, da er der Welt in der menschlichen Gestalt erschienen.

Er sagte den Juden nemlich, da sie bisher ein besonder Volk ausgemacht hätten, so sollte nun die ganze Welt, so weit sie damals mit einander bekannt war, erfahren, was Gott wäre; lernen, daß nur Ein Gott wäre, daß der einige Gott die Menschen innig liebte; daß er aber gerecht und vollkommen gut wäre, und keine andere als gerechte und vollkommen gute Menschen lieben und glücklich machen werde. Daß er in ihm erschienen wäre, um ihnen zu sagen, worinnen die vollkommene Güte bestehe, nemlich in der Liebe

des Gottes, von dem ſie alles hätten, und in der Liebe der Menſchen. Er erinnerte ſie, daß ſie ſo verdorben wären, daß ſie weder Gott noch die Menſchen vollkommen lieben könnten, wann nicht Gott ſie mit neuer Kraft verſähe. Daß er eben deswegen gekommen ſey, ſie damit auszurüſten; daß, wie ſie bisher dieſem groſen Gott Thiere geopfert hätten, um ihn zu verſöhnen, nun Jeſus ſelbſt einen harten Tod ſterben, und dadurch Gott auf ewig mit den Menſchen wieder vereinigen wolle; ſo daß Gott ſie und ihre Nachkommen wegen ihren Sünden nicht von ſich ſtoſen werde. Er verſicherte ſie, wenn ſie mit ganzem Herzen glaubten, daß Gott in Jeſu dieſes ihnen zuſagte, hätten ſie dann nicht nötig, ſich zu fürchten, daß Gott ſie wegen ihrer Unvollkommenheit weniger lieben, oder ſie alles das Uebel fühlen laſſen werde, das ihre Dummheit und ihre Bosheit ihnen zuziehen würde, ſondern daß er ihnen vielmehr Kraft geben würde, ihn und andere innig zu lieben, und ganz gut und klug zu ſeyn, und ſich ganz glücklich zu machen.

So lehrte er einige Zeit, allein die Juden hatten keinen Lehrer, ſondern einen mächtigen König erwartet. Da nun Jeſus das nicht war; ſondern vielmehr ſie immer zum Gehorſam anwies, und nur ſtille Weisheit liebte, ihnen bittere Wahrheiten ſagte, und Gutes predigte, ſo waren die vornehmſten und ſchlimmſten der Juden ſeine Feinde.

Er wuſte es wohl; achtete es aber ſo wenig, daß er immer den Stolzeſten und Mächtigſten ih-

ren Stolz und ihre Ungerechtigkeit am meiſten verwies. Die beſten der Juden hingen ihm indeſſen, da er ſo gut, ſo weiſe, ſo fern von allem Ehrgeiz und Stolz war, am meiſten an; und dadurch wurden endlich die Vornehmſten ſo aufgebracht, daß ſie ihn wirklich geiſeln und ans Kreuz ſchlagen lieſen. Das war das Opfer, das er verkündigt hatte, und wodurch Gott, der immer in ihm wohnte, die alten Verſöhnungsopfer abthun, und die Menſchen verſichern wollte, daß er ſie ihrer Sünden wegen nicht verwerfen, ſondern ihnen mit ſeiner ganzen göttlichen Kraft, immer beſſer zu werden, beyſtehen wolle; wenn ſie nur den Lehren Jeſu glaubten, und ihn liebten; wenn ſie, ſo ſtrafbar ſie ſich auch ſelbſt vorkommen würden, in dem Vertrauen, daß der Tod Jeſu ſie von allen Strafen ohne weiters Verſöhnungsopfer befreyt hätte, ſich zu Gott nahen, und ihn als Schöpfer, der ihnen in Jeſu erſchienen ſey, lieben würden.

Da Jeſus geſtorben war, begruben ihn ſeine Freunde. Er hatte ihnen aber voraus geſagt, er würde am dritten Tage nachher wieder auferſtehen: und das geſchah auch. Sie ſahen ihn, wie er war, da er geſtorben, ſahen, wie er wieder auffuhr zu dem Himmel, und glaubten nun ſo feſt an ſeine Lehre und ſeine Verheiſung, daß ſie auch in wenig Wochen hernach die ſtärkſte Wirkung davon empfanden; denn da die, die an Jeſum glaubten, beyſammen waren, hörten ſie auf einmal ein groſes Geräuſch in dem Zimmer, und fühlten an ſich eine göttliche Kraft, zu lehren und

zu predigen, was Jeſus ſie zuerſt gelehrt hatte. Mit dieſer Kraft gingen ſie aus unter die Heiden, erzälten ihnen die Geſchichte Jeſu und ſeine Lehren. Die armen Heiden hatten längſt gefühlt, wie wenig ſie Gott kannten, längſt gewünſcht, gewiß zu wiſſen, daß er ſie liebe, ihrer Sünden ungeachtet ſie nicht verſtoſe, und ihrer Schwachheit zum Guten beyſtehen wolle. Ihr könnt euch vorſtellen, wie tröſtlich ihnen die Lehre Jeſu war! Die groſen Thaten, die er gethan hatte; ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, waren unter Juden und Heiden bekannt. Sie konnten alſo nicht zweifeln, daß Gott in ihm gewohnt, und durch ihn den Menſchen erſchienen ſey. Sie ergriffen die Lehre begierig, und bald wurde die Lehre Jeſu überall bekannt, geliebt und verehrt. Wo die Juden, die mit Jeſu geweſen, und von ihm beſtellt worden, ſeine Lehre auszubreiten, nicht hin kommen konnten, da ſchickten ſie die Geſchichte ſchriftlich hin, die ſie geſehen hatten; an andere Orte ſchickten ſie die Lehren, die ſie von Jeſu gelernt hatten, und daraus entſtanden Evangelien, und die Epiſteln, die in dem Neuen Teſtament ſtehen, das wir nun auch bald leſen wollen.

So wie es unter den Juden ſtolze, hartherzige, überkluge Leute gab, die die einfältige demütige Weisheit Jeſu nicht leiden konnten, ſo gabs auch dergleichen unter den Heiden. Die neuen Chriſten waren meiſt ſehr demütig, ſehr ſanftmütig, ſehr gerecht. Die Böſen unter den Heiden fanden ſie überall gegen ſich, und haßten ihre vorzügliche Tugend. Sie fanden die Chriſten unge-

zu ihren ſchlimmen Abſichten, die Prieſter ſahen, daß dieſer neue Gottesdienſt, der alles auf die Rechtſchaffenheit des Herzens baute, ihnen ihren Glanz und ihr Anſehen nehmen würde. Sie verfolgten alſo die Chriſten mit aller Macht. Das dauerte etliche hundert Jahre. Endlich glaubte kein Menſch mehr den heidniſchen Prieſtern, ihre Religion zerfiel von ſelbſt, und die Könige, Kaiſer und Fürſten wurden Chriſten.

So bald das Chriſtenthum ſo ausgebreitet wurde, machten ſich allerley Leute dahinter und erfanden tauſend neue Dinge, die Jeſus nicht geſagt hatte. Ueber die neuen Erfindungen vergas man, was Jeſus wirklich geſagt hatte, bis ſich endlich einige rechtſchaffene Männer dahinter machten, und es zuſammenſchrieben, welches dann eigentlich das iſt, was Jeſus befohlen, und den Chriſten vorgeſchrieben hat, der Vornehmſte darunter hies Luther.

Das, Kinder! iſt dann nun der ſogenannte kleine Katechismus, den ich euch jezt zeigen will, und den man von Luthern den Lutheriſchen Katechismus nennt, ſo wie die, die dieſen Katechismus glauben, Lutheraner heiſen. Ihr werdet ſehn, wenn wir die Bibel leſen, daß Jeſus das alles, was in dieſem kleinen Büchlein ſteht, ſelbſt geſagt und geglaubt hat und haben will. Ich will euch aber nun nur das erklären, was der kleine Katechismus enthält.

Er iſt in fünf Theile getheilt:

Der erſte enthält die Gebote, die Gott durch Moſe den Juden auf ihrer Reiſe von Egypten gegeben

geben hat, wovon ich euch vorhin ſagte; alle die Gebote oder Geſeze, die Gott damals gegeben hat, haben keine andre Abſicht, als uns gut und klug in unſerm Leben und unſern Handlungen zu machen.

Das erſte Gebot heiſt:

Ich bin der Herr dein Gott; du ſollſt keine andre Götter neben mir haben.

Gott offenbarte da, daß nur ein einiger Gott iſt. Alle andere Götter, die ſich, wie ich euch vorhin ſagte, andere erdacht haben, ſind unmächtig und eigentlich gar nichts. Der eine Gott kann uns allein und will uns allein helfen. Wie er denn auch Noah, Abraham, Jakob, Joſeph, Moſes und allen Menſchen geholfen hat, und noch hilft. An den ſollen wir uns alſo allein halten, auf den allein unſer Vertrauen ſezen.

Das zweyte Gebot.

Du ſollſt den Namen des Herrn deines Gottes nicht misbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen misbrauchet.

Die Liebe gegen Gott, das Vertrauen auf ihn, von dem wir alles haben, wird notwendig ſchwächer, wenn wir den Namen Gottes bey allen unnüzen Dingen brauchen. Es giebt auch Leute, die ohne eine beſondere Liebe zu Gott zu haben, ohne ihm in ihrem ganzen Leben zu trauen und ihm zu gehorchen, mit dem bloſen Namen Gottes allerley Krankheiten vertreiben, Feuer und Waſſer abhalten und ſonſt den Menſchen unmögliche Dinge thun wollen. Wenn die Leute

nicht in ihrem ganzen Leben ein auſerordentliches Vertrauen und auſerordentliche Liebe zu Gott haben, ſo iſt das bloſer Betrug und Misbrauch des Namens Gottes; das thun manche aus Einfalt, die meiſten gar, um nur Geld zu gewinnen; beydes iſt Gott misfällig. Der muß an ſich ganz auſerordentliche Veränderungen ſpüren, muß ſich keines Uebels, keiner Schwachheit des Vertrauens bewuſt ſeyn, der hoffen darf, mit Gott Wunder zu thun. Sind die Leute, die das vorgeben, ſeyd ihr ſelbſt nicht in dem Stand, ſo hütet euch davor, denn dann iſts gewiß Betrug. Nehmen die Leute gar Geld dafür, ſo iſts offenbarer Betrug, dann Gott giebt ſeine Gaben nicht um Geld, wirkt nicht um des Gewinnſtes willen.

Das dritte Gebot.

Du ſollt den Feyertag heiligen.

Unter euren Berufsarbeiten könnt ihr nicht immer ſo ganz an Gott denken, nicht immer ſo frey und herzlich beten und leſen, und euch belehren laſſen. Deswegen ſind Tage in der Woche dazu beſtimmt worden, und Gott befiehlt, dieſe Tage blos zum Gebet und Anhörung und Lernung des göttlichen Worts anzuwenden.

Das vierte Gebot.

Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebſt im Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird.

Eure Eltern haben ſo viel für euch geſorgt und gethan, daß ſie in ihrem Alter und ſo lange ſie bey euch ſind, eure Dankbarkeit gewis verdienen, ſie haben auch mehr Verſtand, mehr Erfahrung

fahrung als ihr, und deswegen iſts vernünftig, ihren Befehlen zu folgen. Sie geben euch zudem Eſſen, Trinken, Wohnung, Kleider, die ihr doch auch, ſo viel ihr könnt, verdienen helfen müſſet, deswegen will Gott, daß ihr ihnen danken, ſie lieben, in allem eurem Thun ſie ehren, und ihnen gehorſam ſeyn ſollt, und verſpricht, euch dafür auch zu ſegnen.

Das fünfte Gebot.

Du ſollt nicht tödten.

Ihr ſollt die Menſchen unter euch lieben, keinem was zuwider thun, vielweniger ihnen das Leben nehmen. Das will Gott, und wenn ihrs nicht thut, ſo wird euch entweder die Obrigkeit ſtrafen, oder die Menſchen werden euch haſſen, oder ihr werdet nach dem Tod von allen verlaſſen ſeyn. Denn nach dem Tod werden wir wieder leben, und da kann einer dem andern ins Herz ſehn. Iſt nun hier euer Herz ohne Liebe, ſo haſſen euch dort auch alle Menſchen; habt ihr hier gar einem Menſchen mit Verſaz an Leib und Leben geſchadet, ſo wird euch auch dort alles verabſcheuen und meiden.

Das ſechſte Gebot.

Du ſollt nicht Ehebrechen.

Wann ihr gröſer werdet, ſo werdet ihr leicht ſehen, daß die Liebe und das Vertrauen der Eheleute gegen einander ſie vorzüglich glücklich macht, und ihr Hausweſen in beſſern Stand erhält. Gott will alſo, daß ihr euch nicht ſollt unterſtehen, einen Ehegatten zu verführen, oder zu machen, daß ſie aufhören, ſich zu lieben, oder gar euch

mehr lieben als ſich. Ihr ſollt vielmehr alles thun, daß ſie einander treu und lieb bleiben, ſonſt haſſen auch euch andere Menſchen, und Gott verwirft euch, und nach dem Tod müſſet ihr wieder allein ſeyn, ohne Freunde, ohne Rath, ohne Umgang als mit lauter böſen Menſchen, die nichts thun, als euch zu ſchaden und unglücklich zu machen.

Das ſiebende Gebot.

Du ſollt nicht ſtehlen.

Gott will, daß wir unſerm Nächſten das laſſen ſollen, was ſein iſt. Wir ſtehlen nicht blos, wenn wir ihm etwas nehmen, ſondern auch, wann wir ihn um etwas betrügen oder vervortheilen, das iſt wieder gegen die Liebe. Nicht allein die Obrigkeit ſtraft ernſtlich, ſondern die Menſchen haſſen auch hier ſchon den Dieb und den Betrüger; und nach dem Tod müſt ihr dann wieder unter lauter falſchen und betrügeriſchen Menſchen leben, die euch haſſen, und Freude an eurem Elend haben.

Das achte Gebot.

Du ſollſt kein falſches Zeugniß wider deinen Nächſten reden.

Gott will, daß, wenn die Obrigkeit uns auffodert, zu ſagen, was wir von unſerm Nächſten wiſſen, wir nichts ſagen ſollen, als was wahr iſt. Wer anders thut, wird wieder von Gott ausgeſchloſſen, hier auf der Welt von jedermann gehaſt, und dort wieder blos mit böſen und falſchen Menſchen leben müſſen, die ihn überall plagen und elend machen.

Das

Das neunte Gebot.

Laß dich nicht gelüſten nach deines Nächſten Haus, und

Das zehnte Gebot.

Laß dich nicht gelüſten nach deines Nächſten Weib, Knecht, Magd, Vieh, noch alles was ſein iſt.

Gott will, daß wir unſern Nächſten bey dem Seinen ſchüzen, und ihn weder um daſſelbe betrügen, noch nur einmal beneiden ſollen. Auch das iſt wider die Liebe. Geliebt wollen wir doch alle ſeyn. Hier werdens manchmal auch die Schlimmen, weil man nicht in ihr Herz ſehen kann; dort aber werden die Schlimmen, die jeder kennen wird, immer gehaſt werden; und es iſt nicht zu hoffen, daß wer hier nicht in ſeinem Herzen Liebe gehabt hat, ſie dort bekommen wird. Deswegen will Gott, daß wir frühe uns gewöhnen ſollen, alle Menſchen zu lieben und niemand zu beleidigen, damit wir dort wieder geliebt werden.

Alle die Gebote hat Gott den Juden gegeben, und die, welche dagegen handeln, ernſtlich zu ſtrafen befohlen. In Jeſu hat er eben die Gebote, wie ihr bald hören ſollt, auch allen denen gegeben, die an ihn glauben. Und da er uns in ihm verkündigt hat, daß ohne Liebe niemand glücklich werden könne, und daß wir nach dem Tod noch leben ſollen, wo uns wieder die Liebe gegen Gott und andere Menſchen glücklich machen kann; ſo ſehen wir auch nun die Urſache dieſer Gebote deſto beſſer ein, und wer hier und nach dem Tod glück-

glücklich ſeyn will, wird ſie auch deſto feſter halten.

Der zweyte Theil des Katechismus begreift, was Chriſten von Gott glauben.

Erſtlich glauben wir an Einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden.

Das iſt, wir glauben, daß uns Gott geſchaffen hat, ſammt allem, was um und an uns iſt, uns den Leib, den Verſtand, Augen, Ohren und alle Glieder und alle Sinne gegeben hat und noch erhält; dazu Kleider und Schuhe, Eſſen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker und Vieh, und alles was wir haben; daß er uns die Mittel gegeben hat, uns mit aller Notdurft des Leibs und Lebens genugſam und täglich zu verſorgen, uns wider alle Gefahr beſchützt, vor allem Uebel behütet und bewahret, aus lauter Barmherzigkeit und Güte, ohne daß wirs verdienen, und daß wir ihm das allein verdanken, ihm allein dafür dienen und gehorſam ſeyn, und keinem andern Gott vertrauen müſſen.

Wir glauben zum andern an Jeſum Chriſtum, Gottes eingebornen Sohn unſern Herrn, der empfangen iſt vom Heiligen Geiſt, geboren aus Maria der Jungfrau, der gelitten hat unter Pontio Pilato, gekreuziget, geſtorben und begraben iſt, abgeſtiegen zu der Hölle, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, wo er ſitzt zur rechten Hand Gottes, und woher er kommen wird, zu richten die Lebendigen und Todten.

Das

Das iſt, wir glauben, daß Gott der Schöpfer durch ſeinen Geiſt in Maria der Jungfrau unſern Herrn Jeſum als einen wahren Menſchen geſchaffen hat, daß er ihn von derſelben hat laſſen geboren werden, daß eben der Gott ſelbſt in dieſem Jeſu gewohnt, gewirkt und gelehrt hat; daß dieſer Jeſus nachher von Gott wieder verlaſſen, und zu Jeruſalem unter dem Landpfleger Pontius Pilatus ans Kreuz geſchlagen worden, daß er da geſtorben iſt, weil Gott es wollte, daß das geſchehe, ehe er ſich wieder mit uns ſündigen und von ihm gewichenen Menſchen vereinigen und uns glücklich machen wollte; daß dieſer Jeſus nach ſeinem Tod in die Hölle zu den von Gott abgeſchiedenen Böſen gefahren, daß er wieder auferſtanden iſt, und nun bey Gott iſt, und künftig wieder nach der Kraft, die Gott ihm übergeben, kommen wird, die Lebendigen und Todten zu richten.

Wir glauben drittens an den heiligen Geiſt, eine chriſtliche Kirche, die Gemeinſchaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben.

Das iſt: Wir glauben, daß Gott der Schöpfer, der in Chriſto wohnte, auch mit ſeinem Geiſt, das iſt, mit ſeiner göttlichen Kraft in uns wohnen, und uns, da wir fühlen, daß wir uns nicht ſelbſt glücklich machen können, helfen wird, ewig glücklich zu ſeyn; daß alle die, welche dieſes und den Worten Chriſti glauben, Freunde Gottes, Freunde Chriſti und Freunde unter ſich ſind, und künftig vor Gott mit Chriſto, den wir dann näher kennen werden, in einer Geſellſchaft leben ſollen;

daß

daß hier ſchon Gott mit ſeinem Geiſt, und der nun verklärte Chriſtus unter uns wohne, wenn wir ihn lieben; daß Gott um unſerer Unvollkommenheiten willen uns nicht in dieſe ſeine Gemeinſchaft aufnehmen konnte, aber nach der uns unbegreiflichen Wirkung des Todes Jeſu, uns nun dennoch aufnimmt, und unſre Sünden, Fehler und Unvollkommenheiten nun mit ſeinem Geiſt erſezt, und wenn wir ſo durch dieſen vollkommener worden, unſre vorige Fehler und Sünden uns ſo wenig mehr ſchaden, daß wir vielmehr nach dem Tod wieder in unſern aber viel verfeinerten Leibern aufſtehn, und wenn wir den Worten Chriſti nach unſerm Vermögen glauben und darnach thun, ewig bey Gott und Chriſto und allen, die Gott aufnimmt, leben und glücklich ſeyn werden.

Der dritte Theil des Katechismus iſt das Gebet.

Es iſt den Menſchen ſchon natürlich, daß ſie in allen Nöthen, woraus ſie ſich nicht mehr helfen können, Gott anrufen, weil ſie ihn für ſtark und mächtig halten, ſie zu erretten. Es iſt den guten dankbaren Menſchen eben ſo natürlich, daß ſie, wenn ſie ein groſes Glück empfangen, oder groſe Freude haben, Gott dafür danken, weil ſie glauben, daß doch alles von Gott kommt. Den Dank nun für empfangene Wohlthaten, und die Bitte, uns entweder noch mehrere zu erweiſen, oder uns aus der Noth zu erretten, nennen wir das Gebet.

Auch

Auch ehe die Menſchen Gott kannten, haben ſie gebetet, aber ſie wuſten nicht gewiß, ob Gott ſie auch erhöre. Wir, die Chriſten, wiſſens nun gewis, weil wir den Worten Chriſti glauben, dieſer uns aber verſichert hat, daß das Dankgebet Gott angenehm ſey, und er auch das Gebet um Hülfe und um neue Wohlthaten oder Erhaltung der alten erhören, und uns gewis, wenn wir mit warmen Herzen und völligem Vertrauen beten, geben werde, was uns gut iſt. Jeſus hat uns ſelbſt ein ſolches Gebet gelehrt, und wir glauben, daß auch das gewis erhört werden wird.

Das Gebet heiſt ſo:

Vater unſer! der du biſt im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel, unſer täglich Brod gib uns heut, vergib uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern, und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlös uns vom Uebel, denn dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.

Wenn wir beten: Vater unſer, der du biſt im Himmel; ſo wollen wir damit ſagen, daß wir blos den einigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, anrufen, und ihn für unſern Vater halten, an den wir uns mit innigem Vertrauen wenden können.

Wenn wir ſagen: geheiligt werde dein Name; ſo bitten wir Gott um Kraft, ſeinen Namen

ſo heilig zu halten, als er uns im zweyten Gebot befohlen hat.

Wenn wir bitten: dein Reich komme; ſo erinnern wir uns, daß Chriſtus verſprochen hat, daß wir mit Gott leben ſollen, und Gott in uns herrſchen wird, wenn wir ihn von ganzer Seele lieben und von ganzer Seele gut ſeyn wollen. Wir bitten alſo Gott, daß er auf die Art in uns herrſchen wolle.

Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel; dadurch bitten wir wieder um Kraft, den Willen Gottes hier ſo zu thun, wie dort im Himmel die Guten, die bey Gott leben, ihn erfüllen.

Wenn wir bitten: unſer täglich Brod gieb uns heut; ſo bitten wir Gott dadurch um alles, was wir zur Erhaltung unſers Lebens brauchen.

Wenn wir bitten: vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern; ſo bitten wir, daß Gott um unſrer Unvollkommenheiten willen und um unſrer Fehler willen uns nicht verwerfen, ſondern nach ſeiner göttlichen Barmherzigkeit eben ſo nachſichtig gegen uns ſeyn möge, als wir gegen andre Menſchen ſind.

Wenn wir ſagen: führe uns nicht in Verſuchung; ſo bitten wir, daß Gott uns alles verſagen möge, was uns verleiten könnte, ihn weniger zu lieben und weniger zu gehorſamen.

Wenn wir ſagen: erlös uns vom Uebel; ſo bitten wir um den Beyſtand Gottes bey allen Gefahren des Leibes und Lebens, um Befreyung

von allem Leiden, und um Kraft, alle Unvollkommenheit und alle Sünden und alles Böſe abzulegen.

Wir bekennen am Schluß, daß wir glauben, Gott habe die Kraft, das alles zu thun, um was wir bitten, und den Reichthum der Herrlichkeit, alles daraus zu geben was wir verlangen.

Wenn wir ſagen Amen, das iſt, es iſt wahrhaftig: ſo beſtätigen wir dadurch dieſes Geſtändnis unſers feſten Glaubens.

Der vierte Theil des kleinen Katechismus handelt von der Taufe.

Wir glauben nemlich, daß das Waſſer, womit wir in der Taufe beſprengt werden, nicht bloſes ſchlechtes Waſſer, ſondern ein Waſſer ſey, das in Gottes Wort verfaſt, und mit Gottes Wort verbunden iſt.

Das iſt: wir glauben, daß das Wort und die Verheiſung Gottes dem Menſchen, welcher in ſeinem Namen getauft wird, die Kraft Gottes oder den h. Geiſt mittheilt, Gott dem Vater in Chriſto zu lieben und ihm ganz eigen zu werden.

Der fünfte Theil handelt von dem heiligen Abendmahl.

Wir glauben, daß es iſt der wahre Leib und Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti, unter dem Brod und Wein uns Chriſten zu eſſen und zu trinken von Chriſto ſelbſt eingeſezt.

Das iſt: wir glauben, daß uns durch dieſes Brod und dieſen Wein der Leib und das Blut Jeſu, in dem Gott damals wohnte, auf eine

uns unbegreifliche Art zu eſſen und zu trinken gegeben wird, und daß der, welcher Jeſum von ganzem Herzen liebt, dadurch ſo eng mit ihm vereint wird, als wenn er izt noch unter uns ſichtbar und fühlbar herumging; und daß ihm dadurch neue Kraft zum Guten gegeben wird.

Anmerkung:

Die Worte der Hauptſtücke ſoll der Lehrer dem Gedächtnis der Kinder, die Erklärungen allein dem Verſtand anvertrauen; beym Examen jene herſagen, dieſe machen laſſen.

Das, liebe Kinder! iſt denn nun die Religion der Chriſten. Alles kommt darinnen zuſammen, daß man glaubt, Gott ſelbſt ſey der Welt in Jeſu erſchienen, daß ſie Vertrauen auf die Worte Jeſu ſezen; und thun, was er geboten hat.

Nun, meine Lieben, wollen wir leſen, was die Evangeliſten von Jeſu erzälen, und was er geſagt, und was er befohlen hat!

Der erſte von denen, die die Geſchichte Jeſu geſchrieben, heiſt Matthäus. Das war ein Freund und Schüler Jeſu, der mit ihm gelebt hat, und nach Jeſu Tod auch umgebracht worden iſt, weil Jeſu Feinde nicht leiden konnten, daß er ſeine Lehre und Thaten ausbreitete.

Matthäus fängt damit an, daß er das Geſchlechtsregiſter, oder alle Voreltern Jeſu erzälet.

Er fängt mit dem Abraham an, wovon ich euch geſagt habe, und geht bis auf den König David

David fort, von welchem ich euch auch die Geſchichte erzält habe. Von da geht er fort bis auf Joſeph, der die Mutter Jeſu nach deſſen Geburt geheirathet hatte, V. 1-16. Jeſus, der da heiſt Chriſtus, das iſt, der Geſalbte; dies war ein Beyname, der Jeſu gegeben worden.

Etliche hundert Jahre, ehe Jeſus geboren worden, hatte ſchon ein Prophet geſagt, er werde von einem unverheyratheten Mädchen geboren werden. Das Mädchen war Maria, in dem Gott durch ſeine Kraft das Kind Jeſus geſchaffen hatte. Joſeph wollte ſie heyrathen, da er aber erfuhr, daß ſie ſchwanger war, wollte er ſie wieder verlaſſen. Da wurde ihm im Traum verkündigt, daß Gott, denn der heilige Geiſt iſt nur die Kraft Gottes, alſo mit Gott einerley, ein Kind in ihr geſchaffen hätte, und daß dies Kind der Jeſus ſeyn werde, wovon die alten Propheten geſagt hatten.

Kap. 2. V. 1. Das Bethlehem war eine Stadt im Lande, wo die Juden unter dem Moſes hingezogen waren; in der Gegend, wo ihr die Sonne aufgehen ſeht.

Die alten Propheten hatten auch geſagt, daß Jeſus da geboren werden ſollte.

V. 1. Die Weiſen aus dem Morgenlande wohnten noch weiter gegen den Aufgang der Sonne. Die hatten in der Nacht einen Stern geſehen, der ihnen unbekannt war. Denn ihr müſt wiſſen, daß unter den unzäligen Sternen, die ihr des Nachts ſeht, einige ſind, die immer zu gewiſſen Zeiten an einem und eben dem Plaz erſcheinen.

Bey der erſten hellen Nacht will ich euch einige davon zeigen. Die Leute, die Matthäus Weiſe nennt, kannten die Sternen alle: auf einmal erſchien in der Gegend, wo ſie wuſten, daß die Juden wohnten, ein Stern, den ſie nie geſehen hatten. Sie mochten nun wohl unter ſich die alte Nachricht haben, daß ein Stern erſcheinen würde, der die Geburt eines groſen Mannes unter den Juden anzeigen würde. Da ſie nun den Stern ſahen, ſo dachten ſie natürlich, daß ein Menſch, für den beſondere Zeichen am Himmel geſezt waren, ein ganz beſonderer Mann, und mehr als ein Menſch ſeyn müſte. Sie gingen alſo in das Land, ſuchten den Menſchen auf und verehrten ihn nach ihrer Art, mit Geſchenken ihres Landes.

V. 5. Das iſt nun die alte Prophezeihung, daß Jeſus in Bethlehem ſollte geboren werden.

V. 7. Der Herodes war, wie ich euch vorhin ſagte, König der Juden. Da er nun hörte, daß die Weiſen aus dem Morgenland Jeſum für einem König ausgaben, ſo wollte er ihn los ſeyn, und deswegen von den Weiſen hören, wem das Kind gehörte, das ſie für einen König hielten; als aber Gott den Weiſen im Traum befahl, es ihm nicht anzuzeigen, ſo lies er alle Kinder, um den rechten gewis zu treffen, umbringen; aber Joſeph war auch gewarnt worden, und entfloh mit dem Kind nach Egypten, wo, wie ich euch neulich erzälte, die Juden waren, ehe ſie Moſes fortführte.

V. 18. Rahel war Jakobs Ehefrau, da nun die Juden alle von Jakob herkamen, ſo ſagt der alte Prophet, über den Mord der Judenkinder würde ſie weinen.

V. 22. Das galiläiſche Land und die Stadt Nazaret lagen auch in der Gegend von Bethlehem. Aber da hatten Herodes und ſein Sohn nichts zu befehlen.

Kap. 3. V. 1. Johannes war ein frommer Jude, der den Juden predigte, ehe Jeſus herangewachſen war, Gutes zu thun und Gott zu lieben, und beſprengte die, die ihm zu folgen verſprechen, mit Waſſer; denn das war der Gebrauch bey den Alten. Sie ſahen das Böſe als eine Unreinigkeit an, und gaben durch das Waſſer zu verſtehen, daß ſie dieſe nun abgewaſchen hätten. Unſere Taufe bedeutet eben das, und iſt nur dadurch kräftiger, daß es kein bloſes Zeichen mehr iſt, ſondern daß Gott dabey verſprochen hat, dem, der ſich taufen laſſen wird, wirklich beyzuſtehen, daß er das Böſe auch abwaſchen könne.

V. 7. Die Phariſäer waren die gelehrten und vornehmſten unter den Juden. Sie zeichneten ſich durch eine beſondere genaue Erfüllung des jüdiſchen Geſetzes aus, aber ſie waren dabey meiſt ſtolz, waren nur zum Schein gut, um geliebt und geehrt zu werden, und wann ſie heimlich Böſes thun konnten, ſo thaten ſie es meiſt von Herzen gern. Die Sadduzäer waren auch Juden, und noch ſtrenger als die Phariſäer, aber eben ſo ſtolz und geſchickt, ihr Uebelthun zu verbergen,

Das verwies ihnen nun Johannes, der lautere Güte, ohne Schein und Stolz verlangte.

V. 11. Das sagt Johannes von Jesu: nemlich er sagte, er könnte nur das Zeichen geben, daß der Getaufte frömmer und besser werden wollte, Jesus, der nach ihm komme, würde ihnen dabey göttliche Kraft geben. Das drückt er mit dem Wort Feuer und heiligen Geist aus; denn heiliger Geist heist bey dem Matthäus und den andern Schülern Jesu, die von ihm und seiner Lehre geschrieben haben, immer die Kraft Gottes. So wirds auch im zweyten Theil des Katechismus im dritten Hauptstück verstanden. Deswegen hab ich auch dort gesagt, daß Jesus gelehrt hat, Gott werde uns beystehen, gute Menschen zu seyn, das ist, seinen Geist oder seine Kraft geben.

Von diesem Johannes hat sich nun Jesus auch taufen lassen; und da wurde öffentlich von einer Stimme vom Himmel verkündigt, daß Jesus Gottes Sohn wär. Das ist, wie ich euch schon gesagt habe, daß Gott ihn besonders in Maria geschaffen habe und in ihm wohnte. Denn auf eine andere Art konnte nemlich Gott den Menschen nicht erscheinen, weil sie ihn sonst nicht gesehen hätten. Denn, Kinder! Gott können wir nicht sehn. Wann ihr einen todten Menschen seht, so seht ihr alle die Glieder, die Hände und Füse, die er hat. Eben das seht ihr an den lebendigen. Das was aber an dem lebendigen die Hände und Füse bewegt, seht ihr nicht; sonst könntet ihr, wenn man euch einen Menschen zeigte, der da liegt und sich nicht bewegt, ob er gleich kann,

kann, gleich von einem Todten, der ſich nicht bewegen kann, unterſcheiden. Das könnt ihr aber nicht. Eben ſo könnt ihr euch allerley erinnern, was ihr gethan habt, allerley vornehmen zu thun; keiner aber kann dem andern anſehen, was er ſich erinnert, was er ſich vornimmt. Ihr habt alſo etwas, womit ihr allerley Dinge thun könnt, und das ihr und andere nicht an euch ſehn können, und andere haben eben das, und ihr könnts auch nicht ſehn. Das nun, was in uns Hände, Füſe, Augen, Zunge und alles beweget, und wodurch ihr euch erinnert und vornehmet was ihr thun wollet; heiſen wir Seele. In Jeſu that nun Gott ſelbſt, wann er lehrte und Wunder that, was bey uns die Seele thut. Aber auſerdem war noch in ihm eben das Gefühl, das wir Menſchen haben; das, ſagen wir, liegt auch in der Seele, Gott konnte das aber nicht fühlen, was wir Menſchen fühlen, keine Schmerzen leiden, keine Schwachheit, keinen Schlaf, denn das liegt blos im Körper der Menſchen; Jeſus fühlte aber Schmerzen und Schlaf. Ihr ſehet', daß wir das mit unſerm Verſtand nicht erreichen können, wenn wir es uns aber vorſtellen wollen, ſo müſſen wir's uns ſo denken: Gott that in Jeſu, was Jeſus that, lehrte in ihm, heilte in ihm Kranke, gebot in ihm dem Meer; eine Seele aber wie unſere litte, was Jeſus leiden muſte. Suchts nicht zu begreifen; ihr werdet in der Geſchichte Jeſu ſehen, daß er that, was kein Menſch thun kann, ſondern Gott allein; und litte, was Gott nicht leiden kann, nur der Menſch.

Das heiſt alſo nun Gottes Sohn: der von Gott geſchaffene Menſch, in dem Gott ſelbſt wirkte, der aber wie ein Menſch litte.

Kap. 4. Es gibt auch Seelen, die nicht in ſolchen Händen, Füſen, Augen und Leibern wohnen wie wir, wir können die auch nicht ſehn. Aber Gott hat geſagt, daß es ſolche Seelen gibt, und die heiſen Engel, oder Teufel. Engel heiſen ſie, wann ſie gut ſind, und Teufel, wann ſie bös ſind.

So eine böſe Seele kam nun zu Jeſu. Die wuſte nicht, daß Gott in Jeſu war, und wollte verſuchen, ob Jeſus gut oder bös wäre, und ob dann Gott wirklich in ihm wäre. Wir Menſchen hätten die böſe Seele oder den Teufel nicht geſehn, aber Gott in Jeſu ſah ihn. V. 3. Der Teufel dachte, wann der Jeſus mehr thun kann als ein Menſch, ſo muß eine ſtärkere Seele in ihm wohnen, als eines Menſchen Seele; er ſchlug ihm alſo vor, etwas zu thun, was Menſchen nicht thun können, nemlich, er ſollte aus Steinen Brod machen. Jeſus wies ihn darauf, daß er durch ſein Faſten von 40 Tagen ſchon genug zu erkennen gegeben hätte, daß Gott ihn beſonders erhielte, denn das will er damit ſagen, wenn er ſagt, ich kann leben ohne Eſſen, blos weil Gott will, daß ich leben ſoll. V. 6. Der Teufel fuhr fort, und wollte, daß Jeſus ſich vom Berg ſtürzen ſollte, um zu ſehen, ob er etwa auch fallen und den Hals brechen würde; Gott, ſagte der Teufel, hat verſprochen, daß er für die guten Menſchen ſorgen wollte, daß ſie ſich nichts zu Leid thun; er wollte damit ſagen, wenn du alſo

Gott

Gott biſt, ſo wirſt du von dem Fall kein Leid haben. Jeſus aber antwortete, du ſollſt Gott nicht verſuchen; das iſt, wenn man Gott recht liebt, ſo iſt man gewis, daß er einem überall helfen wird, ohne daß man nötig hat, ſich ohne Noth in Gefahr zu ſtürzen, um zu ſehn, ob er einen auch retten will.

Der Teufel ſahe endlich, daß Jeſus ihm ſeine Gewalt nicht wollte ſehn laſſen; vielleicht glaubte er auch, daß er nicht könnte. Er wollte alſo noch ſehen, ob Jeſus auch gut und weiſe wäre, ob er wüſte, was wahres Glück und wahres Gut iſt, und was der Teufel thun könne oder nicht.

Er ſagte ihm alſo, ſiehe! da ſiehſt du allerley koſtbare Städte, Dörfer, Gegenden, alle voll von unzählbaren Menſchen. Falle nieder und und bete mich an, ich will dir das alles geben. Aber Jeſus verachtete dieſe groben Kunſtgriffe: und trieb ihn von ſich, und lies ihn dadurch auf einmal ſeine göttliche Macht fühlen. Da kamen die guten Engel zu ihm, und blieben bey ihm.

V. 12. Johannes, von dem ich euch vorhin geſagt habe, wurde wegen ſeiner frommütigen Lehre vom wahren Guten, dem König verhaſt, der ihn auch umbringen lies. Das heiſt hier überantwortet: dahingegeben zum Tod und in die Gewalt des Königs.

V. 17. Thut Buſe, das iſt; erkennet, daß ihr nicht auf dem rechten Weg ſend, daß ihr gefehlt habt, deß ihr von Gott gewichen ſend. Das Himmelreich iſt nahe herbeykommen. Das iſt: Gott iſt euch nahe und will euch ſelbſt ſagen,

was ihr glauben, wie ihr leben, was ihr erwarten sollt. Unter dem Himmelreich könnt ihr euch anders nichts vorstellen, als das Reich, wo der Mensch Gott sehn, bey Gott leben, ihn innig lieben, seine Liebe ganz empfinden und von ihm lernen und erfahren soll, was wahrhaftig gut ist: die Zeit war da, als Jesus kam. Sie ist so weit izt noch da, weil wir Jesus Lehren noch wissen, sie wird ganz wieder kommen, wenn wir künftig nach dem Tod Gott wieder sehen und mit ihm leben.

V. 18. Die zwey Männer hat Jesus nachher mit andern ausgeschickt, seine Lehre und seine Geschichte überall bekannt zu machen. Die Leute, die Jesus so ausgeschickt hat, heisen Apostel.

V. 21. Das sind wieder zwey solche Gesandten, oder Apostel worden.

V. 23. Evangelium heist eine gute Botschaft; da nun Jesus überall die Menschen lehrte, was sie zuvor nicht gewis wusten, daß Gott sie liebte, ihnen helfe gut zu seyn, und sie ewig glücklich machen wolle, so heist seine Lehre und die Geschichte von seinem Leben eine gute Botschaft, oder ein Evangelium. Das Evangelium vom Reiche will aber eben das sagen, nemlich die gute Botschaft von der Versicherung, daß Gott die Menschen liebe, ihnen helfe, und künftig mit ihnen so leben werde, daß sie ihn sehen und immer von ihm allein abhängen sollen. Denn, wenn man einem unter euch izo sagte, dein Vater, der krank war, ist gesund, so ist das eine gute Botschaft; und könnt auch ein Evangelium heisen, deswegen wird hier bey-

beygeſezt, die gute Botſchaft vom Reiche, nemlich Gottes Reiche; weil nun aber das die beſte Botſchaft iſt, ſo verſteht man immer die darunter, wenn man vom Evangelium überhaupt ſpricht. Wann wir z. E. auf der Kanzel ſagen, wir predigen das Geſez und Evangelium, ſo wollen wir ſagen, wir lehren euch, was Gott befohlen hat, und wie unglücklich ſich die machen, die ihm nicht gehorchen; das iſt das Geſez; und dann lehren wir, was Gott in Jeſu uns verſprochen hat, daß uns Gott Kraft geben wird, dem Geſez zu gehorchen, und daß er uns die Strafe nicht anthun wird, wo wir nicht gehorchen, wenn wir ihn nur von ganzem Herzen lieben, und dem glauben, und auf das vertrauen, was er in Jeſu uns geſagt hat. Das iſt das Evangelium.

V. 25. Ihr könnt euch leicht dencken was es vor ein Aufſehn gemacht hat, da Jeſus, an dem die Leute mehr nicht ſahen, als an andern Menſchen, ſo viel Kranke und Leidende geſund machte, und zwar, wie ihr hernach hören werdet, blos mit Worten und auf ſeinen Befehl. Was von guten und klugen Menſchen damals da war und das ſahe, die glaubten, es müſte mehr als eine Menſchenſeele, es müſte Gott in Jeſu wohnen. Da ſie nun wuſten, daß ſie nicht Weisheit genug und Verſtand genug hatten, ſelbſt zu wiſſen was gut wär, ſo folgten ſie Jeſu nach und hörten von dem, weil ſie wegen ſeiner Thaten glaubten, daß Gott in ihm wohne, was er ihnen ſagen würde.

Er ſezte ſich nun nieder und lehrte, Kap. V. 3. Geiſtlich Arme, das iſt, die, die wiſſen, daß ſie göttliche

liche Dinge nicht begreifen können, sondern wünschen, von Gott selbst gelehrt zu werden.

V. 4. Die Leid tragen: das ist, nicht so wohl die, die auf der Welt Noth leiden; sondern die da fühlen, wie schwach sie sind, gut zu seyn, und Gott zu lieben, und die sich darüber betrüben. Gott wird sie stärken und trösten.

V. 5. Das Erdreich besitzen will so viel sagen; sie werden auf der Welt überall geliebt werden und alle Herzen gewinnen, und künftig in die bessere Welt kommen, die Gott den Guten verheisen hat.

V. 10. Das Himmelreich ist ihr, sie werden gewis nach dem Tod zu Gott kommen.

V. 11. 12. Christus sah wohl, daß die Menschen seine einfältige Lehre und seine Predigt vom wahren Guten hassen und seine Freunde verfolgen würden: die alten Juden hatten Menschen, die Gott ebenfals geschickt hatte, Weisheit und Gutes zu lehren, und die Strafen und Belehrungen Gottes voraus zu sagen, oft erschrecklich verfolgt, auch einige getödtet; dies, sagte Jesus, nun wird euch auch begegnen, und es geschah auch wirklich.

V. 13. Das Salz der Erden. Das ist ein Gleichnis. So wie das Salz die Speisen schmackhaft und gesund macht, so werdet ihr mit eurer Weisheit lehren, auch die Menschen gut, stark, weise machen; aber wann ihr durch Verfolgung euch abschrecken last, und die Menschen nicht lehrt, so seyd ihr wie taubes Salz, und ihr werdet so wie dies verworfen.

V. 17.

V. 17. Ihr habt gehört, daß Gott den Juden vordem allerley Geſeze gab. Die Geſeze betraffen nun nur meiſt das äuſerliche Leben, und die weltlichen Strafen. Z. E. es hies, wer den andern erſchlägt, ſoll des Todes ſterben, u. d. g. Nun ſagt Chriſtus, ich hebe die Geſeze nicht auf, aber ich erfülle ſie, das heiſt: ich thue noch hinzu, was dabey ſeyn muß, um euch nicht allein zu guten Bürgern, ſondern auch zu guten Menſchen zu machen. Alſo nicht allein verbiete ich den Todſchlag; ſondern auch den Haß des Bruders oder des Nebenmenſchen. Ihr wiſſet, daß die Schriftgelehrten, Pfarrer, (das waren die Leute, die die jüdiſche Religion öffentlich lehrten,) ihr wiſſet daß die blos auf das äuſerliche Gute ſahn: das, ſagt Jeſus, iſt nicht genug, ihr müſt ganz gut ſeyn. Dann ſeht, Kinder, Menſchen, eure Fürſten, eure Richter können nicht ins Herz ſehen, aber Gott kann es. Das Himmelreich, das Jeſus predigte, wo Gott herrſcht, erfordert alſo, daß auch das Herz rein ſeyn ſoll. Jeſus lehrte da nichts neues, aber, da die Menſchen vorhin nicht gewis waren, ob ſie je Gott ſehen und mit ihm leben würden, ſo bekümmerten ſie ſich mehr darum, den Menſchen zu gefallen als Gott. Chriſtus hat ihnen nun verſprochen, daß ſie künftig bey Gott leben ſollten; indem er ihnen das Himmelreich verſprochen. Da zeigt er ihnen nun, wie ſie beſchaffen ſeyn müſten, um das zu hoffen.

V. 29. 30. Das iſt, verſag dir lieber mehr, wann du fürchteſt, daß du unrecht thun wirſt. Z. E. Iß und trink viel ſchlechter wann du fürchteſt

durch

durch gutes Eſſen unmäßig zu werden; verſag dir lieber allen Umgang mit Weibern, wann du fürchteſt in Unzucht zu fallen.

V. 33. Das iſt von dem Eyd, den die Obrigkeit auflegt, nicht geſagt; dann der wird, wie ihr künftig hören ſollt, von Jeſu und ſeinen Geſandten gebilligt; ſondern von den Eyden und Betheurungen, die die Menſchen im gemeinen Leben thun.

V. 39. Das alte Geſez und die Rechte, die jeder Bürger hat, erlaubten ihm, nicht allein ſich gegen Unrecht zu ſchüzen, ſondern es auch zu rächen. Jeſus aber, der uns hier lehrt, daß Gott ganz gute Menſchen auch von Herzen gute verlangt, ſagt, man ſolle, wann man nur vor Unrecht geſchüzt iſt, genug haben, und keine Rache ſuchen. Man ſolle auch lieber ſelbſt Unrecht leiden, als ſich widerſezen. Und wirklich, wenn es blos um uns zu thun iſt, wenn wir nicht für Weiber und Kinder zu ſorgen haben, wenn das Unrecht, das man uns anthut, ſo gering iſt, wie das, was Jeſus ſagt, ſo iſts beſſer, wir tragen es in Geduld und ſchweigen.

V. 47. Zöllner waren die, die den öffentlichen Zoll gepachtet hatten, und die meiſt geizig und ungerecht waren, die Juden hielten ſie durchgehends für Sünder.

V. 48. Wir ſollen vollkommen ſeyn, wie Gott, das iſt der Zweck, worauf wir arbeiten ſollen. Jeſus wuſte wohl, daß wir das nicht können, aber wir ſollen darnach ſtreben; und die

ganze

ganze Lehre und Verheiſung Jeſu gehet dahin, daß Gott uns dazu helfen wird, wann wir nur darnach mit willigem Herzen mit unſern Kräften trachten, bis wir das erreicht haben, das wir ſo gut ſind wie Gott, können wir noch nicht viel auf uns halten.

Kap. 6. Alles Gute und aller Gottesdienſt muß aus Liebe zu Gott und zum Guten geſchehen, ſonſt wird der Menſch dadurch nicht beſſer, und nicht zu Gott kommen. Daß wir beſſer werden, wann wir Gutes thun, und daß wir zu Gott kommen, iſt der Lohn des Guten; thun wirs blos um der Leute willen; ſo wird der Lohn bey Gott nicht auf uns kommen, ſondern der, den wir ſuchen, Beyfall und Lob der Menſchen, und das iſt gar nichts, denn der Lohn dauret höchſtens ſo lang wir leben.

V. 9. Nun kommt das Gebet, das Jeſus, wie ich euch eben ſagte, uns gelehret und wovon er uns die Erhörung verſprochen hat.

V. 20. Die Schäze im Himmel bedeuten die Liebe Gottes.

V. 22. Jeſus ſagt damit, daß wir uns nicht blos äuſerlich gut ſtellen ſollen. Ein einfältig Aug iſt ein Aug, das ſagt, was im Herzen iſt.

V. 24. Mammon, darunter wird Geiz und Ungerechtigkeit verſtanden. Jeſus zielt damit wieder auf die falſche Frömmigkeit, wann das Aeuſſere, ſagt er, gut und göttlich ſcheint, das innere aber falſch und bös iſt, ſo iſt beydes falſch und bös. Ihr habt, fährt er fort, auch nicht nöthig,

nötig; nur halb gut zu seyn, nicht nötig, so viel auf die Leute und auf die weltliche Glückseligkeit zu sehen, wann ihr auf Gottes Liebe allein denkt, so werdet ihr auf der Welt nie Mangel leiden.

V. 33. Sucht, sagt Jesus, gut und Gott gefällig zu werden, so werdet ihr alles haben, und das ist gewis, denn unter die Werke des Guten und Gottgefälligen, gehört auch Arbeit und Sparsamkeit; arbeitet und sparet also, aber nicht um reich zu werden, weil ihr Gott und die Menschen liebt, und vertrauet dann Gott, er wird euch segnen, und alles andere wird euch zufallen.

Kap. 7. Immer warnet Jesus, um anderer willen fromm und gut zuseyn. Was gehts euch an, wann andere Menschen nicht gut sind? Seyd ihrs; ihr könnt ja doch der andern Thun nicht beurtheilen, weil ihr ihr Herz nicht sehn könnt. Das Richten über andere Menschen schließt das lehren, das Vorgehn mit gutem Beyspiel nicht aus.

Aber wie könnt ihr das, wenn ihr noch schlimmer seyd als sie? Gesezt, einer ist ein Trinker und doch dabey sonst ein Mann, der viel Gutes thut; ihr seyd ungerecht, zornig, unversöhnlich; was wollt ihr den Trinker richten, oder verdammen? Die kleinen Fehler nennt Christus Splitter im Aug, die grosen nennt er Balken. Wann ihr also andere lehren wollt; so macht erst, daß ihr selbst nicht noch schlimmer seyd.

V. 6. Dringt aber eure Lehre niemand auf. Es gibt Leute, die die Lehren des Guten so hassen und verachten, daß sie solche gar nicht hören wollen,

len, dieſem, ſagt Jeſus, ſoll man ſich nicht aufdringen; er nennt dieſe Leute Hunde und Säue. Nur durch Güte und gutes Beyſpiel ſind ſie zu gewinnen.

V. 7. Das iſt das troſtvolle Verſprechen, das wir Niemand als Gott glauben könnten. Aber hütet euch daß wenn ihr betet, ihr mit reinem Herzen betet, das iſt, blos weil ihr Gott liebet und vertraut und kein Glück ſucht als das, von ihm geliebt zu werden. Glaubt dabey ja nicht, daß Gott ſein Wort nicht halte, wann er auch eure Gebete um Dinge der Welt nicht erfüllet. Seht, ſo wie Jeſus ſagt, wer bittet ſeinen Vater um einen Fiſch, der ihm eine Schlange gebe; ſo will er auch ſagen, kein Vater gibt ſeinem Sohn eine Schlange, wann er darum bittet, weil er glaubt, es wäre ein Fiſch. Wir können die Dinge, die uns auf der Welt zukommen, nie ganz beurtheilen: geſezt alſo wir ſähen etwas für gut an und es iſt ſchlimm, ſo liebt uns Gott, wann ers uns verſagt. Eins iſt aber immer gut, nemlich, daß wir gut werden, und Gott immer lieben und ihm vertrauen; das können wir immer bitten, und gewis ſeyn, daß Gott uns erhört, alles andere wird nur erhört, wenns uns gut iſt.

V. 13. 14. Das will ſagen: ihr brauche euch wenig weh zu thun, wenig euch zu verſagen, wenn euch an Gott und ſeiner Liebe nichts gelegen iſt, und euch nichts daran liegt, ob ihr gut ſeyn wollt oder nicht? Aber ihr müſt euch viel verſagen, wenn euch daran liegt, von Herzen gut zu ſeyn.

V. 15. Unter Früchten werden hier Thaten verſtanden, das iſt, was ich euch oben beym 2ten Gebot ſagte: wenn einer ſagt, er lehre euch etwas Gutes, und er iſt ſelbſt nicht gut, ſo hütet euch vor ihm, und ſeht, ob andere, die wirklich gut ſind, das auch ſagen. Es wird euch leicht ſeyn das zu finden, denn ihr habt hier in der Bibel, was Gott in Jeſu gelehrt hat. Widerſpricht jemand, der nicht gut iſt, dem was Jeſus geſagt hat, ſo glaubts ihm nicht; widerſpricht ihm einer der nicht ſo weis und ſo gut iſt, wie Jeſus, ſo glaubts ihm wieder nicht; lehrt euch aber ein guter Mann etwas, das Jeſus nicht anders gelehrt hat, dem glaubt, der iſt ein wahrer Prophet. Das Gutesthun ſind alſo die Früchte, die Jeſus erfordert.

V. 21. Das iſt, was Jeſus oben ſchon ſagte, das duſerliche Beten und Frommſeyn thuts nicht; man muß herzlich Gott und den Menſchen lieben, nicht um Lob bey den Menſchen zu haben, ſonſt wird man nicht gut, nicht ruhig und glücklich. Es iſt das kein bloſes eigenſinniges Geſetz. Ihr ſeht, wie wunderlich die Menſchen oft vom Guten und Böſen urtheilen, wann man ſich nun nach ihrem Urtheil richtet, ſo bekommt man oft Schande für Lob, und iſt man einmal todt, ſo ſind ja doch die Menſchen alle weg, und wir leben dann mit Gott und den Engeln, die unſer Herz kennen und uns nachher lieben und loben, und mit denen wir viel länger leben müſſen, als mit den Menſchen. Das Herz, unſre Gedanken und Entſchlüſſe müſſen alſo gut ſeyn, wenn

wir

wir immer glücklich, immer gut und von Gott geliebt seyn wollen. Das will Jesus mit dem Baum auf dem Felsen sagen. Alles Lob und Gefallen der Menschen hört auf mit dem Tod, das Lob und Gefallen Gottes bleibt ewig.

Die ganze Rede Jesu geht blos darauf, daß wir ganz, nicht blos im Thun und Reden, sondern in allen unsern Gedanken, Absichten, und Wünschen sollen fromm und gut werden.

Kap. 8. Ein Aussäziger hatte eine Krankheit ungefähr wie die Krätze, aber viel schlimmer und fast unheilbar.

V. 9. Der Hauptmann will damit sagen, wie er seinem Knecht gebieten kann, so kann Jesus der Krankheit gebieten; Er erkannte Gott in Ihm.

V. 16. Das waren Leute, in denen der Teufel wohnte; und die er quälte. Wir wissen nicht, wie das zugieng, weil wir izt keine Exempel mehr von solchen Leuten haben. Alle die, welche sich für besessen ausgaben, sind als Betrüger erfunden, und viele von der Obrigkeit für ihre Betrügerey gestraft worden. Zu Jesus Zeiten gabs aber wirklich Besessene.

V. 20. Jesus nannte sich des Menschen Sohn, weil er einen Leib hatte wie ein Mensch, von Maria wie ein Mensch war gebohren worden, und wie ein Mensch litte. Jesus sagte dem Schriftgelehrten, daß er sehr arm sey, und keine bleibende Stäte hätte. Wir wissen nicht, ob er ihm gefolgt ist.

V. 21. Jünger, das sind, Schüler.

V. 26. Kleingläubige ſind Leute, die ſchwaches und weniges Vertrauen auf Gott ſezen.

Kap. 9. V. 6. Jeſus wuſte, daß die Krankheit des Gichtbrüchigen eine Strafe ſeiner Sünde war; Krankheiten ſinds auch oft. Da er nun oder Gott in ihm dieſem Menſchen ſeine Sünde vergab; ſo glaubten die Schriftgelehrten, das könne nur Gott. Jeſus zeigte ihnen aber dadurch, daß er den Gichtbrüchigen auch von der Strafe der Sünde befreye, daß es auch nur Gott durch ihn thue.

V. 9. Das iſt eben der Matthäus, der uns das alles beſchrieben hat.

V. 11. Die Phariſäer, die blos auf in die Augen fallende Werke des Geſezes ſahen, aßen nicht mit ſolchen, die öffentlich für Sünder gehalten wurden; Jeſus aber wollte ſie hier lehren, daß man die Sünder lieber beſſern, als vermeiden und verdammen müſte.

V. 14. 17. Hiemit will Jeſus ſagen, daß die alten Gebräuche der öffentlichen Religion die blos den äuſerlichen Gottesdienſt ausmachten, Faſten, Opfern u. d. g. nicht zu ſeiner Lehre der Herzensfrömmigkeit ſich ſchickten. Die Phariſäer meinten ohne traurig zu ſeyn, faſteten ohne ſich zu beſſern, beydes nur um für fromm gehalten zu werden. Da ſagte Jeſus: Trauren und Faſten haben meine Jünger nicht nötig, ſo lange ich ihr Freund bey ihnen bin; wenn ich weg bin, werden ſie traurig genug werden und die leibliche Verleugnung nöthig haben, um beſſer zu werden.

V. 34. Die Pharisäer dachten dabey nicht, daß das Leben und die Lehre Jesu nimmermehr mit dem Willen der Teufel oder der bösen Engel bestehen könnte. Sie fühlten seine göttliche Güte nicht; sonst hätten sie nicht so urtheilen können.

V. 36. Das war der Hauptzweck, warum Gott in menschlicher Gestalt erschien und den Menschen in Jesu sichtbar wurde, um sie aus dem Irrthum, worinn sie waren, und aus der Unwissenheit zu reissen, in der sie nicht mehr wusten, was sie thun und wie sie gehn und was sie glauben sollten.

V. 37. Er stellt das menschliche Geschlecht unter einer Erndte vor, die Arbeiter sollen die seyn die seine Lehre ausbreiten, und seinen Willen thun.

Kap. 10. Wie Jesus und Gott in ihm, mehr als menschliche Thaten verrichtete zum Beweis, daß seine Lehre von Gott und sein Versprechen ein göttliches Versprechen war, so gab er zwölfen seiner Schüler auch die Gewalt. Die Jünger die er aussandte, sind die Apostel, wovon ich euch eben gesagt habe. Der erste, Petrus hat einen Brief hinterlassen; worinn er Jesu Lehre erklärte und ausbreitete; und dies haben auch Jakobus und Johannes gethan.

V. 5. Jesus wollte erst die Juden in der wahren Lehre des Guten unterrichten, nachher wurden die Heyden auch unterrichtet.

V. 13. Euer Friede, das ist, Gott wirds segnen und euren Gruß erfüllen.

V. 15. Sodom und Gomorra waren zwo alte Städte, die Gott wegen ihrer Sünde mit Feuer verbrannte; die, sagt Jesus, werden künftig weniger gestraft werden, weil sie solche Thaten und Lehrer nicht sahen. Das jüngste Gericht. Seht Kinder Gott hat in Jesu uns verkündiget, daß die Welt untergehn und die Menschen nach ihrem Tod wieder auferstehn sollen, und daß dann Gott in dem Leib Christi wieder kommen, und die Guten die ihn geliebt und recht gethan haben, zu sich nehmen, und mit ihnen leben werde; die Bösen würde er dann aber von sich treiben und nicht mit ihnen leben. Diejenigen, sagt also Jesus, die das Gute wohl kannten, wie Sodom und Gomorra, aber nicht thaten, werden alsdann zwar unglücklich und von mir ausgeschlossen seyn, aber sie werden lang nicht so unglücklich seyn als die, die das Gute nicht allein nach ihrem Verstand kannten, sondern denen es Gott so gar selbst in menschlicher Gestalt hat predigen und anzeigen lassen.

V. 17. Das ist alles geschehen.

V. 20. Eures Vaters, das ist, Gottes Geist oder Gott selbst.

V. 22. Von jedermann; das ist nun überhaupt zu verstehen, wie wir z. E. auch sagen jedermann weis es, was doch nur die meisten wissen.

V. 23. Nicht ausrichten, bedeutet: ihr werdet nicht in die Städte herum kommen, bis ich, nemlich Jesus, selbst komme. Das ist vermuthlich von seinem Leiden und Tod zu verstehen, und

will

will ſo viel ſagen: dann erſt wird ganz Iſrael von mir Nachricht haben, und meine Lehre und meinen Tod erfahren.

V. 25. Durch den Hausvater verſtehet ſich Jeſus ſelbſt, und zielt hiemit darauf, daß die Juden ſagten, er treibe die Teufel aus durch Teufel; denn Beelzebub war der hebräiſche Name eines ſolchen böſen Engels, und die hebräiſche Sprache war die, welche die Juden damals redeten.

V. 32. 33. Jeſus nennt Gott, ob er gleich ſelbſt in ihm wohnte, ſeinen himmliſchen Vater, weil er ſeinen Leib nicht von Menſchen hatte, ſondern Gott ihn beſonders in Maria geſchaffen hatte.

V. 34. Friede zu ſenden: heiſſet, Jeſus iſt nicht gekommen die Menſchen zu zwingen alle einerley Meynung zu ſeyn; ſondern da er gekommen iſt die Guten zu lehren, gut zu ſeyn, ſo wird dadurch bey den Böſen Haß und Verfolgung entſtehen.

Geſchieht aber das, ſagt er,

V. 37. So müſten die Guten ſich die Verfolgungen und das Leiden gefallen laſſen, und nicht um der Menſchen willen das Gute verlaſſen, ſondern es mehr lieben als Vater und Bruder.

Kap. 11. V. 3. Biſt du der da kommen ſoll? Ich hab euch vorhin geſagt, daß die Juden einen Geſandten Gottes erwarteten, der ſie lehren, und wieder zum Volke Gottes machen ſollte. Nun fragt Johannes: ob Jeſus dieſer Geſandte Gottes wär? und Jeſus weiſt ihn auf ſeine Thaten, die genug zeigen, daß Gott in ihm ſey.

V. 6. Aergern, das iſt, mich als einen Betrüger haſſen, weil ich ſage, daß Gott in mir iſt und doch ſo gering ſcheine.

V. 12 Von dem Tage Johannes. Johannes war der erſte unter den Juden, der blos den innern Gottesdienſt predigte, und wurde gehaſt. Ich ſage, den innern Gottesdienſt, das iſt die herzliche Liebe Gottes und der Menſchen, das nannte Jeſus das Himmelreich; Johannes wurde nun nur deswillen verfolgt.

V. 14. Elias: ein alter Prophet, hatte unter den Iſraeliten geweiſſagt, Elias, der auch ein alter und groſer Prophet unter den Juden war, werde wieder kommen, ehe der Geſandte Gottes käme, der ſie den wahren Gottesdienſt lehren ſollte. Jeſus ſagt nun, das wär Johannes.

V. 15. Chorazin und Bethſaida, waren jüdiſche Städte, Tyrus und Sidon waren nahe Heydniſche Städte.

Kap. 12. Da ſeht ihr wieder, wie Jeſus immer nur auf das Gute des Herzens, und die Phariſäer dagegen immer auf den äuſerlichen Gottesdienſt drangen.

V. 20. Das iſt, er wird den Schwachen und Elenden nicht verwerfen, er wird ſelbſt den, der Unrecht gethan hat und es bereut, nicht von ſich ſtoſen.

V. 23. Die Juden ſahen an Jeſu nur den Menſchen; Gott, der ſelbſt in dem Leib Jeſu wohnte und wirkte, ſahen ſie nicht: ſie wunderten ſich alſo, wie Davids, eines Menſchen Sohn ſolche Thaten thun könnte.

V. 30.

V. 30. Da Jeſus immer Gott und Liebe und reinen Gottesdienſt des Herzens lehrte, dieſe auch ganz allein ſelig und ewig glücklich machen können; ſo hat er allerdings Recht zu ſagen, wer nicht mit mir iſt, das iſt, wer eine andere Glückſeligkeit ſucht, iſt wider mich, und wird den Zweck der Seligkeit und Liebe zu Gott nicht erreichen.

V. 31. Die Erſcheinung Jeſu das iſt, des Menſchen Sohn, wie Jeſus ſich oft nennt, muſte natürlich vielen, bis ſie ſeine Geſchichte gehört hatten, unglaublich vorkommen; das iſt alſo gerade kein böſer Menſch, wer daran zweifelt, weil er ſie nicht recht erfahren oder wer ſie gar nicht gehört hat; wer aber die Kraft Gottes, ſeine Schwäche zu ſtärken, und ihn beſſer zu machen, verwirft, (denn die Kraft Gottes nennt Jeſus den H. Geiſt,) der iſt ganz verdorben, und der kann nicht beſſer werden; folglich können einem ſolchen Menſchen auch ſeine Sünden nicht verziehen werden, denn er fährt immer fort Böſes zu thun, und hat daran ſo viel Gefallen, daß er auch nicht einmal will, daß Gott ihm helfe.

V. 36. Ein unnüzes Wort, iſt ein Wort, das ein böſes Herz verräth. Vom jüngſten Gericht hab ich euch ſchon geſagt und werd euch noch mehr ſagen.

V. 40. Die Phariſäer haſten Jeſum. Sie hatten Zeichen genug geſehen, daß Gott in ihm wohne; nun, ſagt Jeſus, ſollt ihr nur noch ein Zeichen ſehen, nemlich wenn ich todt bin, werd ich drey Tage in der Erde im Grab ſeyn: am dritten

aber werde ich wieder lebendig ſeyn. Er gibt die Geſchichte des Propheten Jonas zum Exempel an. Dieſer Jonas war von Gott geſchickt worden einer böſen Stadt zu predigen, und ſie zum Guten zu ermahnen; Er fürchtete ſich aber vor den Leuten in der Stadt, und wollte über das Meer fliehen. Da entſtand ein Sturm, und die Schiffleute glaubten, es müſte ein böſer Menſch in dem Schiff ſeyn, um deß willen ſie geſtraft würden. Das Loos fiel auf Jonas, ſie warfen ihn alſo ins Meer. Gott wollte ihn aber nicht umkommen laſſen, ſondern ſchickte einen Wallfiſch, der verſchlang ihn, und ſezte ihn nach drey Tagen wieder unverſehrt ans Land. Da er wieder ans Land kam, erkannte er die Macht Gottes und ging und predigte der Stadt; und die Stadt bekehrte ſich und beſſerte ſich.

V. 41. Die Stadt, wo Jonas das gethan, hies Ninive, und lag auch dort wo die Sonne aufgeht.

V. 42. Die Königin von Mittag war eine groſe kluge Frau. Salomo war aber ein kluger König der Juden. Die Königin kam zu Salomo, um ſeine Weisheit zu hören. Da ſagt dann Jeſus, ſie und die Leute von Ninive lernten gerne Weisheit und Gutes, und hörten die Weiſen und die Klugen; ihr habt hier an mir einen Menſchen in dem Gott wohnt, der euch ſelbſt Weisheit lehren will, ihr wollt ſie aber nicht hören, wie viel ſchlechter und böſer ſeyd ihr alſo, als jene.

V. 45. Das iſt, wenn ihr auch einmal euch vorgeſezt habt beſſer zu ſeyn, und ihr geht wieder davon

davon ab, und fallt in eure Laſter zurück, ſo wirds noch ärger als vorher.

Kap. 13. v. 11. Um die Geheimniſſe des Himmelreichs, das iſt, den Willen Gottes zu verſtehen, braucht man nur zu wollen. Seine Lehre, Gott und die Menſchen zu lieben, und aus Liebe zu Gott und den Menſchen gut, nicht blos um des Scheins, ſondern von Herzen gut zu ſeyn, dieſe Lehre iſt nicht ſchwer. Wer aber nicht will, wer Ruhm bey den Menſchen ſucht, der verſteht die Geheimniſſe nicht, d. i. er fühlt nicht, was das für eine Seligkeit iſt, von Herzen Gott und Menſchen zu lieben und gut zu ſeyn, er fühlt ſich nur dann glücklich, wann die Leute ihn für gut halten, oder wann er Böſes thun kann. Von der Art waren die Zuhörer Jeſu; darum ſagte er, denen iſt nicht gegeben, mich zu verſtehen; aber zu ſeinen Schülern ſagt er, ihr wollt gern herzlich fromm und gut ſeyn, darum verſteht ihr mich.

V. 12. Wer da hat: das iſt, wer den Willen hat gut zu ſeyn, dem wird die Kraft gegeben, es zu werden; wer den Willen nicht hat, der wird auch den Verſtand verlieren, den er hat.

V. 17. Bedeutet, wie Gott ſelbſt die Menſchen lehre, wie damal geſchahe in Jeſu.

V. 18. Unter den Argen wird der Teufel oder die böſen Engel verſtanden, die in dem herrſchen, der das Gute nicht will.

V. 31. Das iſt: die Lehre zu Gott zu kommen, und von ihm geliebt zu werden, iſt klein und leicht; aber wo ſie in ein gutes Herz kommt, macht

macht ſie den Menſchen gros und zum Freunde Gottes.

V. 33. Das iſt: die Lehre von Gott und der Liebe die Jeſus predigt, wird den ganzen Menſchen zu einem andern Mann machen.

V. 52. Das iſt: wer Jeſus Lehre verſteht, wird nicht allein neue Tugenden erwerben, ſondern er wird auch noch die alten vergröſern und erſt zu rechten Tugenden machen.

Kap. 15. v. 5. Da ſeht ihr wieder, wie die Phariſäer alles blos auf das Aeuſere zogen; ob Vater und Mutter Hungers ſtarben, war ihnen einerley; wenn nur geopfert wurde. Chriſtus aber lehrt, daß die Liebe Gottes und der Menſchen beſſer iſt, als der äuſere Schein des Gottesdienſts.

V. 11. Das iſt: das böſe Herz, das ſich in Worten oder Thaten äuſert, macht den Menſchen bös, nicht die Auswahl der Speiſen, worauf die Phariſäer weit mehr hielten. Sie konnten leiden, daß einer Vater und Mutter haſte, wann er nur kein Schweinfleiſch aß.

V. 13. Das iſt: alles was nicht mit der Liebe Gottes und ſeinem Gebot übereinſtimmt, wird zu nicht.

V. 14. Jeſus wollte verſuchen, ob das Weib auch Vertrauen und Liebe zu ihm hätte, und zugleich die Leute die um ihn waren belehren, daß Gott die Juden blos in Anſehung ihrer weltlichen Einrichtungen vor andern Völkern beſonders ausgeſehen hätte; aber was das Himmelreich beträfe, was die Seligkeit nach dem Tod, die Glückſelig-

ſeligkeit eines jeden in dieſem Leben beträfe, wär vor Gott alles gleich was ihn liebe.

Kap. 16. v. 1-4. Jeſus will damit ſagen: in weltlichen Dingen habt ihr Verſtand genug, aus Zeichen zu urtheilen auf das, was geſchehen wird; warum habt ihrs nicht auch bey mir? Ihr habt erfahren, daß es am Morgen ſchön Wetter zu werden pflegt, wann am Abend vorher die Sonne ſchön untergegangen iſt; und ſchlieſt daraus vom Abend auf den Morgen, hier erfahrt ihr, daß ich Thaten thue, die kein Menſch thun kann, warum ſchlieſt ihr nicht, daß ich mehr als ein Menſch ſeyn muß, ſondern verlangt noch immer mehr Zeichen?

V. 17. Fleiſch: das iſt, du weiſt dieß nicht aus deinem Verſtand, ſondern weil du gut biſt und Gott liebſt, ſo haſt du aus meinen Thaten und Lehren die Stimme Gottes vernommen.

V. 18. Petrus heiſt in unſrer Sprache ein Fels.

V. 19. Hier gab Jeſus dem Petrus die Gewalt zu verkündigen; wer Gott gefallen und wer ihm nicht gefallen könne. Nicht daß Petrus könnte ins Himmelreich laſſen oder ausſchlieſen wen er wollte, ſondern, daß er die Herzen und Thaten ſollte prüfen, und die Menſchen anzeigen können, wer gut und Gott gefällig und wer es nicht iſt.

V. 20. Erſt nach ſeinem Tod wollte Jeſus dieſes verkündigen laſſen; ſo lang er lebte ſollten nur ſeine Thaten lehren.

Kap. 17. v. 27. Stater, das war eine Münze.

Kap. 18, v. 1-6. Da zeigt wieder Jeſus, daß blos die Reinigkeit des Herzens und die unverfälſchte Liebe ſelig mache. Kinder wiſſen noch wenig oder nichts von dem Guten und der Liebe, die nur zum Schein geſchieht; darum will Jeſus, wir ſollen ſo ſeyn, wie die Kinder.

V. 6. Aergernis iſt überhaupt Verdruß, das wiſſet ihr. Man nennt das aber auch Aergernis, wann einer ſchlimmer oder ärger wird als er war. Wenn alſo Jeſus ſagt: Wehe dem, durch den Aergernis kommt, ſo ſagt er; wehe dem, der böſes Beyſpiel giebt, wodurch andere ärger werden. Nun kanns freylich oft kommen, daß andere auch durch das Gute ärger werden; das iſt, was Jeſus erſt ſagt, ihr werdet euch an mir ärgern, wenn ihr nemlich ſehen werdet, daß ich, den ihr nun für allmächtig glaubt, ſterbe und leide, ſo werdet ihr mich weniger lieben und ärger werden, weil ihr glauben werdet, ich könnte mir nicht helfen, wüſtet ihr aber, daß Gott das beſchloſſen hat, und daß mir wegen dieſes ſeines Rathſchluſſes, den ihr nicht verſtehen könnt, nicht geholfen wird, ſo würdet ihr nicht ärger, ſondern beſſer werden.

V. 7. Es muß Aergernis kommen; denn da ſo viele böſe Menſchen ſind, ſo müſſen ſo viel böſe Beyſpiele kommen.

V. 10. Ihre Engel. Glaubt mir, Kinder, ihr und wir alle haben Engel, haben gute Geiſter, ſo von Gott geſchickt ſind, um uns, die

uns beſchützen und bewahren, die unſre Freunde ſind, und uns helfen Gutes zu thun. Wenn wir aber Gott und die Menſchen nicht lieben, und das Gute nicht wollen, ſo gehen die Engel von uns, und dann kommen oft Teufel zu uns, die uns noch ſchlimmer und oft im Leben und immer nach dem Tod elend machen. Macht ja nicht, daß die guten Engel von euch gehen!

V. 15. Strafe ihn, das iſt, halte ihm ſein Unrecht vor.

V. 17. Das iſt, wie damals die Heiden und Zöllner gehalten werden, meide ihn.

Kap. 19. v. 21-22. Der Jüngling liebte Gott nicht, wollte nicht von Herzen gut ſeyn. Er hatte die Geſeze alle beobachtet, aber ſein Herz liebte Gott und die Menſchen doch weniger als ſeine Güter. Jeſus wies ihm alſo, wie wenig er Urſache habe, ſich ſeines Gehorſams gegen die Geſeze zu rühmen.

V. 26. Das iſt: die Menſchen können ſich nicht ſelbſt tugendhaft und ganz vollkommen machen; wenn ſie es aber von Herzen ſeyn wollen, ſo kann Gott ſie dazu machen.

V. 28. In der Wiedergeburt, wann ihr todt ſeyd, und wieder aufſteht nach dem Tode.

V. 29. Um meines Namens willen. Ihr ſeht alſo, daß Jeſus nicht will, daß wir die weltlichen Güter verachten oder wegwerfen ſollen. Wir ſollen ſie nur ſo lieben, daß, wenn Gott es will, uns der Verluſt nicht von der Liebe Gottes reiſt.

Kap. 20. v. 1-15. Jeſus ſagt damit, daß es nicht darauf ankommt, ob jemand viel Gutes thut oder gethan hat; ſondern ob er von ganzem Herzen viel Gutes will.

V. 16. Viele ſind berufen; alle Menſchen ſind berufen, ſelig und gut zu werden, jeder nach ſeiner Kraft; aber nur wenige werden wirklich gut, und auserwählt bey Gott zu leben.

V. 22. Unter dem Kelch und der Taufe verſteht Jeſus ſein Leiden.

V. 23. Jeſus ſagt damit: mir ſteht es nicht zu, euch in dem Himmelreich erhabener und gröſſer zu machen. Gott hat das denen beſtimmt, die die Beſten ſind. Seht, Kinder! weltliche Könige können nach ihrem Willen, wen ſie wollen, erheben und gros machen, der weiſeſte Gott handelt aber nicht nach einer blinden Wahl: ſondern nach dem Werth der Menſchen; die Bitte der Kinder Zebedäi war alſo ſehr unvernünftig. Wollten ſie ſeliger werden als andere, ſo durften ſie nur ſuchen beſſer zu werden; ſie glaubten aber damals noch, Jeſus und das Himmelreich wäre wie die Könige und die Reiche der Welt. Das iſt nicht ſo; ſondern der Beſte, Redlichſte, Treuſte in dieſer Welt iſt dort der liebſte und Glücklichſte; von Gröſe iſt da die Rede gar nicht.

Kap. 21. V. 28-31. Jeſus lehrt damit wieder, daß die Worte nicht ſelig machen, ſondern die Thaten.

V. 33-41. Dies iſt die Geſchichte der Propheten, und Jeſu; die Juden haben erſt die Pro-

rheten ermordet, nun kam Jeſus, und Gott ſelbſt wohnte in ihm; aber auch Jeſus wurde von ihnen getödtet.

V. 42. Weil Gott die Heiden und alle Völker, die nicht Juden waren, nicht ſo beſonders in ihren weltlichen Dingen in ſeinen Schuz genommen hatte, ſo glaubten die Juden, er habe die Heiden ganz verworfen. Nun ſagt Jeſus: die verachtete Heiden würden ſeine Lehre annehmen und ſein Volk werden, wie ein Stein, den die Bauleute verworfen hatten und der nun zum Grundſtein gemacht worden.

Kap. 22. V. 1-14. Eben das wird durch eine andere Geſchichte auch vorgeſtellt, nemlich wie die Juden zur Hochzeit berufen worden, da ſie aber nicht kommen wollten, nun ſie verworfen, und die ſonſt verachteten Heiden erwählt und berufen wurden.

V. 15-17. Die Feinde Jeſu glaubten, wenn er ſagen würde: ja es iſt recht, daß wir dem Kaiſer Schazung geben, ſo würde das Volk bös werden, weil ſie die Schazung nicht gern gaben, und würde er nein ſagen, ſo würde der Kaiſer ihn verfolgen und tödten. Jeſus aber antwortete: habt ihr die Münze des Kaiſers angenommen, ſo müſt ihr auch euch ſeine Schazung gefallen laſſen.

V. 23. Auferſtehung bedeutet, daß wir nach dem Tod wieder leben ſollen.

V. 42-45. Jeſus will damit ſagen, ob gleich eine Tochter Davids Jeſum gebähren ſollte,

ſo muß er doch mehr als Menſch ſeyn, es muß Gott in dieſem Jeſu wohnen, weil David ihn ſeinen Herrn nennt.

Kap. 23. V. 2. folgen. Hier ſtraft Jeſus wieder den äuſerlichen Gottesdienſt, der ohne Liebe und wahre Güte iſt.

V. 5. Denkzettel, das waren gewiſſe Kennzeichen von Tuch, die die Juden an ſich trugen, um ſich dabey immer an ihre Pflichten zu erinnern.

Kap. 24. V. 5. Das heiſt, es werden viele eine falſche Lehre für die meine ausgeben; und das iſt wirklich geſchehen; darum, lieben Kinder, laſt blos das Wort Jeſu eure Lehre ſeyn; und iſt etwas darinnen, das ihr nicht faſt, ſo kommt zu uns; wir geben's, wie wirs verſtehen; verſteht ihr uns nicht, ſo bittet Gott, daß er euch ſelbſt unterweiſe, er wirds thun. Nur das, Kinder, ſag ich euch: glaubt Niemanden, als wer euch zeigt, was Jeſus geſagt hat; und wo ihr zweifelt, da fragt lang und viel, und betet lang und viel. Vor allen Dingen aber liebt Gott und die Menſchen einfältig und von Herzen; dann werdet ihr gewiß nicht verführt werden. Ich ſag euch das, weil viele herum gehen, wie Jeſus oben von den Phariſäern ſagte, und Land und Meer umreiſen, um Menſchen zu ihrer Lehre zu bringen, und ſie nachher ärger zu machen als ſie ſelbſt. Deswegen glaubt nicht leicht, und glaubt nichts, was machen kann, daß ihr Gott und Menſchen weniger liebt.

V. 15. Das iſt von der Zerſtörung der Stadt Jeruſalem zu verſtehen, wo die Juden vornehmlich wohn-

wohnten, und die iſt wirklich erfolgt. Die Stadt wurde ganz zernichtet, und die Juden in alle Welt zerſtreut. Die Juden, die nun wirklich unter uns leben, ſind Kinder der alten verſtreuten Juden.

V. 24. Die Zeichen und Wunder ſind wirklich von einigen falſchen Lehrern durch Betrug geſchehen: Die Auserwählten, oder die, welche Gott und die Menſchen von ganzem Herzen liebten, konnten aber nicht verführt werden, dann da ſie bald merkten, daß die Leute weder Gott noch Menſchen liebten, ſondern ſtolz, grauſam und geizig waren, ſo erkannten ſie, daß alle die Wunder falſch ſeyn müſten, ob ſie gleich nicht wuſten, wie ſie waren gemacht worden.

V. 29. Das iſt eine Weiſagung vom Untergang dieſer Welt.

V. 34. Dies Geſchlechte, nemlich der Juden. Mir ſind ſie deswegen immer ehrwürdig, weil ſie uns zum Zeichen der Wahrheit der älteſten Geſchichte, bis ans Ende der Welt vor Augen ſtehn.

V. 27. Zur Zeit Noah. Da hatte nemlich Gott die Welt mit Waſſer überſchwemmt, und Noah allein errettet. Die Ueberſchwemmung kam aber unverſehens, und ſo, ſagt Jeſus, werde auch die Zerſtörung der Welt kommen.

V. 40. Das iſt, der Fromme und wahrhaftig Gute, der hier mit dem Uebeln und Böſen vermiſcht war, wird dann getrennt und zu Gott geſammelt werden, wenn der andre ferner unter lauter böſen Geiſtern leben muß.

V. 41. Kap. 25. V. 13. Jeſus ſagt hiedurch, daß es Gott nicht mit einer guten Handlung genug wäre, ſondern daß das ganze Herz gut ſeyn müſte, damit, wann der Tag des Gerichts kommt, der Menſch immer, es ſey was für eine Zeit es wolle, gut und rechtſchaffen erfunden werde. Denn Gott will uns nicht zum Schein, ſondern er will uns ganz gut haben. Das Scheingute macht auch weder ruhig noch glücklich. Die thörigen Jungfrauen gingen auch dem Bräutigam entgegen, aber ſie hatten keinen Vorrath, keine Quelle vom Guten in ſich.

V. 15 - 30. Damit lehrt Jeſus, daß die Rechtſchaffenheit und Tugend thätig ſeyn muß; daß es nicht genug iſt, Gutes zu wollen, ſondern daß mans auch thun müſſe.

V. 31-46. Nun erzählt Jeſus, wie es bey dem jüngſten oder lezten Gericht hergehen werde. Wann nemlich dieſe ganze Erde und alles, was drinnen iſt, untergehen und alle Menſchen geſtorben ſeyn werden, dann wird Gott alle Menſchen von Anfang an wieder aufwecken; und ihre Thaten richten. Ihr habt gehört, daß alle menſchliche Tugend von Jeſu in die Liebe Gottes und der Menſchen geſezt wird; ſeht hier, wie Jeſus verſpricht, daß auch blos darnach geurtheilt werden ſoll, daß der, der ſeinen Nächſten liebt und ihm wohlthut, bey Gott ewig leben, der aber, der das nicht thut, ewig von ihm ausgeſchloſſen werde, und unter lauter böſen Engeln leben ſoll, die nichts können und thun, als einander quälen.

Kap.

Kap. 26. V. 2. Oſtern war ein Feſt, das Gott den Juden vorgeſchrieben hatte, um ſich des Ausgangs aus Egypten zu erinnern. An dem Feſt muſten ſie ein Lamm ſchlachten und eſſen: die Juden feyerns noch izt.

V. 15. Verrathen; das heiſt auch angeben, wo man ihn finden ſoll. Ihr habt bisher gehört, daß Jeſus den vornehmſten und ſtolzeſten unter den Juden immer dreiſte die Wahrheit ins Geſicht ſagte. Sie haſten ihn deswegen, und ſuchten ihn umzubringen.

Silberling war eine alte Münze, etwa einen halben Thaler werth.

V. 24. Es war von Jeſu geweiſagt worden, daß er würde am Kreuz getödtet werden.

V. 26. Das iſt nun die Geſchichte, wie das Nachtmahl eingeſezt wurde. Das iſt mein Leib. V. 28. Das iſt mein Blut. — Ihr könnt euch leicht vorſtellen, daß Chriſtus, der noch ganz geſund und nicht zerfleiſcht bey den Jüngern geſeſſen hat, ihnen weder ſeinen Leib zu eſſen, noch ſein Blut zu trinken gegeben hat. Wir wiſſen alſo alle nicht, was Jeſus damit ſagen wollen; aber wann wir das Brod und den Wein eſſen und trinken, den wir im Nachtmahl empfahen, und unſer Herz iſt gut und voll Liebe zu Gott und Menſchen, ſo fühlen wir eine neue Kraft, Gutes zu thun, und Gott immer mehr, die Menſchen immer eifriger zu lieben; und darum glauben wir, daß Gott in das Brodt und den Wein eine beſondere Kraft gelegt hat, wie etwa das Wort Je-

ſus haben würde, wann er uns im Leib erſchiene und Gott durch ihn mit uns ſpräche.

Ein anderer Evangeliſt erzählt uns, daß Jeſus befohlen habe, das Brod und den Wein öfter auf die Art zu ſeinem Gedächtniß zu genieſſen: wir thuns deswegen in den Kirchen, und jeder guter Menſch fühlt die Kraft Gottes darinnen. Auch ihr werdet ſie fühlen, und dann werdet ihr verſtehen, was das ſagen will, das Brod iſt Jeſu Leib, und der Kelch ſein Blut.

V. 28. Welches vergoſſen wird für viele zur Vergebung der Sünden. Alles was wir Böſes thun, uns und andere unglücklich zu machen, und aller Kaltſinn in der Liebe Gottes, heißt Sünde. Nun habt ihr gehört, daß Jeſus ſagt, daß Gott den, der ihn nicht liebt, und den, der Böſes thut, nicht liebt; wann alſo einer ſchon nachher wieder Gutes thäte, ſchon nachher anfing Gott zu lieben, ſo wüßten wir arme Menſchen doch nicht, ob Gott uns wieder lieben würde; denn wir kennen Gott zu wenig. Jeſus verſichert uns aber, daß ſein Tod, daß das Blut, das er vergoſſen hat, genug wäre, daß Gott uns wieder liebe, wann wir ſchon einmal Böſes gethan und ihn nicht geliebt hätten, nachher aber wieder Gutes thäten und ihn liebten. Das nehmen wir alſo von ihm an, das glauben und hoffen wir gewiß, ohne uns zu bekümmern, wie das zugehe, oder warum Jeſus deswegen erſt leiden und ſterben muſte. Ich hab euch ſchon geſagt, das zu verſtehen, kennen wir die Wege Gottes zu wenig. Gott weis das

allein,

allein, genug daß er in Jeſu uns das verſichert hat.

V. 34. Verleugnen heißt, ſich ſtellen, als ob man den nicht kennt, den man doch kennt.

V. 37 = 44. Erinnert euch, was ich ſagte, daß Gott in Jeſu nur wirkte, Jeſus aber wie ein Menſch fühlte und litte, und ſeht nun, wie Jeſus ſelbſt Gott bat, in ihm zu wirken, daß ſein Leiden vorüberging.

V. 9. Das wurde lange vorher, ehe Jeſus geboren war, prophezeiht, und traf, wie ihr hört, ganz genau ein.

Kap. 28. v. 19. 20. Das iſt nun der lezte Befehl Jeſu, wodurch er die Taufe gebietet und ſeiner Lehre zu gehorchen befiehlt.

Die übrigen Evangeliſten erzählen, wie er hierauf zum Himmel aufgehaben worden iſt; woher er künftig wieder zu kommen verſprochen hat.

* * *

Nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, wie Matthäus das Leben Jeſu erzählt; in der ganzen Lehre und ganzen Geſchichte Jeſu findet ihr beſtätigt, was man euch gelehrt hat zu thun, um in dem Leben unter andern Menſchen glücklich zu ſeyn.

Es iſt euch geſagt worden, daß ihr, um glücklich zu ſeyn, den Obern gehorſam ſeyn müſt; Jeſus ſagt das auch: Kap. 22. v. 21. gebt dem

Kaiſer, was des Kaiſers iſt, das iſt: thut der weltlichen Obrigkeit, was ihr ſchuldig ſeyd.

Der Todſchlag iſt euch als ein Laſter vorgeſtellt worden, das euch unglücklich macht, und ſo auch der Diebſtahl, die Lügen und die Falſchheit. Jeſus ſagt im 11 Kap. v. 19. daß Mord, Dieberey, falſche Zeugniſſe den Menſchen verunreinigen, das iſt: unglücklich machen.

Es iſt euch geſagt worden, daß ihr, um glücklich unter den Menſchen zu leben, eure Nebenmenſchen lieben, nicht neidig ſeyn, nicht verleumden, nicht unfreundlich ſeyn, nicht zornig, ſondern verſöhnlich, dankbar, gerecht ſeyn müſt.

Hört, wie Jeſus ſagt: Kap. 6. v. 5 ꝛc. Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden das Erdreich beſitzen; ſelig ſind, die hungrig und durſtig ſind nach Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden: ſelig ſind die Barmherzigen, denn ſie ſollen Barmherzigkeit erlangen; ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heiſſen.

V. 24. Laß deine Gabe am Altar und verſöhne dich mit deinem Bruder.

V. 44. Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, die euch beleidigen.

Kap. 6. v. 22. Euer Aug ſoll einfältig, das iſt, redlich ſeyn.

Kap. 7. v. 1. Ihr ſollt nicht richten.

V. 12. Ihr ſollt andern thun, was ihr wollt, daß ſie euch thun ſollen.

Kap. 18.

Kap. 18. v. 22. Nicht ſieben mal, ſondern ſiebenzig ſieben mal müſt ihr eurem Bruder vergeben.

Kap. 22. Das zweyte vornehmſte Gebot iſt: du ſollt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.

Kap. 25. v. 40. Warlich ich ſage euch, was ihr gethan habt einem der geringſten meiner Brüder, habt ihr Gott gethan. Ueberhaupt lehrt Jeſus nichts zu thun, als was ihr ſchon wiſſet, das ihr thun müſt, um glücklich zu ſeyn: aber er will überall, daß das aufrichtig und von ganzem Herzen und nicht zum Schein geſchehen ſoll, wie es die Phariſäer thaten, denen er deswegen den Fluch und Zorn Gottes ankündigt, wie ihr gehört habt. Jeſus lehrt uns auſer dem noch neue Tugenden, das iſt, neue Mittel, glücklich zu werden. Ohne ihn wüſten die Menſchen wenig, wie Gott wollte, daß wir ihm dienen ſollen, wenig, ob er ihnen helfen würde. Jeſus lehrt uns, daß wir Gott dienen, wenn wir gut und gegen andere Menſchen, wenn wir ſeiner Allmacht und Güte glauben. Er zeigt uns, daß Gott uns liebt.

Kap. 7. v. 11. So dann ihr, die ihr arg ſeyd, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn darum bitten. Er verſichert uns dadurch, daß Gott auch unſer Gebet erhören wird. Er hat uns ſelbſt ein Gebet gelehrt, das Gott gewiß erhören wird.

Jeſus hat uns auch mehr Ausſichten von Glückſeligkeit verſprochen. Kap. 25. v. 34. verſpricht er uns nach unſerm Tode ein Reich, das uns, wann wir gerecht ſind und unſern Nebenmenſchen geliebt haben, von Ewigkeit her bereitet iſt, und v. 46 verſichert er, daß dieſes Reich und unſer Leben nach dem Tode ewig dauren ſoll.

Jeſus verſpricht uns ferner, daß Gott uns ſeinen Geiſt, das iſt, ſeine Kraft zum Guten geben wird, wo wir zu ſchwach ſind. Ihr erinnert euch, daß Jeſus Kap. 19. v. 24. ſagt: es ſey ſo ſchwer ſelig zu werden, und ſeine Jünger verwunderten ſich, und frugen, wer kann dann ſelig werden?

Jeſus antwortete: Bey den Menſchen iſts unmöglich, bey Gott aber ſind alle Dinge möglich. Noch deutlicher aber erzählt Johannes Kap. 14. v. 23. daß Jeſus verſprochen habe, der Tröſter, der heilige Geiſt, welchen mein Vater ſenden wird, wird euch alles lehren.

Endlich verſichert uns auch Jeſus, daß wir uns um der Sünde willen, die wir gethan haben, wann wir uns beſſern, nicht vor Gott zu fürchten haben. Er ſagt: des Menſchen Sohn iſt kommen, ſelig zu machen, das verloren iſt.

Kap. 18. v. 11. Er giebt gleich darauf das herrliche Gleichnis von dem verlornen und wieder gefundenen Schaf, und von dem König, der ſeinem Knecht vergab; Er vergab ſelbſt dem Ehebruchi-

brüchigen ſeine Sünde. Er ſagt bey der Einſetzung des Nachtmahls, daß er ſein Blut zur Vergebung der Sünden vergoſſen habe.

Hier habt ihr alſo den Grund eurer Religion; und nun werdet ihr den Katechismus beſſer verſtehn. Die Gebote wiederholt Jeſus Kap. 19. v. 18. du ſollſt nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht ſtehlen, kein falſch Zeugnis geben, Vater und Mutter ehren; und Kap. 22. v. 37. du ſollſt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt; und ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt.

Den Glauben findet ihr überall in der Rede Jeſu beſtätiget.

Daß Gott alles gemacht hat, und erhält, ſagt er Kap. 6. v. 26. der himmliſche Vater nähret die Vögel und kleidet die Lilien; thut er das dem Gras, wie vielmehr euch?

Daß Gott in Jeſu wirkte, und daß Jeſus als ein Menſch litte, habt ihr aus ſeiner ganzen Geſchichte geſehn; und daß ſein Blut für unſre Sünde vergoſſen worden, ſagt er ſelbſt bey der Einſetzung.

Daß der Geiſt oder die Kraft Gottes euch zum Guten helfen wird, und daß Gott mit den Guten Gemeinſchaft machen wird: ſagt Jeſus, wie ich euch oben ſchon geſagt habe, Kap. 19. v. 24. und im Joh. Kap. 14. v. 23. Auch ſagte ers deutlich

lich ſeinen Schülern, als er ſie in die Welt ſchickte, ſeinen Namen zu predigen, Matth. K. 10. v. 20. denn ihr ſeyds nicht, die da reden, ſondern eures Vaters Geiſt iſts, der durch euch redet, und Kap. 18. v. 20. wo zwey oder drey verſammlet ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Den dritten Theil des Katechismus, das Gebet, habt ihr in der Geſchichte Jeſu ſelbſt gefunden.

Den vierten, die Einſezung der Taufe, und ſo auch den fünften, die Einſezung des Nachtmahls,

Und hiemit wiſſet ihr nun, was die Religion Jeſu, oder was einerley iſt, die chriſtliche Religion lehrt. Alles, was euch ſchon um eurer ſelbſt willen zu thun gerathen worden, hat Jeſus uns auch noch auf Gottes Befehl, weil er, der weiſeſte Gott, ſieht, wie nüzlich es uns iſt, bekannt gemacht. Er hat uns dabey noch verſichert, daß wir nach dieſem Tod ferner fortleben, und wann wir gute Menſchen geweſen ſind, und Gott und Menſchen ohne Heucheley geliebt haben, ewig bey Gott glücklich ſeyn ſollen; er hat uns verſichert, daß Gott uns liebe und uns helfen wird, und daß er geſtorben ſey, damit Gott uns unſere Sünden und Unrecht, wann wir davon ablaſſen, und eifrig ſuchen gut zu werden, vergeben wolle.

Jeſus

Jeſus hat ſo viele übermenſchliche Handlungen gethan, wie ihr gehört habt; er befiehlt uns nichts, als was uns offenbar ſelbſt nützlich iſt zu thun; wir glauben alſo, daß Gott in ihm gelehrt habe, und trauen ſeinen Verheißungen ganz. Mit der Liebe, womit er ſich unſerer angenommen hat, womit er die Kinder zu ſich genommen, und die Alten beſſer und glücklicher gemacht hat, kanns nicht fehlen, daß unſere Herzen voll Liebe zu ihm ſeyn müſſen; und mit der Weisheit, womit er alles erkennt und gelehrt hat, was uns gut iſt, kanns nicht fehlen, wir müſſen ihm glauben und ganz auf ihn und auf Gott, der in ihm war, vertrauen.

Nun, Kinder! faſt und begreift dies alles, wie ihr könnt; wann ihr wirklich Gutes wollt, wann ihr wirklich Gott und die Menſchen liebt, ſo wird euch Gottes Geiſt fühlen laſſen, daß Jeſu Lehre die Wahrheit iſt. Sie wird euch glücklich und ruhig machen, euch auf dem Todbett und im Leben tröſten, und euch alles Leiden auf der Welt tragen helfen.

Dies weltliche Leiden iſt kurz; Jeſus aber verſpricht uns nach dem Tod ein ander Leben, wo wir alle gleich ſeyn, alle einander lieben, alle von Gott unterrichtet werden, und ewig unter lauter guten Menſchen bleiben werden.

Laſt euch das genug ſeyn, laſt andere glauben was ſie wollen und können: liebt Gott und die Menſchen von ganzem Herzen; leſet von Jeſu

nichts als die Bibel, und wenn ihr etwas nicht darinnen verſteht, ſo fragt mich; kann ichs euch erklären und euer Herz überführen, ſo iſts gut, kann ichs nicht; ſo liebt Gott und die Menſchen doch, und glaubt, daß das für euch nicht geſchrieben iſt; denn es iſt ein Buch für viele Millionen Menſchen, und alſo iſt nicht alles für uns alle!

In der Wenganbſchen Handlung ſind nebſt viel mehrern zu haben:

Leipziger Almanach der deutſchen Muſen auf das Jahr 1776. mit Kupfern. 8. 18 Gr.

Bibliothek, Engliſche allgemeine, von mehrern Gelehrten in England ausgefertigt. Januar bis Novemb. 1775. 11. Stück. brochirt gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Wird fortgeſetzt.

Bibliothek, neue philoſophiſche. Zweyt. Bandes Zweytes Stück. 8. 8 Gr.

Wird fortgeſetzt.

Blum, Joach. Chriſt., das befreyte Natenau, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. 8. 8 Gr.

Bürgers, Gottfr. Aug., Ueberſetzung von Anthia und Abrokamas, aus dem Griechiſchen des Xenophon von Epheſus. 8. 7 Gr.

Catholicon, ou dictionnaire univerſel de la langue françoiſe. A — E. 5 Bände gr. 4to. Alle 5. Bände koſten 13 Thlr. 18 Gr. Einzeln koſtet jeder der erſten 4 Bände 3 Thlr. 10 Gr. und der 5te Band 2 Thlr. 18 Gr.

Man kann auch in dieſer Handlung auf den folgenden Theil, der F und G enthalten wird, und auf das ganze Werk ſubſkribiren.

Chryſal, oder Begebenheiten einer Guinee, nebſt verſchiedenen unterhaltenden Anekdoten von Perſonen aus allen Ständen des Lebens, in deren Händen ſie in Amerika, England, Teutſchland und Portugal geweſen iſt; von einem Abeyten, nach der ſiebenten engliſchen Ausgabe überſetzt. 3ter und 4ter Band. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Komplet koſtet dieſes Buch 4 Bände 2 Thlr. 10 Gr.

Freundſchaften. 8. 14 Gr.

Die Geſchichte des Herrn Stanly und der Miß Temple, eine rührende Erzählung. aus dem Engliſchen. 2 Theile. 12 Gr.

Handbuch, poetiſches, fürs Jahr 1776. 8. 16. Gr.

Hurds moraliſche und politiſche Dialogen, aus dem Engliſchen

liſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von L. H. Hölty. 2 Theile. 8. 1 Thlr.

Johnſons, Samuel, Reiſen nach den weſtlichen Inſeln von Schottland. aus dem Engliſchen. 2 Theile. gr. 8. 16 Gr.

Longsword, Graf von Salisbury, ein hiſtoriſcher Roman von Doktor Leland. aus dem Engliſchen. 2 Theile. 14 Gr.

Majers, Joh. Chriſt., teutſches weltliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht. Zweyter Band. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Der dritte und letzte Band, welcher das Landrecht enthalten wird, iſt unter der Preſſe.

Meiners, Chriſtoph, vermiſchte philoſophiſche Schriften. Erſter Theil. 8. 18 Gr.

Der 2te Theil wird künftige Oſtermeſſe fertig.

Millers, J. P., ſyſtemat. Anleit. zur Kenntnis auserleſener Bücher in der Theologie und in den damit verbundenen Wiſſenſchaften, zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 8. 12 Gr.

Eiusdem chreſtomathia latina ad formandum tam ingenium, quam animum puerilis aetatis accommodata, editio quinta multo emendata. 8. 5 Gr.

de la Puente, Don. Pedr. Ant., Reiſe durch Spanien. aus dem Spaniſchen überſetzt und mit Erläuter. und Zuſätzen verſehen von Hrn. Prof. Dieze. Zweyter und letzter Theil. m. K. gr. 8.

Schmid's Litteratur der Poeſie. Erſter Theil. gr. 8. 18 Gr.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Politik und der Kriegswiſſenſchaft von Europa, aus dem Franzöſ. 8. 7 Gr.

Herrn D. Theol. J. P. Millers in Gött. Portrait, geſtochen von Küttner. 6 Gr.

Des Dichters Hrn. Kl. Eberh. Karl Schmidts Portrait, geſtochen von Geyſer. 4 Gr.

Druckfehler
im
Katechismus der Religion
die ſich wegen der Entfernung des Verfaſſers eingeſchlichen haben.

S.	6.	Z.	20.	für	allen	lies	aller
—	12.	—	4.	—	den	—	die
—	17.	—	6.	—	dies	—	der es
—	19.	—	30.	—	Ihr	—	Er
—	22.	—	20.	—	des	—	das
—	24.	—	27.	—	den	—	die
—	25.	—	26.	—	abgemattet	—	abgeſchmackt
—	26.	—	15.	—	denn	—	dann
—	27.	—	24.	—	wo wir unſern	:	wann wir unſern
—	33.	—	17.	—	nun	—	und
—	—	—	22.	—	nach Jünger ſetze der		
—	36.	—	15 ff.	—	es habe aber einer nachher gefunden, das Korn und den Weizen unter den Wilden wachſen, lies: daß aber einer nachher das Korn und den Weizen unter den Wilden gewachſen gefunden		
—	54.	—	16.	—	und es zuſammenſchrieben, welches lies: und zuſammenſchrieben, was		
—	57.	—	11.	—	unter	—	neben
—	71.	—	1.	—	nach kann ſetze ihn		
—	—	—	12.	—	vermahnet	—	vornehmet
—	77.	—	13.	—	Pfarrer	—	und Phariſäer
—	91.	—	15.	—	Bedeutet	—	nemlich
—	108.	—	13.	nach Nachtmahls ſetze: habt ihr auch da geſehen			

Die Wudbianer.

Eine nicht gekrönte Preißschrift
über
die Frage:
Wie ist der Kindermord zu verhindern, ohne die Unzucht zu befördern?

Von
Johann Georg Schlosser.

Basel,

bey Carl August Serini, 1785.

Die Wudbianer,

Eine nicht gekrönte Preiß-Schrift
über

die Frage,

Wie iſt der Kindermord zu verhindern,
ohne die Unzucht zu befördern?

LINQUE SEVERA!

Vorrede.

Die Frage, welche zu dieſer Schrift Anlaß gegeben hat, iſt bekanntlich vor etlichen Jahren in Mannheim aufgeworfen worden. Ich hatte nicht vor ſie zu beantworten, aber zufällig kam mir um eben dieſe Zeit herum,

ein Manuscript in die Hand, welches die geheime Chronik des Königreichs Wudby enthält! In dem Capitel von Verbesserungen und Aufklärung im Königreich Wudby, fande ich, daß man schon lange daselbst, über die jezt wieder aufgewärmte Frage gedacht und geschrieben hat; und nun konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, auch einmal ein kleines Plagiat zu begehen, und zu versuchen, wie es mir gelänge.

Der Erfolg hat gezeigt, daß es mir freilich keinen Vortheil brachte; und also gestehe ich nun lieber freywillig, daß ich diese kleine Ausarbeitung gröstentheils der Wudbianischen Chronik zu danken habe. Es enthält übrigens dieses merkwürdige Manuscript noch manche wichtige Anecdoten der Wudbianischen Aufklärung, und vorgehabten Verbesserungen in Justiz- Kirchen- Schul- Finanz- und Polizeysachen. Eine ganze Menge von sehr schönen Verordnungen, gegen den Aufwand, das Spiel, das Caffeetrinken,

die Duelle; vom Unterricht der Jugend, von Erziehungsanſtalten, vom Ackerbau, Handel, Gewerb, von der Geiſtlichkeit, von Ausrottung des Aberglaubens u. ſ. w., welche alle von Zeit zu Zeit in Wudby promulgirt worden ſind, und dieſer Nation zu ihrer Zeit kein geringes Anſehn bey ſich ſelbſt gegeben hat.

Der Verfaſſer dieſer Chronik wundert ſich, daß bey ſo vortreflichen Anſtalten und Geſetzen dieſes Volk zu ſeiner Zeit ſchon eben ſo unbekant war, als die Atlantis. Ich vermuthe, ſchlieſt er ſeine Bemerkungen, aus vielen Gründen, die der geneigte Leſer in dieſer Chronica finden wird, daß die Wudbianer mehr Leute die ſchön reden und ſchön ſchreiben konten, gehabt haben müſſen, als ſolche, die auch etwas kluges thaten; und daher kams, daß man in Wudby immer mehr ſeyn wollte, als nöthig

war, und nie war, was man seyn sollte.

Vielleicht finde ich Zeit, eins oder das andere aus diesen Capiteln, von den Wudbianischen Verbesserungen bekannt zu machen; inzwischen wird diese Probe einigen Vorschmak geben.

Ich habe mir noch nie einfallen laſſen über Preißfragen zu ſchreiben, und hätte auch dieſe: über die **Verhütung des Kindermords**, wohl unbeantwortet gelaſſen, wenn ich nicht, da mir die Anzeige davon erſt kurz zu Geſichte gekommen iſt, gefunden hätte, daß ſich Männer, (*) die ich ſo ſehr reſpectiere, und mit welchen ſich über manches ſo gut reden läßt, zu Richtern darüber dargeſtellt hätten.

Ich bediene mich alſo der Erlaubniß mit dieſen Richtern etwas über die Preißfragen in moraliſchen, politiſchen, und legislatoriſchen Sachen, überhaupt, und über die jezt vorliegende beſonders zu ſprechen.

Ich mache wenig Anſpruch an den ausgeſetzten Preiß, denn ich werde mehr zeigen, daß

(*) Von Dahlberg zu Erfurt, und Michaelis zu Göttingen.

der vorgelegten Frage nicht genug gethan werden kan, als wie ihr genug zu thun iſt.

Zuerſt alſo bitte ich Sie meine Herren, zu bedenken wie es möglich ſey, einen, aus der Reihe der moraliſchen und politiſchen Gegenſtände geriſſenen Satz, einzeln abzuhandeln, und Vorſchläge von Anſtalten und Geſetzen zum Vortheil dieſes Satzes zu thun, wenn man weder die Nation, noch die Sitten, noch die Regierungsverhältniſſe, noch die Religion, noch überhaupt etwas von dem Volk beſtimmt hat, für welches das Geſetz gegeben werden ſoll.

Ein groſſer Mann hat ſich vor einiger Zeit einfallen laſſen, einen groſſen Preiß auf den Plan eines neuen peinlichen Rechtsbuches zu ſetzen. Ich weiß nicht, ob jemand gearbeitet hat, den Preiß zu erhalten; aber das weiß ich, daß, wer den Preiß ausgeſezt und wer darum gerungen hat, noch viel thun, ſehn und denken muß, ehe er ein Geſetzgeber werden kan. (*).

Die peinliche Geſetze ſollen überhaupt ein-

(*) Damahl als dieſes geſchrieben wurde, war es noch nicht bekannt.

mahl alles veſt ſetzen was der Bürger nicht thun darf, ohne ſich einer Beſtrafung an Leib, Leben und Ehre, oder dem Verluſt des Bürgerrechts auszuſetzen. Es unterſcheidet ſich dieſer Ast des Rechts vom Polizeyrecht, blos in der Proportion der Strafe; und man hat demſelben eine eigene Stelle in der Reihe der Geſetze angewieſen, weil die Polizey ſich in ſolche Kleinigkeiten einläßt, deren Beſtimmung der Willkuhr der Oberkeiten überlaſſen werden muß; dahingegen das peinliche Recht dem Unterthan auf ſo wichtigen Seiten weh thut, daß der Staat ihm durch Geſetze die Fälle garantieren mußte, in welchen ihm ſo wehe gethan werden darf und ſoll.

Schon dieſe nur ſkizzierte Idee des peinlichen Rechts beweißt, daß es unmöglich iſt, einen Plan zu einem peinlichen Geſetzbuch zu entwerfen, ohne das Volk genau zu kennen, dem es gegeben werden ſoll. Eine Republik hat andere Verbrechen als eine Ariſtocratie, dieſe andere als eine Monarchie. Was hier nicht geachtet werden darf, kan dort tödtlich ſeyn, und wieder umgewandt; die Religion, die an einem Ort eingeführt iſt, hat ihren Einfluß in Beſtimmung der Wichtigkeit der Verbrechen; die Sitten, die Lebensart, die Gewerbe, die

Denkungsart, die Vorurtheile, alles hat Einfluß; die Lage des Landes hat Einfluß, die Verhältniſſe mit den Benachbarten, die Erziehungsart, alles, jede Kleinigkeit iſt hier ſchon, auch nur im gröbſten Theil des peinlichen Rechts, wichtig; die bißher üblichen Geſetze, ſind unendlich wichtig; die Folgen, welche die Handlungen, auch in der Natur ſchon haben, ſind in einem Bezirk von 10 Meilen oft ganz verſchieden.

Kommt man nun erſt gar an den feinern Theil des Geſetzbuches; die Anſtalten zu Verhütung der Verbrechen, ſo iſt die Abweichung noch ungleich gröſſer: Was auf dem Berg möglich iſt, iſts oft nicht im Thal drunter. Was hat der Staat für Kräfte, für Reſourcen, für Mittel? wie werden die Kinder gezogen, wie werden ſie gebraucht, wenn ſie gröſſer ſind? wie denkt der Landesfürſt, wie denken ſeine Räthe, wie denkt der Unterthan! — Wer kan das alles beſchreiben?

Ich berufe mich auf den von meinen Richtern, der ſeine tiefen Einſichten des Geiſtes, und ſeine groſſen Kenntniſſe nicht in das Kabinet eingeſchloſſen, ſondern ſie in das thätige Leben gebracht hat; und auf den, der zwar in ſeinem Kabinet nur ſehr wenig vom wirkenden Leben erfahren haben kan, dabey aber

doch Hand an Erfindung des Geiſtes der Geſetze gelegt hat, die Gott ſelbſt einer ganz beſondern Nation geben wollen. Auf die berufe ich mich, zu urtheilen, ob ſie es für möglich halten, ein Geſetzbuch, es ſey über was es wolle zu entwerfen, wenn nicht vorher die aller individuellſten Umſtände beſtimmt worden ſind!

Wohl weiß ich, daß aus allerley allgemeinen Grundſätzen, allgemeine Geſetze abgezogen werden können; aber, wird nicht alsdann die Anwendung dieſer allgemeinen Vorſchläge, ihre Modification, ihre Zuſätze, ihre Aenderung ſchwerer zu finden ſeyn, als das Geſetzbuch ſelbſt geweſen iſt? Plato hatte gut eine Republik zu ſchreiben, er machte, wie ein anderer Grieche ſagt, die Menſchen wie der Bildhauer! und ein Geſetzbuch für ſo gemachte Menſchen, iſt nicht des Preiſes werth!

Was ich hier im allgemeinen ſagte, gilt auch bey der vorgelegten beſondern Frage. Der Kindermord findet meiſt nur bey unehlichen Kindern ſtatt. Da, wo man ein Geſetz dagegen machen, oder durch Anſtalten dagegen arbeiten will, muß man alſo erſt unterſuchen, wie man da die Hurerey anſieht, was für Sitten da ſind, was für Folgen die Hurerey hat;

was für Reize der Inſtinkt zum Beyſchlaf hat, wie die Ehen in einem ſolchen Land angeſehen werden, wie das Gefühl der Ehre wirkt, was für eine Doſis von Eitelkeit im Volk iſt, was für Reſourcen im Staat ſind durch Anſtallten zu helfen, wie der Regent und ſeine Räthe die Anſtalten behandlen, wie die Religion beſchaffen iſt, wie die Leute leben, was für Induſtrie da iſt oder da ſeyn kan u. ſ. w. — Ohne das alles genau zu wiſſen, kan man keine vernünftige Antwort geben: Und vernünftig iſt nicht einmal genug; die Vorſchläge, die man verlangt, ſollen natürlich, auch auszuführen ſeyn; Wo auszuführen? — Was wiſſen wir, was für Mittel in dem Staat, wovon die Rede iſt, dazu da ſind! Sie — meine Richter wiſſen es zum Theil wohl eben ſo wenig als ich; kennen das Perſonale eben ſo wenig als ich; und doch wiſſen ſie ſo gut als einer, daß auf die Ausführer alles, auf die Planmacher am wenigſten ankommt.

Ich reſpectiere meine Richter zu ſehr, und ſelbſt den, der die Preißfrage aufgeworfen hat, reſpectiere ich um ſeines guten Willens halber zu ſehr, als daß ich Sie mit Gewäſch bemühen möchte. Sie werden mir alſo erlauben, erſt eine kleine Skizze von dem Charakter des Volks

zu entwerfen, auf das die Vorſchläge angewendet werden ſollen, die man erwartet.

Ich denke mir einen Strich Landes in Deutſchland, deſſen Einwohner einen ganz gemeinen indifferenten Charakter haben. Ich gebe dem Land, um künftig kürzer ſeyn zu können, den Namen **Wudby.**

Die Wudbianer ſtehen unter einem unabhängigen Herrn, der groß genug iſt, um 20000 Mann Soldaten zu halten, die durch ſein Land vertheilt ſind. Dieſe **Wudbianer** haben verſchiedene Religionen: Einige ſind der Evangeliſchen zugethan, andere der Katholiſchen; die leztere iſt im Beſiz der wichtigſten Chargen im Staat. Der Hof, die Gerichtshöfe, und Regierung, das Militair, eine Univerſität reſidiren in der Hauptſtadt. Dieſe machen eine Art von Handelſchaft möglich; das übrige Land ernährt ſich vom Ackerbau, vom Weinbau und dergleichen. Die Einwohner der Hauptſtadt ſind ſehr eitel. Sie wollen Anſprüche auf Wiſſenſchaft, Kenntniſſe, Ruhm, Reichthum, Geſchmack machen; Sie affectiren eine Art von Hofſitte, von Freyheit des Umgangs, und der Lebensart. Sie brauchen jährlich viel, und haben wenig; Sie wollen gerne alle öffentliche Chargen und Titel haben, gern alle reich ſeyn;

das Militare hat wenig Krieg zu beſorgen, muß aber doch immer unter den Waffen ſeyn; die Univerſität hat wenig vorzügliches; Handel und Gewerb ſind ziemlich mittelmäſſig. Induſtrie iſt wenig da. Der Landmann hat einen nicht ſehr mühſamen Feldbau; es wächſt viel Wein im Ort; die Beamten werden wohl bezalt, und leben von den Sporteln; die meiſten Unterthanen ſind Evangeliſch; dieſe haben in Religionsſachen zwar ein eigenes Conſeil, das iſt aber ſehr abhängig und wenig wirkſam. Die Adminiſtration der öffentlichen Fonds iſt gut. Die Fonds ſind auch ziemlich ergiebig; die Armen- und Erziehungsanſtalten ſind aber ſoweit ſie aus dieſem Fond beſtritten werden, den Evangeliſchen verdächtig; und die Fonds, die dieſe haben, werden, weil ſie unter einem viel köpfigen Conſeil ſtehen, auch viel köpfig behandelt. Die Erziehungsanſtalten der Evangeliſchen, und die Kirchenanſtalten derſelben werden, eben weil ſie wieder von dem vielköpfigen Conſeil behandelt werden, wieder ſehr nach dem allgemeinen Schlag behandelt; man lehrt da ſehr viel, aber nicht das Beſte, und nicht auf die beſte Art; folglich lernt man wenig.

Der Character der Nation iſt weich, biegſam, leichtſinnig, wollüſtig, ziemlich praleriſch, und ſehr eingeſchränkten Kopfs.

Die ſ. g. gute Geſellſchaft will Geſchmack, Lecture, Witz haben, und damit glänzen; veſter Charakter iſt nirgend, und Nerve zur Mannheit wenig.

Die **Wudbianerinen** ſind leichtſinnig, verliebt, voll Prätenſion, ſöttiſch, ſchwatzhaft. — Sie arbeiten nicht gerne, laſſen ſich wol ſeyn, ſchweifen gerne umher, und verſagen nicht gerne etwas. Sie ſind dabey was man Etourdie nennt, in einem ziemlich hohen Grad.

Der **Wudbianiſche** Adel iſt ziemlich ſtolz. Er verachtet die minderen Hofbedienten herzlich; dieſe verachten die Geſchäftsmänner eben ſo ſehr; die Geſchäftsmänner und Titularen haben nicht mehr Achtung vor den Bürgern, und der Bürger iſt gegen den Bauern eben ſo ſtolz. Jeder mißfällt ſich um dieſer Verachtung willen ſehr auf ſeiner Stuffe, und nur wenige ſchränken ſich ein auf die Ihrige. Der König von **Wudby** iſt ein Herr von vielen guten Eigenſchaften, und einem ſehr weichen Charakter. Er hat das Unglück gehabt, das die meiſten groſſen Herren haben, daß er nur in einem eingeſchränkten Hofzirkel von Hofmenſchen gelebt hat, über die er nicht hinaus ſehen konnte. Durch dieſen eingeſchränkten Umgang hat er die gröſte Fürſtenweisheit, die Menſchenkänntnig

nicht erhalten. Man hat ihm frühe weiß gemacht, daß seine Ehre erfordre, nur Männer von hoher Geburt an die Spitze seiner Geschäfte zu setzen. Einige dieser Männer hatten Kopf, Einsicht, guten Willen und Eifer; andere hatten diese Eigenschaften nicht. Daraus entstanden Parteien; und da der Königsfeld von seinen Leuten und seinen Geschäften zu wenig wußte, so wurde er Anfangs so zweifelhaft, daß er sich gar nicht zu entscheiden wagte; nachher so mißtrauisch, daß ers nicht konnte. Außer dem wurde ihm der unglückliche Gedanke beygebracht, daß sein Land nicht glücklich seyn könnte, wenn es nicht einerley Religion hätte. Dieser unglückliche Gedanke machte den Einfluß des Catechismus auf den Staat gefährlicher als er schon war; er half die Wahl der Bedienten bestimmen, und bald wurde wahre oder anscheinende Anhänglichkeit an das Glaubensbekänntniß des Hofs, Hauptforderniß, wo Verstand, guter Wille, Patriotismus, Eifer, Treue, Weisheit, Wissenschaft und Religion des ehrlichen Mannes, allein Haupteigenschaft seyn sollte. Dieses eine Versehen, das in sich ein so ehrwürdiger Irrtum war, hat für das Land üble Folgen gehabt, hat den Geist der Nacheiferung, den Geist der Freyheit erstickt, und das

Ziel,

Ziel, nach dem die Jugend laufen ſollte, verrückt. Es hat noch mehr Uebel geſtiftet. Jede Religion, die um der Leute willen getrieben wird, wird ängſtlich getrieben; eine ängſtliche Religion nimmt aber die Freyheit zu denken, heiligt manchen Unſinn, und verbietet jeden freyen Schritt!

So ſoll ungefehr das Reich ausſehen, wo wir den Kindermord in Schranken halten oder vielmehr, ſo ſelten machen ſollen, daß er faſt nicht mehr erhört werde. Ich habe mir mit Fleiß ein Land idealiſirt, wo dieſes Verbrechen am leichteſten gemein werden kan; denn einem guten, geſitteten, arbeitſamen, kalten Volk, brauchen wir ſolche Geſetze nicht zu geben. Der, welcher die vorliegende Frage aufgeworfen hat, wird mit ungleich weniger Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als ich mir ſelbſt mache. Zwar einige habe ich aus dem Land, woher die Frage geſchieht, mit in meine Poeſie nehmen müſſen, aber, die wichtigſten und ſchwerſten habe ich dazu gedichtet, um meine Ideen von der Sache noch praktikabler zu machen.

In Wudby gibt es erſtaunlich viele Reizungen zur Unzucht; und erſtaunlich viele Urſachen,

welche die armen Wudbinianerinnen vermögen können, ihre Kinder umzubringen.

Die Mädchen sind an sich, wie gesagt, leichtsinnig, wollüstig, faul, schwatzhaft. Sie werden in der Stadt umgeben von vielen Soldaten und Offiziers, die nichts zu thun haben, als zu exerciren, und die also natürlich die ganze Kriegskunst, die sie brauchen, bald gelernt haben, und sich so wenig strapazieren, daß ihr Körper immer Saft genug übrig behält, mit welchem sie nicht wissen wohin. Auch behalten sie Zeit genug auf die Art zu denken, wohin sie ihn wenden sollen, und die Gelegenheit dazu auszusuchen. Wo der Officier und der Soldat nicht hinkommt, kommt der Hofcavalier, der Jäger, der Kutscher, der ganze Hoftroß hin, der, weil so viele nur mit einem beschäftigt sind, auch Musse genug übrig hat; Neben diesen kommen die vielen Collegien und ihre Anhänger und neben diesen die Studenten. Bleibt wo noch eine Stelle leer, so ist der junge Bürger da, der bey einer nicht sehr arbeitsamen Nation, überall auch sein müssiges Stündchen abbrechen kan.

Die Geschwätzigkeit der Wudbianerinnen öffnet gewöhnlich die Scene, und macht die Entree sehr leicht.

Die Faulheit unſerer Zeit hat, wie geſagt, den überall herrſchenden Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften, auch nach **Wudby** gebracht. Geſchmack, der aus Faulheit entſteht, iſt immer ſchal; je ſchaler er aber iſt, deſto ehe ſchließt er Liebesaffairen. Der Strauß-Mädchen Spaß, und die witzige Strauß-Mädchen Repartie öffnet bald ein Geſpräch, das ehe man ſichs verſieht, zur Vertraulichkeit wird; das Spiel, der Tanz, die Collation folgt nach, und ſo werden die armen **Wudbianerinnen** in den Städten gefangen.

Die Verachtung, die auf alles, was den Hoſton nicht hat, geworfen wird, hat den guten Genius von den **Wudbianerinnen**, den Schutz ihrer Unſchuld gänzlich vertrieben; und eben der unglückliche Hoſton hat die guten Jünglinge von **Wudby** zu ſchlechten Weiberkennern gemacht. Sie ſehen in ihnen nichts als Gegenſtände zum Zeitvertreib und zur Wolluſt. Sie wiſſen nicht was die Frau an der Spitze der Familie dem Mann werden kan: das macht ſie gleichgiltig gegen den Eheſtand, der ſo viele Opfer heiſcht, wofür ſie ſich keinen Erſatz verſprechen. Dazu kommt der Aufwand den ſie gern machen, um ihrer Eitelkeit zu frohnden.

Sie ſehen daß ſie den mit einer Frau nicht ausführen können, und entſagen entweder dem Familienleben ganz oder heuraten nur da, wo ſie wahrſcheinlichen Ueberfluß finden. Aus dem Mangel der Idee von häuslicher Glückſeligkeit folgt eine Geringſchätzung des weiblichen Geſchlechts, die dann noch durch unſere Apoſteln des guten Geſchmacks, welche ſo verächtlich von der weiblichen Tugend und Unſchuld reden, vermehret, und durch die Ausſchweifungen des übrigen Lebens unauslöſchlich eingeprägt wird. Dieſe Verachtung des weiblichen Geſchlechts macht den wollüſtigen, wohlgenährten, trägen, gedankenloſen Jungen unternehmend. Es iſt ihm gleichgiltig, welche Unſchuld er entheiligt, und nie träumt es ihm, was der Verluſt der Unſchuld für ſchreckliche Folgen haben kan.

Die eigene Reizbarkeit, die Faulheit, die eitle Prätenſion der Mädchen, die gerne von andern ihres Geſchlechts unterſchieden ſeyn wollen, geht dem Jungen halb Wegs entgegen. Die Eitelkeit der Eltern, die ihren Kindern gern glänzende Partien geben wollen, veranlaßt ſie ihre arme Töchter Preiß zu geben. Sie gewöhnen ihnen frühe den freyen Hofton an; geben ſie oft gar in die Schule des unternehmenden Officiers, des frechen Höflings, des Stuzers.

Was nur Talent iſt, wird den Mädchen beige-bracht, nicht um das Talent zu Ausfüllung freier Stunden zu gebrauchen, ſondern dami zu glänzen. — Und ſo gehts weiter; was brauch ich mehr davon zu ſagen? —

Die geringere Claſſe der Bürger ahmt der Gröſſern nach; Eine Menge muſſiger Bedien-ten beiderley Geſchlechts ſchließt im Vorzimmer oft eben die Händel, die im Cabinet vollbracht werden. Der Mittelſtand geht eben den Pfad, und findet eben die Klippen in ſeiner Art. —

Auf dem Land iſts anders, und doch gehts oft eben ſo. Die leichte Bearbeitung des ein-träglichen Bodens macht die Bauern lüſtern. Früh muß der Junge und das Mädchen ſich dem Schulmeiſter Preiß geben, der läßt ſie ſi-tzen, biß jeder Nerv der Thätigkeit gelähmt iſt, und propft ihnen mit dem Pfarrer, den Kopf von tauſenderley Dumheiten voll. Keiner er-wirbt von etwas klare Begriffe, keiner wird erwärmt zum Guten, keinem wird Ehrfurcht vor ſich ſelbſt eingeträgt. Wird der Bube und das Mädchen gröſſer, ſo machen ſie Anſprüche auf Vergnügen. Die ſtrenge Polizey will die Sitten in Schranken halten und erlaubt faſt keine Freude oder ſelten; der leere langweilige Feyerabend und Feyertag darf mit nichts, als mit

Kirchgehn ſchwatzen und trinken gefüllt werden. In der Langweil ſchlupfen beide Geſchlechte zuſammen, liegen gähnend auf der Ofenbank biß ſie erwärmt werden, und thun dann oft aus Trägheit und Langerweile, was die Natur ſonſt nur dem frohen, heitern, klopfenden Herzen zu thun geſtattet. —

Das iſt ſo ungefehr der gewöhnliche Roman der Wudbianiſchen Liebeshändel.

Da dergleichen Liebeshändel anfiengen ſehr häufig zu werden, faſſen alte, rechtſchaffene, ſtrenge Männer bey den Gerichten und bey den Regierungen, und bey den Conſiſtorien. Dieſe hatten gerade ſo viel Sinn, zu ſehen, daß das nicht gut wäre, aber ſie trauten ſich und ihren Geſetzen ſoviel zu, daß dieſe allein dergleichen Auswüchſe und Ausſchweifungen in Schranken halten könnten Sie ſezten ſich alſo hin und machten Geſetze dagegen. Der Mann wurde mit Zuchthaus, an der Ehre, um Geld, auf jede empfindliche Art geſtraft; das Weib mußte neben den eignen Vorwürfen die ſie ſich machte, neben der harten Auflage der Natur bey der Geburt, noch der niederſchlagenden Kirchenbuſſe ausgeſezt werden, wurde bey öftern Vergehungen wohl auch ins Zuchthaus geſteckt oder des Landes verwieſen.

Anfangs that das ziemlich gut. Man ſcheute ſich vor der Kirchenbuſſe; man reſpectirte noch die Verſammlung der Glaubigen.

Die Strafen hatten die Ausbrüche des Laſters gehemt, aber ſeine Quelle, die Trägheit und Schlechtigkeit der Nation hatten ſich nicht gehoben. Es wurde nun nicht weniger gehurt, aber jezt fieng man an, dieſe Arten der Vergehungen mehr zu verbergen. Die Geſchwächte fühlte ſich verachtet, ihre Famille fieng an ſie für einen Schandflecken zu halten, fieng an ſie auszuſchlieſſen von ihrem Herzen, und ihrer Liebe. Die natürliche Eitelkeit der Mädchen, machte ihnen das unerträglich; die Geſchwätzigkeit ihrer Geſpielinnen kränkte ſie täglich, und wer noch rein war, triumphirte am Lebhafteſten.

Der Schmerz über verletzte Ehre kan noch geheilt werden; Der, der ihn fühlt findet noch Reſourcen in ſich. Die verwundete Eitelkeit iſt aber nicht zu heilen, denn ſie hat keine Reſource.

Hier fiel es der erſten Wudbianerin ein ihr Kind vor der Welt zu verbergen, und den unglücklichen Zeugen ihrer Schande umzubringen. Sie fühlte in ſich nicht Werths genug, einen

Schandfleck auszuwiſchen, den eine Julie ſich zu vergeben berechtigt war. Sie ſahe ſich hinuntergetreten zu der äuſſerſten Verachtung. Sie kannte ihre Mitbürger; Sie wußte wie gerne ſie vordem ſelbſt, über jede Gefallene geſpottet hatte; und ihre Eitelkeit machte es ihr unerträglich, nun denen gleich zu ſeyn, über die ſie ſich ſo ſtolz erhoben hatte.

Die erſten Beyſpiele einer ſolchen That, füllten die Wudbianiſchen Gerichte mit Schaudern. Was thaten ſie der armen Unglücklichen nicht alles an, die von der Gröſten der Furien, der Furcht vor Schande, zu ihrer That getrieben wurde. — Was konnten ſie ihr aber thun das ihr nicht erträglicher geweſen wäre, als die Schande, welcher ſie nicht anders entgehen konnte? Nicht die Ehre allein, auch die Eitelkeit trezt dem Tod, zumal wenn der ungewiß, die Schande aber gewiß iſt. Die Eitelkeit trozt ihm noch leichter als die Ehrſucht.

„Was iſts, ſagte die unglückliche Wudbianerinn, wenn ich eines ſchändlichen Todes ſterben muß? Die Schande ſo zu ſterben wie das Geſetz will, iſt weniger fürchterlich, als die, in die ich falle, wenn meine Unzucht entdeckt wird. Entdeck ich ſie, wie werden meine Eltern, meine

Geſchwiſter mich haſſen; wie unbarmherzig werden meine Geſpielinnen meiner ſpotten! Entdeck ich ſie aber nicht, bring ich mein Kind um, und es kommt auch heraus, ſo wird auf der einen Seite das Mitleiden meine Schande mildern, und dem Spott ſelbſt den Mund verſchlieſſen; und auf der andern wird wo, die Höle geöffnet werden, wohin die Schande, und der Haß der Meinigen nicht mehr dringen kan. Die Umſtände die den Tod des Geſetzes begleiten, ſind dabey das fürchterlichſte; die aber ſind lange nichts gegen das was ich leide, wenn meine Schande an den Tag kommt. Und vielleicht entgeh ich beyden. — Geh alſo hin armer Wurm, den ich zur Schande gebahr; gehe hin, ehe du weiſt was Menſchen Leben iſt; ich thue dir wohl und mir, ein Nadelſtich iſt genug, gut zu machen, was ein unglücklicher Augenblick ſo übel gemacht hat.

Dieſes Raiſonnement, das noch der nie ſchlafende Inſtinct, ſich vor jedem gegenwärtigen Leiden zu verwahren, lebhafter machte, wurde von mehrern gemacht. Andere verzweifelten ihr Kind erhalten zu können, und brachten es

deswegen um. Viele die mit dem Hoſten, die Hofunverſchämtheit gelernt haben, lieſſen ihr Kind leben, und trugen die Strafe ihres Fehltritts, mit dem Vorſatz ſie bald wieder eben ſo ſtandhaft zu leiden; viele waren gegen die Schande unempfindlich, und tröſteten ſich mit den übrigen die ein gleiches Schickſaal hatten.

Man merkte endlich daß die Härte, womit man die Hurerey beſtraft hatte, vieles zur Beförderung des Kindermords beygetragen hatte. Man ſchwächte dieſe Strafen, hub die Kirchenbuſe auf, und ſchärfte dagegen die Geſetze gegen den Kindermord ſo ſehr, daß man ſogar die geheimen Niederkunften, wenn auch das Gebohrne lebendig bliebe, mit dem Schwerdt, wenigſtens mit dem Zuchthaus beſtrafte.

Alles das half aber dem Kindermord nicht ab, weil die Meinung der Leute von den Geſchwächten die nehmliche bliebe; und vermehrte nur auf der andern Seite die Unzucht, die nun ſo gut als erlaubt war, weil ſie faſt nicht beſtraft wurde.

Die **Wudbianer** wurden endlich aufmerkſam, und fiengen an die groſſe Frage aufzuwerfen: **Wie dem Kindermord zu ſteuern ſey, ohne die Hurerey zu fördern?** Sie

deliberirten lang, endlich ſtund ein Mann in ihrer Gemeinde auf und hielte folgende Rede:

„O Ihr Wudbintaner! Ihr wart bißher ſehr ungerecht, daß ihr die unglücklichen Mädchen, die um der drückendſten Schande zu entgehen, ihre unehlichen Geburten umbrachten, mit dem Schwerdt beſtraftet. Was wolltet Ihr mit dieſer Strafe? Wird die den Tod ſcheuen, welche die Schande ihres Verbrechens durch den Tod ihres eignen, ſo theuer erkauften Kindes abzulöſchen ſich entſchlieſſen konnte! Glaubt Ihr daß ſie in dem Drang, ſich ſelbſt der ewigen Schande, und dem empfindlichſten Spott, Preiß geben zu müſſen, an Eure blutigen Geſetze dachte? — So wenig dachte ſie daran, als ſie in der unglücklichen ſüſſen Stunde ihrer Umarmung, an Eure Kirchenbuſſen und Hurereyſtrafen dachte.“

„Der Drang der Wolust und der Drang der Furcht haben kein Geſetz. Ihr wißt die Noth bricht iedes. Ihr verzeiht dem der Hungers ſterben will, wenn er ſtihlt; Ihr ſeht den nicht für einen Mörder an, der um ſich im Schiffbruch zu retten, ſeinen Geſellen vom Brett wirft. Hier iſt

mehr als Hungersnoth, mehr als Furcht zu ertrinken! "

„ Wie sollen wir aber die arme Gefallene aus dem Drang dieser Angst erretten, die so heilsam für sie werden kan, die so viele andere aufrecht erhalten, und vor jedem Fall bewahren kan? "

„ Wie? Bewahrt sie davor daß sie nicht hinein falle. Macht der Huren weniger, so werden von selbst der Kindermörderinn weniger werden Aber Gesetze thun das nicht! O ihr guten Wudbianer, ihr wollt gern alles, und alles recht bald seyn. Wie euch ein Berg in eurem Weeg steht, so gebt ihr ein Gesetz, wir wollen daß der Berg sich wegheben soll, und thut ers nicht, so trauert ihr, daß euer guter Wille so wenig wirke! "

„ Seht einmal ein wenig vor Euch? Was verursacht die Hurerey am meisten? Faulheit, Wohlleben, und Mangel an unschuldigen, edlern Freuden des Lebens. Wie vertreibt Ihr jene, und wie gebt Ihr diese? "

„ Ihr Wudbianer! Ihr wißt daß Sitten nicht durchs Gesetz gegeben werden,

ſondern durch Sitten. Euer groſſes Reſort, wonach Ihr nun alles thut, iſt der Hofton, der Ton der ſchönen Geſellſchaft. Verſucht einmal, ob ihr den Hofton nicht anders ſtimmen könnt. Wählt unter Euch etliche der weiſeſten Männer und ſchikt ſie zu Eurem König, da laßt ſie ſagen.

» **Groſsmächtigſter König!** Wir ha-
» ben bemerkt, daß alles was du wünſcheſt
» uns glücklich zu machen, nicht erfüllet
» wird, weil wir nicht werth ſind glück-
» lich zu ſeyn. Wir kommen dich jetzt zu
» bitten, daß du uns glücklicher machen
» möchteſt, denn du kannſt es. Wir ha-
» ben bemerkt, daß Faulheit, Leichtſinn
» und Wolluſt uns zu allem Guten un-
» fähig macht, und daß es nur ſeit dem
» ſo bey uns worden iſt, ſeit dem eben
» die Mängel bey deinem Hof und bey
» deinen Leuten eingeriſſen ſind. Es ſchwär-
» men unter uns eine Menge von Hofleuten,
» von Officiers von Kanzley- und Regie-
» rungsbedienten herum, die du alle be-
» zahlſt, und die alle nichts thun, als
» unſere Kinder verführen, und unſere
» Buben ſo ſchlecht zu machen, als ſie
» ſind, unſere Mädchen aber zur Hurerey

„ zu reizen. Wir wiſſen von unſern Vor-
„ eltern, daß ehmals die gröbſte Schwel-
„ gerey und Trunkenheit alles unter uns
„ verdorben hat; man trank damahl
„ auch am Hofe ſehr ſtark; Seitdem
„ ihr aber am Hof es für ſchändlich
„ achtet, euch zu berauſchen, machts das
„ Volk eben ſo, und Mäſſigkeit im Eſ-
„ ſen und Trinken iſt jezt der Ton der
„ guten Geſellſchaften. Großmächtigſter
„ König! Mach doch, daß Arbeitſam-
„ keit, Eingezogenheit und guter Geſchmack
„ Hofton werde; wir ſind gewiß, daß die
„ gute Geſellſchaft bald auch den Ton
„ annehmen wird; und da jeder Stand,
„ ſich gern dem im äuſern gleich ſtellt,
„ der über ihm iſt, ſo wird der Ton bald
„ allgemein werden, und wir werden uns
„ beſſer dabey befinden ".

„ So, fuhr der Wudbianiſche Rath-
geber fort, laßt Euren Abgeſandten zum
König ſagen; und wenn Euch der König
erhört, und Mittel findet beſſere Sitten,
durch beſſeres Beyſpiel einzuführen, ſo
werdet Ihr in zehen biß zwanzig Jahren
wenige Beyſpiele von Hurerey, noch weni-
ger vom Kindermord erleben! ".

» Gar keine Huren mehr zu haben, und gar keine Kindermörderinn, das erwartet nicht. — «

» Wie machen wirs aber denn nun mit denen, die wir alsdann noch haben werden? mit denen die, biß diese groſſe Revolution vor ſich geht noch erfunden werden? «

» Zum erſten rathe ich Euch, daß Ihr die Todesſtrafe auf den Kindermord ganz abſchaffet «.

» Kindermörderinnen, Duellanten und Selbſtmörder, ſind bey ihren Vergehungen nahebey in einerley Verhältniß. Alle werden von einer innern Laſt ſo gedrückt, daß ſie in einer Art von dumpfer Verzweiflung thun, was ſie thun. Wenn einem das Leben und ſeine ganze Exiſtenz anfängt unerträglich zu werden, ſo zerbricht man den eiſernen Zügel der Gewalt, wie viel ehe den pappiernen der Geſetze! «

» Die erſte Empfindung bey einer ſolchen Laſt erpreßt den Wunſch der Vernichtung. Schaft alſo der Unglücklichen, die durch einen kleinen Fehler in ſo groſſes Elend kam, eine Freyſtadt, die der Ver-

richtung ähnlich iſt, in welcher aber die alles heilende Zeit, wieder die Verzweiflung des erſten Augenblicks heilen kan ".

„ Ihr habt Klöſter unter Euch, ihr Katholiſchen; und was auch euch den Evangeliſchen die Reformation gutes gegeben hat, ſo hat ſie Euch doch einen groſſen Schaden gethan, daß Ihr gar keine habt. Aber nichts hindert in beſſerm Sinn, auch bey Euch Klöſter zu errichten ".

„ Setzt dieſen Klöſtern nicht die Religion zum erſten Zweck; ſondern die Arbeitſamkeit, die Beſſerung des Herzens, die Eingezogenheit, die Erwerbung jedes moraliſchen Werths. Oefnet ſie nicht dem heulenden Pfaffen, und der plappernden Nonne; ſondern dem unglücklichen verlaſſenen Mann, dem ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Freunde geſtorben ſind; der ſich ausgefühlt hat auf der Welt, dem die Schritte bis zum Grab zu langſam gehen, der ſeufzt nach einer Zuflucht, wo Ruhe und Stille ihm erlaubt, den ſchwach glimmenden Dacht noch zu nähren mit ſeinem übrigen Lebensſaft, bis er von ſelbſt

verliſcht.

verliſcht. Oefnet ſie dem alten Weib, das ſeine Stüze verlohren hat, der alten Jungfrau die nie eine hatte — ".

„ Setzt nicht die herriſche Betſchweſter, nicht Amazonenmäſſige Tugendheldinnen über dieſe Klöſter. Setzt über ſie den Greiß der wohl gelebt, viel erfahren, viel geſehen hat, und der weis zu verzeihen, weil ihm verziehen worden iſt; ſetzt über ſie die ehrwürdige Matrone, die den weiblichen Werth kennt, weil ſie ihn hatte, die nicht die Anbetung des Laffen, ſondern die Liebe des edlen Mannes in ihrer Jugend gewann, und in ihrem Alter erhielte ".

„ Dieſe Klöſter ſeyen Euch ehrwürdig, ihre Bewohner heilig ! ".

„ Sie erdfnet als Freyſtädte nicht für die Unglückliche, die ihr Kind ermordet hat, ſondern für die, die es noch unterm Herzen trägt. Da ſey ſie ſicher vor dem Haß und dem Zorn ihrer Verwandten, die nicht zu ihr nahen dürften ohne ihren Willen: da ſey ſie geſchüzt vor dem Spott der Gleichgiltigen und der

Boßhaften: da lege ſie ab ihre Bürde, da lerne ſie unter den guten Weibern was Weiber Werth iſt: da wird ſie Freundinnen finden, die ſie tröſten, ſie tragen, ſie beſſern; bey ihnen wird ſie glauben der Welt, deren Spott ſie nicht mehr zu dulden hat, vergeſſen zu ſeyn; Sie wird Ruhe finden, für ihre gedrängte Seele; und ihrer unglücklichen Frucht, die ſie da nicht mehr zur tiefſten Erniedrigung herunter wiegt, ihr bißchen Leben nicht mehr mißgönnen. Da haltet ſie unter keinem Zwang, ſie gehe heraus, wann ſie will, und bliebe ſo lang ſie will ".

» Der Zufluchtsort wird wenigſtens einen — und gewiß den beſten Theil derer retten, die ſonſt Eurer Rache aufgeopfert worden wären. Dieſen Klöſtern ſey es zum Geſetz gemacht, jede Schwangere, die ſich ihnen entdeckt, aufzunehmen, und hart ſey die Straffe jeder Beleidigung, die ihr dort wiederfährt ".

» Auſſer dieſen Klöſtern errichtet auch Findelhäuſer, die eine weiſe Direction zu Schatzkammern des Staates machen kan. Die, die ihr und andere habt, haben tauſend Fehler, aber alle tauſend liegen nur

in der Verwaltung. Der einzige Fehler liegt in der Sache, daß wenn durch sie der Kindermord verhindert wird, die Hurerey weniger üble Folgen für die einzeln Menschen hat, und folglich mehr in Schwung gebracht wird. — So sagt man; aber es ist nicht so. Nicht das Huren, sondern nur das Bastardt zeugen wird mehr in Schwung gebracht. Ihr wißt Ihr Wuthinianer, daß tausend und tausend Huren herumschwärmen, die keine Kinder bekommen haben; und wo gehurt wird ohne Zeugung, oder gar so, daß nicht gezeugt werden kan, wo der Junge vielleicht gar mit sich selbst, das Mädchen mit sich selbst Unzucht treibt; da wird für den Staat am gefährlichsten gehurt; denn dadurch wird nicht der Staat mit verwahrloßten Bastardten gefüllt, sondern seine eigene Bürger werden da entnervt an Leib und Seel. Müssigang und Wohlleben sind allein die Quellen der Hurerey, und wo diese eingerissen sind, wird auch sie überhand nehmen, und wenn kein Findelhaus in der Welt wäre ".

„ Wird aber ungeachtet der eröfneten

Freyſtatt für die Gefallene, und des eröf-
neten Findelhauſes für ihre Frucht, den-
noch Euch wieder eine Kindermörderin
gebracht; ſo begnügt Euch ſie, biß ſie wirk-
lich Beſſerung zeigt, biß ſie wirklich eignen
Werth erworben hat, in ein Pönitenzhaus
zu thun, wo angeſtrengte Arbeit, und
freundſchaftlicher Umgang, billiger und
vernünftiger Vorſteher Ihre Seele, ſtatt
daß andere Häuſer dieſer Art ſie immer
mehr drücken und brechen, liebevoll hei-
len und erheben. — Aber ſo gelind ihr mit
der Unglücklichen verfahrt, ſo ſtreng und
ernſtlich verfahrt mit den Weibern, die
bey ihnen waren; mit ihrer Mutter, ihren
Geſchwiſtern, ihren Nebenmägden und der-
gleichen. Es iſt nichts als das, was noch
dem Kindermord Einhalt thun kan. Die
Schwangerſchaft hat ihre Zeichen, die,
wenn ſie nicht ganz untrüglich ſind, doch
gewiß die, die ſie ſehen, aufmerkſam ma-
chen müſſen. Soll die Mutter, ſollen die
Schweſtern, die Weiber im Haus nicht
an Geſtalt, Gebärde, Gang, an jedem
Geſichtszug, am Mangel der monatlichen
Reinigung, an tauſend, und aber tauſend
Anzeigen die Schwangerſchaft merken;
und zur engern Beobachtung und Bewachung

der Gefallenen verleitet werden können? Es iſt wenigſtens unverzeihlicher Leichtſinn, wenn ſie nicht dazu verleitet werden; und dieſer Leichtſinn iſt ſtrafbarer, als das Vergehen der Kindermörderinn ".

„ Ferner ſucht auch die Ehen zu befördern, und dem Staat nützlich zu machen! ".

„ Ihr habt zwar ſchon lang dafür geſorgt, und deswegen das Geſetz Eurer Voreltern, das dem Jungen vor dem 25ten Jahr, und dem Mädchen vor dem 20ten Jahr zu heurathen verboten, aufgehoben. Ihr habt aber daran nicht weiſe gethan, Ihr gute Wudbianer. Ihr glaubtet, daß dadurch die Hurerey vermindert, und die Bevölkerung befördert würde, wir ſehen aber gerade das Gegentheil. Eben weil der Junge in jedem Alter heuraten kan, bekommt er auch gerade zu der Zeit den Luſten dazu, wo er noch nichts ſchönes am ehelichen Leben finden kan, als den Beyſchlaf; und das Mädchen ergiebt ſich ihm eben darum auch am leichteſten, weil er ſie zu jeder Zeit heurathen kan. Unſere Buben werden überhaupt zu frühe Männer, unſere Mädchen zu frühe

Weiber. Daraus entſteht dann noch die ſchlimme Folge, daß dieſe verheurathe-ten Buben und Mädchen Kinder ziehen ſollen, ſo lange ſie ſelbſt noch Kinder ſind; und daß die Kinder ſchon mann-bar werden, wenn die Eltern noch ſelbſt Kinder zeugen. Die Zucht muß alſo einmal ſchlecht werden, und die Kinder ſolcher Ehleute drängen ſich ehr wieder zur Verheurathung, als die Eltern noch das Leben ausgenoſſen haben; zu dem hat der junge Ehmann ſeine Wildheit noch nicht verlohren, noch nicht das Dul-den, noch nicht die Verläugnung gelernt, die der Ehſtand fodert. Er kommt erſt ſpat zum elterlichen Vermögen, erſt ſpat zur Erfahrung, und verdirbt mit ſeinen Kindern, mit ſeiner Frau und ſeinen Eltern.

„ Das iſt alſo, dünkt mich, nicht der Weeg, die Ehen zum Nutzen des Staats zu befördern. Wenn ich Euch aber rathen ſoll, ſo laßt Eure Geſandten den König noch um vier Geſetze bitten,

1) Daß vor dem 25ten Jahr kein Mann, vor dem 20ten kein Weib heurathen ſoll.

2) Daß vor dem 25ten Jahr niemand ein Amt erhalte, es ſey was für eins es wolle, ſondern jeder biß dahin allein lerne; der Soldat als Gemeiner, der Forſtbediente als Forſtknecht, der bürgerliche Bediente als Student, in welchem Fach es ſey, der Kaufmann und Handwerker als Junge u. ſ. w. Vom 25ten Jahr biß ins 30te ſeyen jedem nur die Subalternen Aemter offen; dem Soldaten als Unteroffizier, dem Forſtmeiſter als Förſter, dem Civilbedienten als Schreiber, dem Arzt als Beyläufer, dem Pfarrer als Unterſchulmeiſter u. ſ. w.

3) Daß ſobald einer eine Bedienung erhält, die ſo viel abwirft, daß er eine Frau ernähren kan, er heuraten ſoll. — und

4) Das alte Hagenſtolzenrecht ſoll wieder eingeführt, die Verlaſſenſchaft der Hagenſtolzen aber ſoll blos den Freyſtätten der gefallenen Mädchen, und den Findelhäuſern überlaſſen werden ".

„ Dieſe vier Geſetze werden wieder der Hurerey und alſo auch dem Kindermord, eine undurchdringliche Schranke ſetzen ".

„ Endlich ihr guten Wudbianer, schaft auch Euch eine bessere Religion, bessere Prediger, bessere Schulen an; und gönnt euern Bürgern und Bauern ein wenig mehr Freude, öffentlich und nach ihrem Geschmack zu geniessen " —

„ Könnt ihr das zu Stand bringen, so werdet Ihr beyher und durch Nebenweege finden, was Ihr sucht, und was Ihr auf dem geraden Weeg nicht finden werdet. "

So sprach der ehrliche Wudbianer zu seinen Landsleuten. Man sagt, sie hätten viel deliberiert, und immer die Kindermörderinnen fort geköpft, biß sies zulezt so gewohnt worden, daß man dort nicht mehr gezweifelt habe, daß die Gesetze in Wudby alle sehr gut, und die Wudbianer das beste, erleuchteste, glücklichste, geschmackvollste Volk des ganzen Erdbodens wäre.

Die Gesandten wurden also nicht abgeschickt; der König aber erfuhr doch was in dem Rath von Wudby vorgegangen war. Er wurde darüber sehr traurig, und ließ einen alten Miniser zu sich rufen, der vor vielen Jahren in Ungnade verfallen war, weil er der Mätresse

des Königs nicht gefiel, den aber der König noch immer sehr achtete. Mit diesem Minister soll er folgende Unterredung gehabt haben“:

„Mein lieber Geheimer Rath, ich habe sie vormahl von meinem Hof entlassen, und auf Pension gesetzt; jetzt aber dächte ich, ich könnte sie wieder gut brauchen, wenn sie mir in einer wichtigen Sache rathen wollten. Ich höre, es geht sehr wunderlich in meinem Königreich Wudby zu, und die Sitten sollen sehr verdorben seyn. Nun wünschte ich von Ihnen zu hören, wie ichs anfange, diese wieder zu bessern.

Sire! sagte der Mann; Sie haben doch sonst von den klärsten Sachen so gern Proben gemacht, machen sie auch eine, in wie fern sich die guten Sitten in Ihrem Hofstaat einführen lassen.

Ich dächte, sagte der König, wir machten die Probe an einem Dorf.

Minister. Das wird nichts helfen.

König. Wie soll ichs dann am Hofe angreifen?

M. Ihre Majeſtät müſſen vor allen Dingen ſelbſt gute Sitten mit Geſchmack annehmen, an Ihrem Hof und in ihren Dienſten aber weder Leute dulden die ſchlechte Sitten haben, noch ſolche die über die guten Sitten, und die Einfalt des Lebens ſpotten; insbeſondere müſſen Sie keine Faullenzer leiden, und ſelbſt arbeiten.

König. Das iſt gut ſagen; was mach ich aber mit dem von A, von B, von C, von D, von E, von F, von G, von H, von J, von K, von L, von M, von N, von O, von P, von Q, von R, von S, von T, von U, von V, von W, von X, von Y, von Z; von Aa, von Bb —

M. Genug Ihre Majeſtät! Ich weiß wohl daß von ihrem ganzen Hofſtaat wenig mehr zu gebrauchen wäre; aber das ſchadet nichts. Wie Euer Majeſtät mich auf die halbe Penſion geſetzt, und meinen Kohl zu pflanzen geſchickt haben, ſo können Sie Ihre von A biß Z, auch ſo ſetzen. Wenn die Herren keine groſſe Penſionen mehr haben und nicht von Ihrer Gnade glänzen dürfen, ſo werden ſie ſich bald verlieren; und in der übrigen adelichen und unadelichen Welt, gibts Leute genug, die, wenn ſie ſie nur

ſuchen wollen, Ihrem Hof bald eine andere Geſtalt geben können.

König. Ich muß aber den Adel um mich haben.

M. Ich wüßte nicht wozu? Und müſſen ſie, ſo machen Sie Sich einen.

K. Einen neuen Adel!

M. Ihre Majeſtät machen ſich ja auch einen neuen Rock, wenn der alte nichts taugt. Es wär ſchlimm wenn das Alterthum alle Belohnungen mit Ehre erſchöpft hätte.

K. Laſſen Sie uns davon abbrechen.

Die ganze Sache kommt daher, weil man ſagt, es würde ſo ſehr in meinem Lande gehurt, und auch öfter die Kinder von den Müttern umgebracht. Da ſollen nun einige vorgeſchlagen haben, es müßten beſſere Sitten eingeführt werden, man müßte den verunglückten Mädchen die Klöſter eröffnen, wohin ſie, ohne daß ſie, ihre Schande zu entdecken brauchen, ſich gegen den Haß ihrer Familie und der Schande der Welt verbergen könnten; man müſſe

Findelhäuſer errichten, wo die Kinder die umgebracht werden, weil die Eltern nicht im Stand ſind ſie zu erhalten, verſtellt würden; man müſſe den Weibsleuten, die bey der Unglücklichen die ihr Kind umgebracht hat, gewohnt haben, empfindliche Leibesſtrafen anſetzen; man müſſe die Todesſtrafe nicht mehr auf den Kindermord ſetzen; ſondern die Kindermörderinnen in gut adminiſtrierte Pönitenzhäuſer bringen; man müſſe das Heuraten vor dem 25ten Jahr, den Jungen, und vor dem 20ten den Mädchen, durch indiſpenſable Geſetze unmöglich machen. Man müſſe vor dem 25ten Jahr keinem eine Bedienung geben; man müſſe den Dienern, die nur ſo viel Beſoldung haben, daß ſie heuraten können, das Heuraten zur Pflicht machen; man müſſe das Hagenſtolzenrecht wieder einführen; Man müſſe die Bauern und Bürger vernünftiger von ihrer Religion, und den üblen Folgen ihrer Vergehungen unterrichten; Man müßte den Bauern mehr Freude öffentlich erlauben. Was halten Sie davon?

M. Ich halte das alles für ſehr gut; aber ohne gute Sitten wird alles ſeinen Zweck

nicht halb erreichen; und gute Sitten muß der Hof pflanzen!

K. Das iſt langweilig.

M. Nicht, wenn Sie wiſſen, was gute Sitten ſind.

K. Wir wollens überlegen Leben Sie wohl Herr Miniſter, wir wollen ein andermahl mehr davon reden ".

Wie es ferner in **Wudby** gegangen iſt, eiß ich nicht; aber wahr iſts das Haupt- ittel, der Hurerey, und alſo auch dem Kinder- ord zu wehren, iſt die Einführung guter itten; auch iſt wahr, daß dieſe, vornemlich rchs **Beyſpiel des Hofs und der Hofleute** geben werden müſſen, und daß, wenn die t vorliegende Frage in **Wudby** zur Preiß- fgabe geſetzt worden wäre, der **Wudbiani-** e Rathgeber den Preiß nicht gewonnen haben ürde, weil ſein Hauptvorſchlag in **Wudby** pt anzuwenden iſt.

Ich ſetze dieſen Vorſchlag übrigens auch un- die erſten; geſtehe aber auch, daß er nur er einem Herrn möglich iſt, der nicht die gſtlich gute, pedantiſch ſteife Tugend in ſeiner ele hat, die man ſo oft für Tugend anſieht; dern der zugleich ein reines Herze mit einer

edeln thätigen Seele verbindet; der Stärke genug hat, niemand eine Uebermacht, nicht einmal über seinen Geschmack zu verstatten; der Menschen kennt, und sich über die tausend Vorurtheile hinaus setzen kan, die meist den Grossen anhängen; den die Scheinreligion so wenig als die Scheintugend blendet; der niemand um sich leiden kan, als wer wahren Werth hat, diesen aber unter allen Gestalten findet; der zu befehlen weiß, dabey aber auch gelernt hat, daß die gröſten Monarchen dem Gang der Natur gehorchen, und die Menschen nehmen müssen, wie sie sind; der zu belohnen und zu bestraffen weiß der abschlagen und gewähren kan, wies die Weisheit befiehlt; der den Keim des Guten zu finden nnd ihn zu nähren weiß, und der diese und noch andere hundert Fürsten-Tugenden im höchsten Grade besitzt — O Ihr Preißfragenaufgeber, und Ihr Preißfragenrichter! Man kan Euch ehe untrügliche Mittel angeben, wie man Zuckerplantagen auf den Sieberischen Bergen anlegen, und die Felsen aus dem Meer sprengen kan, woran Eure Schiffe stranden, als wie man gute Gesetze vorschlagen soll, unter einer eingeschränkten, gleichgiltigen, geschmacklosen, sittenlosen, seelenlosen, kraftlosen Regierung. —

Doch befriedigt Ihr Euch mit Flickgeſetzen, ſo erwägt den Rath des Wudbianers!

Mich dünkt auſſer dem Vorſchlag, gute Sitten zum Hofton zu machen, ſind ſeine übrige Vorſchläge ſo zimlich wirkſam und treffend. Ich will ſie noch ſtückweiß durchgehen.

Erſtens ſagt er: Sollt Ihr Klöſter errichten, in welchen die unglückliche Gefallene, die die Schmach der Leute, und den Haß ihrer Eltern und Verwandten fürchtet, flüchte, und wo ſie unter dem Schuz und der Aufſicht der Vorſteher, und der übrigen Schweſtern ihre Bürde ablegen kan.

Der philoſophiſche Grund zu dieſem Vorſchlag liegt wohl darinn, weil in dem Augenblick, wo der Menſch die Schande und den gerechten Haß anderer befürchtet, er nichts mehr wünſcht, als die Einſamkeit, wohin er ſich verberge vor den Augen ſeiner Freunde, ſeiner Bekannten, der ſpottenden Welt. So wie die Zeit den erſten Eindruck lindert, ſo wie ſeine Seele ſich gefaßt hat, wagt er ſich wieder zurück und fühlt ſich ſtärker, weil das Aufſehen und die Schande ſchwächer wird, der Haß ſich legt, und der Muth ſich wieder geſammelt hat. Es ſcheint alſo wahrſcheinlich, daß ein ſolcher

Zufluchtsort der gedrückten Unglücklichen, die nun allen Haß und alle Schande, die auf ihres gleichen fällt, erwartet, entweder eine ganz willkommene Zuflucht, oder doch eine Freystadt gegen sich selbst, und den Gedanken, sich durch einen Mord ihres Kindes zu befreyen, werden muß. Ist denn nun da die Gesellschaft noch freundlich, gütig, mitleidig, trägt sie die Leidende, hilft sie ihr sich wieder fassen, wieder sammlen, lehrt sie sie, daß ein Fehltritt wie der, den sie begangen hat, auf hunderterley Arten wieder verbessert werden kan; daß Keuschheit eine grosse, aber nicht die einzige Tugend ist, nicht die gröste; zeigt sie ihr noch andere Aussichten in der Zukunft; wie leicht kan dann diese Freystadt ein Rettungsmittel von den äussersten weiblichen Unglücksfällen, und ein Heilungsmittel für eine irrgeführte Tugend seyn.

Aber, ist nicht zu befürchten, daß durch diesen Vorschlag die Hurerey befördert werde; Nicht zu fürchten, daß dergleichen Klosterfrauen bald Unterhändlerinnen der Unzucht werden, welcher sie die Freystadt eröffnen sollen? Das lezte fürchte ich wenig, wenn die Wahl der Klosterfrauen und ihrer Vorsteherinn gut ist. — Wer bürgt dafür? — Da sind wir schon

wieder

wieder auf dem erſten Punkt; — Die guten Sitten der Regierung. Habt Ihr nicht Leute, welche die Aufſicht auf ein ſolches Stift tragen, und es ſeinem Zweck gemäs einrichten können; ſo entſagt auf ewig allem Guten; ſo verſchiebt doch die Preißfrage wie dem Kindermord vorzubeugen ſey, noch ein halb Jahrhundert hinaus, und ſchlagt erſt die vor: wie machen wirs, daß wir gute Diener bekommen? Auf die, Ihr Fürſten, ſetzt nicht eine Handvoll Ducaten für den der ſie auflöſt, ſetzt Eure Buſenfreundſchaft zum Lohn, für den, der die guten Diener ſucht.

Der andere Anſtand, daß ſolche Freyſtätte die Hurerey befördern, iſt unrichtig. Man darf nur mit einem halben Auge geſehen haben, ſo muß man wiſſen, daß Eure Hurenſtrafen bey niemand dem Inſtinct der Natur Einhalt thun; und daß alſo alles, was ſie erleichtert, auch dieſem Inſtinct deswegen kein freyeres Spiel giebt. Nichts als angebohrne Tugend, erworbene gute Sitten, oder Mangel der Gelegenheit ſchützt Eure Mädchen gegen die Hurerey. Wer ſich vor dergleichen Anſtalten fürchtet, muß wenig Begriffe von der Theorie der Strafen haben. Der Geſetzgeber

ſetzt durch ſie üble Folgen, zu den, entweder von Natur oder nach ſeinem Geſetz, üblen Handlungen, damit die Imagination bey der Gelegenheit einer Uebertrettung, die Handlung verabſcheuungswürdig mache. Kan man nun ein Mittel finden, wodurch die üblen Folgen der Handlungen, der Imagination ſo lebhaft dargeſtellt werden, daß ſie ſchon deßwegen verabſcheuet werden, ſo braucht man keine Strafen zu den Handlungen zu ſetzen, die überhaupt nur den Dumpfſinnigen geſetzt werden, die keine von den ſeinen, langſam wirkenden, eingewickelten Folgen ihrer Handlungen ſehen.

Die moraliſche Erziehung ſoll den Kindern dieſe Folgen entwickeln; und da dieſe in Wudby ſo wenig zweckmäſſig iſt, ſo wird dort die vorgeſchlagene Freyſtatt ein zweytes Erziehungshaus für groſſe Kinder werden können, in welchem die Predigerinnen des weiblichen Werths und der weiblichen Unſchuld, zumal in den Augenblicken, wo die Folgen ihres Verluſtes ſo fühlbar ſind, mehr wirken können, als die blutigſten Geſetze. Sie wird wirken, was Chriſtus und die Apoſteln verlangen, daß, wer geſündigt hat, nicht mehr ſündige, und wer gefallen iſt, ſich in einem gröſſern Glanz erhebe. Auch iſt es ſehr

unfein empfunden, wenn einer glaubt ein armes Mädchen, das in einem unglücklichen Augenblück ſeine Unſchuld verlohren hat, werde in ſolchen Freyſtätten keine Strafe ihres Fehltritts leiden. Dem Fehlenden, deſſen Seele fein iſt, kan man, biß ſeine Seele ſich wieder ermannt hat, keine gröſſere Strafe auflegen, als den Umgang mit Unſchuldigen. Zwar weiß ich, daß die wenigſten Huren ein ſo feines Gefühl haben: aber daß die meiſten Kindermörderinnen ſolch ein Gefühl haben, traue ich mich gewiß zu behaupten; und die Huren, die es nicht haben, werden es bekommen, wenn die vorgeſchlagenen Freyſtätte nur halb ihrem Zweck entſprechen; werden wenigſtens dem Müſſiggang entſagen lernen; werden andere Sitten lernen.

Aber wo nehmen wir den Fond zu einer ſolchen Einrichtung? Aus den unerſchöpflichen Schatzkammern von Wudby; denn da es dem Aufgeber der Preisfrage nicht nöthig ſchiene anzugeben, welche Reſourcen das Land hat, in welchem er den Kindermord einſchränken will; So wird mir erlaubt ſeyn, den Wudbianiſchen Monarchen ſo reich, ſo freygebig,

„u guten Zwecken zu machen, als ich nur immer will.

Aber: wie werden wir den Evangeliſchen ſolche Einrichtungen aufſchwatzen können. Sollen wir unſer Geld hingeben, ihre ketzeriſchen Huren zu erhalten; Ich dächte ja!

Der zweite Vorſchlag des Wudbianiſchen Rathgebers war, die Findelhäuſer nicht abgehn zu laſſen. Auch darinn ſcheint er mir recht zu haben. Die Findelhäuſer können einen doppelten Nutzen haben; Einmal können ſie der Unglücklichen, die ihr Kind umbringt, um der Schande die ihrem Fehltritt anklebt, zu entgehen, ein Mittel angeben, wodurch ihr Geheimniß verborgen bleibt; und zum andern heben ſie der Hure, die ihr Kind mordet weil ſies nicht nähren kan, die einzige Urſache ihres Verbrechens.

Man hat an den Findelhäuſern vieles auszuſetzen. Sie befördern, ſagt man, die Hurerey, weil ſie die Erhaltung der Kinder erleichtern: Das iſt aber nur zum Theil wahr, denn unter tauſend Huren wird kaum Eine ſeyn, die ſich zur Zeit des Beyſchlafs deswegen Skrupel gemacht hat, weil ſie nicht weiß, wie ſie ihr Kind erhalten ſoll; wärs aber auch

bey einigen wahr, ſo iſt doch das Unglück, zehen Huren mehr im Staat zu haben, weit geringer, als eine Kindermörderinn zu haben. Findelhäuſer ſind Ausweege, die man der ſchwachen Menſchheit eröffnet hat, um der Härte der Geſetze und dem Elend zu entgehen, welches die Abweichung vom Gang der Natur auf uns ausgebreitet hat. Da die Menſchen mehr ſeyn wollten, als ſie ſollten, legten ſie ihrem natürlichen Inſtinct Feſſeln an. Sie idealiſirten ſich einen Zuſtand von Vollkommenheit, der allerdings ſchön und glänzend iſt, den ſie aber, gemacht wie ſie ſind, nicht an der Hand der Natur, ſondern an der Hand der Kunſt erreichen müſſen. Die Einſchränkung des Inſtincts der Frauenliebe auf einen einzigen Gegenſtand gehört hieher. Welcher Menſch dieſe Feſſeln tragen mag, iſt unendlich glücklicher, als wer ſie bricht; aber der, der ſie bricht, iſt deswegen doch kein Abſcheu der Menſchheit; iſt deswegen doch ſo wenig einer Unterſtützung ſeiner Schwäche unwerth, als der Lahme der Unterſtützung der Krücke.

Wer wird läugnen, daß es höchſt wünſchenswerth wäre, daß alle Menſchen, den von der

Weisheit idealisirten Zustand der höchsten Vollkommenheit die die Menschen auf Erden erreichen können, erreichten? wer aber, der nur einigen Sinn von diesem Zustand hat, wird die Menschen dazu nöthigen wollen? Wer wird läugnen, daß es sehr gut wäre, wenn nie die Zeugung anders vorgenommen würde, als nach der Ordnung welche die weiseste Gesetzgebung vorschreibt? wer wird aber es vernünftig finden, daß man die gesetzwidrige Zeugung durch Erschwehrung der Erhaltung des Gezeugten in die Ordnung zwingen solle?

Alle die Declamatoren gegen die Zuchthäuser scheinen mir zu sagen: Da wir nicht gesonnen sind uns der Zeugung der unehelichen Kinder in unserm lieben Vaterland theilhaftig zu machen; so haben wir das Findelhaus, welches diese so sehr erleichtert, abgerissen; wollen also, da wir die Hurerey doch nicht deswegen abschaffen können, daß künftig jeder mit sich selbst hure: oder wenn er Unzucht treibt, sie so treibe, daß keine Zeugung dabey vorgehe, oder daß die Zeugung wieder abgetrieben, oder das Gezeugte, wenn es nicht auf einmal geschieht, doch nach und nach durch Verwahrlosung und Mangel

aus der Welt gebracht werde, wornach ſich jedermann zu richten hat. “

Laßt uns doch um Gotteswillen uns mit uns ſelbſt behelfen!

Woher ſollen wir aber den Fond zu ſolchen Häuſern hernehmen? Aus den unermeßlichen Schatzkammern des Königs von Wudby.

Aber wie elend ſind dieſe Häuſer meiſt eingerichtet? — Richtet ſie beſſer ein! Davon iſt hier die Frage gar nicht. Die Frage iſt nur ob ſie zu dem Entzweck nützlich ſind, auf den wir arbeiten, ohne ein gröſſeres Uebel zu ſtiften. Ich kann auf die Frage wieder nicht anders antworten, als Ja! denn wie geſagt, wenn auch zehen Hurenkinder aufs Hundert um ihrentwillen mehr gebohren werden; ſo iſt das eine Kleinigkeit gegen einen einzigen erzwungenen Abort, gegen eine einzige erkünſtelte Selbſtbefleckung, gegen einen einzigen Kindermord; gegen eine einzige Verwahrloſung des Kindes. — Es iſt ja ſelbſt beym Handel, wo man alles berechnen kan, nicht alles Gewinn; Solls im Moraliſchen ſeyn, wo man gar nichts berechnen kan? Ich habe es ſchon geſagt, und werde es noch tauſendmal ſagen: „ keine Tugend, weder die

Keuſchheit, noch die Gerechtigkeit, noch die Milde, noch die Redlichkeit kan anders gebaut; keinem einzigen Laſter weder der Geilheit noch der Ungerechtigkeit, noch der Hartherzigkeit, noch der Schwelgerey kan anders widerſtanden werden, als durch gute Sitten. — Eure Preißfrage kommt alſo dahin: Wie pflanzt man gute Sitten? Und wer anders antwortet, als: durch gute Menſchen; verſteht ſie nicht. Wo finden wir die? Sucht ſie! Wie ſucht man ſie? Liebt ſie und zieht ihnen nicht den Schurken vor, der nichts vor ſich hat, als Stand, Geld, oder flachen Witz, oder Aehnlichkeit mit Euren Fehlern.

Der Wudbianiſche Rathgeber ſchlägt ferner als ein Flickgeſetz gegen den Kindermord vor, daß Ihr Eure Buben nicht zu früh zu Männern machen ſollt.

Es war eine weiſe Einrichtung in Rom, daß man ein beſtimmtes Alter haben mußte, ehe man ein Amt bekommen konnte; und daß man keins bekommen konnte, man habe dann erſt durch Grade alle die ſubalternen Poſten durchlauffen. Die Sache iſt von tauſendfachem Nutzen. In der Materie von der Hurerey nicht vom geringſten.

Seht einmahl die heutige Lebensart Eurer Jungen an? — Kaum kommt der Bube aus der Schule ſo wird er ein Mann, der mit den älteſten Männern gleiche Rechte fodert. Der geſtrige Page als Officier, der geſtrige Primaner als Student, der geſtrige Student als Aſſeſſor, als Pfarrer, als Advocat; der geſtrige Kaufmannsjunge als Handlungsbedienter u. ſ. w. In allen dieſen Leuten iſt weder Erfahrung, noch Selbſtkenntniß, noch Vorſicht noch Gewalt über ſich, noch Kenntniß von Subordination; dagegen iſt ihr Blut unbändig, ihr Blick unverſchämt, ihr Sinn freyer. — So früh entlaſſen dem Zwang, ſo früh gleichgeſtellt dem Mann, nehmen ſie weder Zucht noch Ermahnung an; verachten den bedächtlichern Mann, laſſen ſich mit jedem Strohm dahinreiſſen. Dieſe zu Männern getriebene Buben machen dann, wo nicht die ſchöne, doch die dem jungen Mädchen gefällige Geſellſchaft aus; ſie vertreiben ihm die Zeit, ſie vergöttern ſeinen Werth, und ſchon ſo im Gang zu einem veſten Etabliſſement ſind ſie den Eltern der Mädchen ſelbſt willkommen u. ſ. w.

Wenn der Junge bis in ſein 25tes Jahr eine ſubalterne Rolle hätte ſpielen müſſen; wenn er bis dahin nicht der männlichen Geſellſchaft

ſich hätte gleichſtellen dürfen; wenn bis dahin die Mädchen von einiger Delicateſſe, ſich ſeines Umgangs geſchämt hätten: Um wieviel würden unſere Männer weniger ſchaal, um wie viel würden unſere Mädchen weniger der Verführung ausgeſetzt worden ſeyn? Aber jetzt kommt ſein 25tes Jahr; jetzt wird er zu einem Poſten gelaſſen, der ihn den Männern mehr gleich ſtellt; und jetzt wirds ihm auch zugleich zu einem Geſetz gemacht, zu heuraten; und alſo wieder ſeine Freyheit, in eine Art von Zwang gelegt, ohne den der künſtliche Gang der politiſchen Maſchine nicht erhalten werden kan.

Ich weiß wohl wie viel gegen ſolche Einrichtungen einzuwenden iſt. Man kan ſagen: eben weil der Junge ſo ſpat in die gute Geſellſchaft kommt, iſt zu fürchten, daß er mit geringen Leuten ſich abgiebt; und die Mädchen ſind am leichteſten fähig einen Kindermord zu begehen, welche aus dem Mittelſtande gebohren, und von den Gröſſern entehrt worden ſind. Die Einwendung iſt dann wahr, wann der Junge ſeine Freyheit hat; aber wann er bis in ſein 25tes Jahr noch als Junge behandelt werden darf; wann er bisdahin noch die ſtrengſte Unterwürfigkeit leiden muß, aus welcher ihn nun jeder Poſten im Staat befreyt,

ſo iſt dieſer Einwurf weniger zu befürchten; und kommt dann noch das Geſetz hinzu, daß wer ein Amt hat das ſo viel trägt als erforderlich iſt eine Familie zu erhalten, ſich heuraten muß, ſo wird auch im weiblichen Geſchlecht weniger Gefahr zur Verführung übrig bleiben. Aber welche Ehen wenn ſie erzwungen werden? welche Eingeſchränktheit des Kopfs und Herzens wenn der Umgang der Ledigen ſo verhindert wird? — Und ſind dann jetzt Eure Ehen ſo vortrefflich? Iſt jetzt Euer Kopf und Herz ſo weit? — Gewiß die männlichen Vorzüge die ihr den Weibern gegeben habt, und die weiblichen die Eure Männer erhalten haben, ſind eben nicht groß des Wunſches werth. Hat die Eingezogenheit der griechiſchen und römiſchen Weiber den Männern etwas geſchadet? Rechnet doch alle die Plattheiten zuſammen die wir jetzt in Geſchäften, Wiſſenſchaften, Umgang, Geſchmack, ſelbſt in der Tugend haben, und ſagt ob wir ſie nicht alle der Verweiberung der Männer ſchuldig ſind? Alle die Stutzer und Laffen die wir jetzt am Hof, in der Armee, und — ewiger Apoll — auf deinem Parnaß haben, wer hat ſie uns anders gegeben, als die Weiber? Es iſt wahr, wir haben dagegen manches gewonnen; aber bey Gott! der Verluſt des männ-

lichen Geiſtes wird durch nichts erſetzt! Und was haben die Weiber durch unſern Umgang gewonnen? Das, daß die ſchönſte Szene ihrer Glückſeeligkeit das häusliche Leben unwiederbringlich für ſie dahin iſt! Da jedes Weib jedem Mann ſeinen Umgang geſtattet, wird jedem ſein eignes das gleichgiltigſte; da auſer ſeinem Haus jeder allen Zeitvertreib, und alle Freude findet die das Weib ihm geben kan; ſo kan die Hausfrau ihrem Mann nichts neues mehr geben. Und wo ſollt auch ſie es hernehmen; da ſie jedem andern Mann auch ſo viel geben muß? Da ſie jedem andern auch ſo gefallen muß? Da ſie ſo ausgebreitet iſt, daß ihr eignes Haus das ihr ſonſt eine Welt war, ihr nun ein Winkel wird.

Ich geſtehe es, manches Weib hat erſt durch ihren Umgang mit Männern, ihren rechten Werth erworben; aber tauſend gegen eine ſind darüber zu Grund gegangen, und untreu gegen ihren Beruf geworden. Sollen ſich tauſend Menſchen in die See ſtürzen, um eine Perle zu finden?

Und gewiß zu unſerer Beſtimmung hier auf Erden brauchen wir wenig männliche und weibliche Genies. Die eingeſchränkteſten Menſchen ſind meiſt am glücklichſten, und am brauch-

darften. Die ächten Genies entwickeln ſich ſelbſt. Alle, die nur durch Umſtände Genies werden, werdens nur halb; und die halben Genies ſinds eben, die uns alle ſo ſchlecht, ſo groß im Kleinen, ſo einſeitig, ſo eingebildet, ſo träg machen! — Mich dünkt wenn ich das alles anſehe, ſo wird mirs gar nicht leid darum ſeyn, wenn die Eingezogenheit des unmännlichen Jungens, und des ledigen Mädchens unſerm allzufreyen Umgang Gränzen ſetzt; gar nicht leid wenn ich hoffen kan, daß der Junge ſich erſt für Mann halten darf, wann ers anfängt zu ſeyn. — Und würde auch dieſes Mittel weniger zur Verhütung der Hurerey beytragen als der gute Wudbianer glaubt, ſo muß doch der Gang der Geſchäfte in Wudby, und die ganze Nation männlicher werden, wenn in ihr nur Männer zu reden und zu handlen berechtiget werden.

Näher zum Zweck ſcheint mir der Vorſchlag der Einführung des Hagenſtolzen Rechts zu wirken.

Von der Gerechtigkeit dieſes Rechts iſt nichts zu reden. Es iſt offenbar gerechter als alle die anderen Regalien, die jedermann für unverletzlich hält, und ſein Nutzen iſt augenſcheinlicher. Reichthum, Ueberfluß, Leichtſinn und Faulheit,

ſind die gefährlichſten Quellen böſer Sitten, und alle werden durch das eheliche Leben nicht wenig verſtopft. Ein mäſſiges Einkommen erlaubt einem ledigen Mann einen Luxe der dem verheurateten verboten iſt. — Nichts kan den Trägen beſſer ſpornen als Mangel und Eitelkeit. Eitelkeit haben die **Wudbianer** und unſere meiſten Mitbürger in Europa genug, und Mangel wird vielen kommen, wenn alle heuraten müſſen. Durch dieſes Geſetz wird manche Equipage, mancher überflüſſige Bediente, manches ſchöne Kleid, manche Vergoldung, manche Ueppigkeit eingeſchränkt werden; mancher Taugenichts wird durch es zum arbeiten gezwungen werden, und manches ehrliche Mädchen das jetzt in der Verzweiflung bey jenen Umſtänden einen Mann zu finden, ſich dem Verführer dahin gibt, wird ſich beſſern Hoffnungen aufſparen, die bald jede faſſen kan, wann die Vermehrung der Ehen, den angeſehendſten und mittel-Familien mehr Eingezogenheit und Sparſamkeit nothwendig macht.

Was hat man nicht alles von dem Luxus geſchrieben, und was kan für ein beſſerer Vorſchlag gegen denſelben gegeben werden, als die Nothwendigkeit der Heuraten? Der Luxus iſt eine Folge des Ueberfluſſes bey einigen, und

der Nachahmung bey andern. Wollt Ihr den Ueberfluß abſchneiden, ſo vertheilt ihn; das thun die Ehen; wollt Ihr die Nachahmung abſchneiden, ſo macht, daß die wenigſten nachahmen können.

Daß dieſes Geſetz einzuführen ſey, daran kan niemand zweifeln, denn es war ſchon in Deutſchland eingeführt; aber ob es nicht die fürchterlichen Folgen haben könnte, daß viele, um dem Fiſcus nichts zu hinderlaſſen, das ihrige verthun würden, das iſt allerdings ein Einwurf. Die Folge aber wird wenig zu befürchten ſeyn, wenn dem unverheurathe-ten kein Amt und kein Titel gegeben wird; und wenn Eure Armen-Anſtalten kein Almoſen ohne Arbeit geben. Schon wird der Hagenſtolz in ſeiner Familie wenig Freunde haben; Ehre wird er im Staat keine haben, und ſelbſt Achtung wird er wenig haben, weil der gröſte Theil der Nation den Hagenſtolzen Stand verächtlich halten wird, den das Geſetz verabſcheut. Aber, wie viele werden ohne Beruf in die Ehe tretten? — Wie viele tretten jezt ohne Beruf hinein? und — O laßt uns doch nicht alles ſo geniemäſſig behandeln. In dem Wudby, das ich mir idealiſirt habe, giebts wenig Genies; die meiſten ſind gleichgiltige

Menſchen, und die gleichgiltigen Menſchen bilden ſich bald nach dem Stand, in den ſie geſetzt worden ſind. Auch iſt wahrlich der ewige Schöpfer weiß genug geweſen, dem Eheſtand, dem Zuſammenhang des Weibs mit dem Mann, der Eltern mit den Kindern, ſolche fühlbare Seeligkeiten zu geben, daß es wenig Zwang erfordert, ſich daran zu gewöhnen, und daß der gewiß, der nicht als Junge, ſondern als Mann hinein tritt, ſie bald finden, bald lieben wird.

Wenn aber nun aller dieſer Anſtalten ungeachtet, wie es dann doch geſchehen muß wo keine Sitten ſind, die Hurerey noch immer häufig vorkommt, und der Kindermord ſich auch dann und wann zeigt; ſo hält der Wuddianiſche Rathgeber für ſehr nüzlich, daß die Hurerey nur leicht, der Kindermord aber nie mehr mit dem Tod, ſondern durch eine lange Verwahrung in anſtändigen Pönitenzhäuſern beſtraft werde.

Die pedantiſche Auslegung des Geſetzes: Wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder von Menſchen vergoſſen werden" — wird wenig mehr irre machen. Man weiß

weiß wie dieſes Geſetz zu verſtehen war, weiß was man von den allgemeinen poſitiv Geſetzen Gottes zu halten hat. — Ich halte mich alſo berechtigt, bey den Richtern dieſes Aufſatzes nichts weiter darüber zu ſagen. Aber das iſt zu unterſuchen, ob die Aufhebung der Todesſtrafe nicht den Kindermord häufiger machen würde?

Die Theorie der Strafe ſcheint mir das Gegentheil zu beweiſen. Durch die poſitiven Strafen will man den verbotenen Handlungen ſolche Folgen zu ſetzen, die ſie der Imagination abſcheulicher machen, als dieſe Handlungen ihrer Natur nach geweſen wären. Thut das ein leichter ſchmerzloſer Todt, bey dem die Umſtände allein wehe thun, beſſer, als die Einſchlieſſung in ein Pönitenzhaus, wo eine lange Schande unaufhörlich ſtraft?

Die meiſten Kindermorde, und wo Findelhäuſer oder nur gute Waiſenhäuſer ſind, werden alle Kindermorde, blos um der Schande zu entgehen, die auf der Unzucht liegt begangen. Iſt der Satz wahr, ſo folgt, daß man dem Kindermord nicht beſſer Einhalt thun kan, als wenn man ihm eine Strafe auflegt, die eine noch gröſſere Schande nach ſich zieht, als die

war, welcher die unglückliche Mörderinn entgehen wollte. Laßt ein Weib, die nun ihr Kind umbringen will, die Wahl haben, jezt den Tod zu leiden, oder als eine Hure bekannt zu werden; so werden alle die, die ein groſſes Gefühl von der Schande haben, zumahl in der Abſpannung, in welcher ſie ſich in den Schmerzen der Geburt finden, den Tod lieber wünſchen, als die Schande. Laßt ſie aber wählen, ob ſie lieber die kurze überhingehende Schande ein unehliches Kind gebohren zu haben leiden; oder ſich, um ihr zu entgehen, der Gefahr blos ſtellen will, einer lebenslang daurenden und etliche Jahre nacheinander wiederkommenden öffentlichen Schande ausgeſezt zu werden; So werden gewiß wenige ſeyn, die dieſer Gefahr ſich ausſetzen wollen.

Wird ein Mädchen als eine Hure bekannt, ſo kan ſie durch Veränderung ihres Wohnorts durch eine glückliche Verheuratung, durch Eingezogenheit, durch den Auftritt einer andern Hure, wieder Lindrung hoffen: Wird ſie aber in das Pönitenzhaus, das an ſich ſchon entehrend ſeyn muß, geſperrt; ſo dauert dieſe Schande ewig, ohne Erlöſung. Ich würde dabey dieſes Haus ſo einrichten, daß in ihm ſtrenge, aber nicht brechende Arbeit, mäſſige, aber

nicht zerſtörende Nahrung gereicht würde; daß die Unglücklichen darinn zwar keinen Umgang haben dürften, als mit den Dienerinnen und Aufſeherinnen des Hauſes; daß ſie aber eine Zeit von 6 bis 10 Jahre lang, jährlich zu gewiſſen Zeiten, mit gewiſſen Feyerlichkeiten ausgeſtellt und dem Beſuch, und den Vorwürfen ihrer Anverwandten ausgeſetzt würden; daß ſie nie dieſes Hauß verlaſſen, ſondern lebenslang ohne Gnade darinn verharren müßten! — Mich dünkt eine ſolche Scene würde den erſten Keim des Gedankens eines Kindermords erſticken, und durch eben den Inſtinct der Eitelkeit, der den Kindermord veranlaßt, den Kindermord verabſcheuen machen: Denn das iſt gerade die gröſte Weisheit der peinlichen Legislation, daß die Strafen alles das doppelt geben, was der Verbrecher durch ſein Verbrechen zu vermeiden ſuchen wollte: Armuth, wer Unrecht thut, um ihr zu entfliehen; Schande, wer ſündigt ſie zu vermeiden. Und eben das iſts, was die Todesſtrafen hier ſo unzweckmäſſig macht, weil ſie mehr lezte Zuflucht vor dem Uebel, als wirkliches Uebel ſind. Wie mancher hat ſich ſelbſt den Tod angethan, um eine Laſt abzuwerfen, die ihn ſchwerer drückte? — Doch

das iſt alles ſchon ſo oft geſagt worden, daß es keiner Ausführung mehr bedarf.

Aber, ſollte denn auch noch jemand ſo wenig Menſchenkenntniß haben, daß er glaubte, es würde doch die Aufhebung der Todesſtrafe den Kindermord befördern; ſo wird ihn wenigſtens der weitere Vorſchlag des Wuddianers beruhigen, nach welchem alle die Weibsleute, die um die Kindermörderinn zur Zeit ihrer Schwangerſchaft geweſen ſind, und ſie nicht angezeigt haben, und ich ſetze noch hinzu, der Schwängerer ſelbſt, der um die Schwangerſchaft wuſte, geſtraft werden ſollen.

Der Kindermord wird meiſt durch die Furcht vor der Schande veranlaßt. Dieſe Furcht iſt in der Unglücklichen, zumal bey der Abſpannung in der Geburt, zu allem fähig, und verdient Barmherzigkeit: aber bey den Müttern, bey den Schweſtern, bey den Mägden, bey dem Schwängerer verdient ſie keine! — Zwar verlange ich von dieſen nicht, daß ſie die Unglückliche der Obrigkeit anzeigen ſollen. Nein! Es ſtehe ihnen frey, ſie vor aller Schande, vor allem Ungemach, das ihr natürliches, aber unglückliches Verſehen nach ſich zieht, zu retten; aber dem Geiſtlichen im Ort ſollen ſie die Anzeige thun, und das nicht

in der Beichte, ſondern im Vertrauen als dem Vater ſeiner Beichtkinder. Der ſoll dann rathen, aufmerken, helfen, und alles mit aller Vorſicht anwenden, daß das zu befürchtende Unglück verhütet werde. Auch bin ich fern zu verlangen, daß das immer bey jeder Schwängerung geſchehen ſoll; findet die Mutter, finden die Geſchwiſtrige, die Mägde, der Schwängerer ſichere Mittel, die Frucht vor der Mutter Verzweiflung zu retten, ſo ſey's ihnen erlaubt, ſie ſo geheim anzuwenden, als ſie wollen; aber auf ihre Gefahr, d. i., daß wenn ſie dieſe Mittel nicht anwenden, oder fruchtlos anwenden, die Weiber alle, und der Schwängerer, ohne Anſehen der Perſon, mit dem Zuchthaus auf viele Jahre, oder mit ſchwerer Geldbuſſe beſtraft werden.

Dieſe Verordnung iſt nicht ungerecht. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Hausweib nicht an ihrer Magd, ein Nebengeſind nicht an ihrem Nebengeſind, eine Mutter nicht an ihrer Tochter, eine Schweſter nicht an der Schweſter, ein Weib nicht an dem andern die Schwangerſchaft entdecken ſollte; und weiß der Schwängerer davon, ſo iſt es ihm ſo leicht, ſich dem Mann, der ihn und die Unglückliche zu ſchonen, ſo ſtrenge Pflicht auf ſich hat,

anzuzeigen. Sind aber auch Fälle möglich, wo der leichtſinnigen Mutter, und den leichtſinnigen Weibsleuten, die um die Geſchwängerte waren, die Schwangerſchaft verborgen bleiben konnte, ſo iſt eben der Leichtſinn ſchon ſtrafbar.

Eben dieſes Geſetz hat dabey noch einen Nebenzweck, auf welchen es nicht weniger wirkſam erfunden werden wird; nemlich, daß Eltern, Geſchwiſtrige, Herrſchaften, und wer ſonſt bey ſolchen Unglücklichen iſt, ſie mehr vor aller Gelegenheit zur Hurerey bewahren werden; und daß die Unglückliche ſelbſt, die ſich nun von ſo vielen Aufſehern umringt findet, ehe die ihr eröffnete Freyſtatt erwählen, als ſich der Gefahr einer Entdeckung ausſetzen wird.

Was endlich noch der Wudbianiſche Rathgeber von den Mitteln, die Hurerey und die Unzucht auf dem Land zu verhüten angiebt; die Verbeſſerung der Religion und der Schulanſtalten, der Geiſtlichen und der Schulmeiſter, und die Geſtattung mehrerer öffentlicher Freuden des Landmanns, das rechne ich unter die nicht auszuführenden Vorſchläge, die der Aufgeber der Preißfrage nicht annehmen will.

Damit man aber doch einiger maſſen, wenigſtens leichter als aus dem bisherigen Räſonnement, einſehe, was, und wie jeder dieſer Vorſchläge ausgeführt werden könne, ſo ſey mir erlaubt, dieſe Abhandlung noch mit einer Formel des Edikts zu ſchlieſſen, das der König von Wudby etwa hätte geben können, wenn er die Vorſchläge des Wudbianiſchen Rathgebers, und ſeines disgratiirten Miniſters hätte annehmen wollen. Dieſes Edict würde etwa ſo gelautet haben:

Wir ꝛc. ꝛc. haben in Erwägung gezogen, wie in Unſerm Königreich Wudby bisher ſich ſo viele ſchlechte Sitten eingeſchlichen, und dadurch neben vielen andern Laſtern auch die Unkeuſchheit ſehr über Hand genommen, auch ſeit verſchiedenen Jahren ſehr viele Beyſpiele von Kindermorden ſich ereignet haben. So ſehr wir nun dadurch bekümmert worden ſind, und ſo gern wir bald dieſem einreiſſenden Uebel abgeholfen wüßten, ſo haben wir doch gefunden, daß die Verbeſſerung der Sitten, die das erſte und einzige Mittel zur Heilung aller moraliſchen Gebrechen iſt, nur ſehr langſam von ſtatten gehen kan, und auch das nicht anders, als durch die Beyhilfe guter und

aufgeklärter Menſchen. — Da wir aber deren ſehr wenige um uns, und in unſern verſchiedenen Departements haben; ſo haben wir vor allen Dingen, zwey unſerer getreuen Diener, deren Werth, Einſicht und Rechtſchaffenheit wir erprobt haben, beſtellt, welche ohne unſrer Caſſen, und unſerer Gnadenbezeugungen zu ſparen, alles was ſie von rechtſchaffnen, fähigen und einſichtigen Männern kennen, ohne Rückſicht auf ihren Stand und Geburt, um uns zuſammen bringen ſollen, um aus ihnen ein geheimes Conſeil zu errichten, mit welchem wir den Plan überlegen wollen, wonach zuvörderſt unſer eigner Hofſtaat, ſo wohl männlich als weiblich, zu beſſern Sitten gezogen und nachher das ganze Land, durch unſer Beyſpiel, wenigſtens ſo weit gebeſſert werde, daß der Eitelkeit und Trägheit, die wir für die Quelle aller Laſter halten, geſteuert, und hingegen Fleiß, Induſtrie und Arbeitſamkeit eingeführt werde.

Inzwiſchen haben wir zur Vorarbeit dieſes neuen Collegii, unſerm Hofmarſchall aufgegeben, zu berichten, was für Hofleute und Hofbediente uns am entbehrlich-

ſten ſind, und wie wir die welche wir nicht entbehren können, am beſten zu beſchäftigen, Mittel finden ſollen. Unſerm Kriegsrath haben wir ein gleiches in Abſicht der Officiere und Gemeinen anbefohlen; den Chefs unſerer Collegien haben wir änliche Befehle gegeben, und unſern katholiſchen Biſchöffen und Conſiſtorien haben wir ebenfalls Vorſchläge abgefodert, wie unſre Mönche, und unſere Geiſtlichen zu beſchäftigen, ihre Einkünfte aber ſo zu proportioniren wären, daß ſie ihrem Zweck gemäß leben müßten. Denn wir glauben, daß wann unſere geiſt- und weltliche Diener nicht anfangen, das Beyſpiel der Arbeitſamkeit zu geben, den Unterthanen um ſo weniger Reiz dazu übrig bleibt, da wir ſogar hören müſſen, daß eben die, die wir beſolden, ſich um ſo viel vornehmer dünken, je weniger ſie bey ihren Beſoldungen zu arbeiten haben. Desgleichen haben wir von einigen unſerer, uns bekannten beſten katholiſchen Pfarrern, und weltlichen Räthen, Vorſchläge gefodert, wie ſie glauben, daß die Schulſtunden auf dem Land vermindert, und in denſelben dennoch mehr

gelernt werden könne, als unsere Bauren-kinder dermahl wirklich lernen.

Unserm evangelischen Consistorio haben wir änliche Vorschläge abgefodert; die wir theils selbst unpartheyisch prüfen, theils von einigen, uns wohlbekannten evangelischen Pfarrern untersuchen lassen wollen.

Endlich haben wir auch unserer hohen Schule und unseren academischen Gymnasiis im Land, aufgegeben, die Mittel vorzuschlagen, wie ihre Studenten zur Arbeit und Subordination gebracht werden. (*)

Alle diese Vorschläge und Berichte denken wir endlich in dem gedachten geheimen Collegio durchgehen zu lassen; und wenn wir uns mit demselben über einen Plan, der auszuführen ist, verstanden haben; so sind wir entschlossen, die wenigen erprobten guten Menschen, die auf diese Art

(*) Etwas änliches ist in der wudbianischen Chronik enthalten, und ich werde vielleicht einmahl die Berichte des Marschallamts, des Generalstabs, und der Schul-Cyhoren in Wudby bekannt machen.

mit uns gearbeitet haben, in die verſchiedenen Collegia unſers Landes zu vertheilen; woſelbſt ein jeder wieder, was er von erprobten guten Leuten findet, an ſich ziehen, und in die Collegia und Beamtungen ſetzen, oder wenn er keine findet, ſie nach ſeinem Wohlgefallen bilden ſoll; mit dem alleinigen Vorbehalt, daß die neu zu wählenden vorher ein Jahr, mit uns und den geheimen Räthen, die dieſen Plan mit uns concertirt haben, leben, umgehen und arbeiten ſollen (*).

Wir wiſſen wohl, daß dieſer Unſer Plan eine lange Zeit erfordert; zumal da wir wohl einſehen, daß die Wahl der Männer, die wir ſuchen, ſehr ſchwer ſeyn muß, ſo lange zu den wichtigſten Bedienungen ſo viele gelernte Kenntniß erfordert wird; und wir alſo zugleich damit umgehen müſſen, Unſre Geſetze, und die Adminiſtration der öffentlichen Fonds einfacher zu ma-

(*) Auch das hat der König von Wubby einmahl verſucht, aber er wurde in den erſten 14 Tagen ſo hypochondriſch, daß ſeine Leibärzte ihm riethen ſich zu jovialeren Geſellſchaften zu halten.

chen (*); Wir finden aber zu gut, daß gute Sachen, in dem politiſchen und moraliſchen Verhältniß nicht anders als durch gute Menſchen zu Stand gebracht werden können: und wollen uns alſo die Zeit nicht reuen laſſen; haben deswegen auch unſern geliebten Cronprinzen zu gleicher Geſinnung mit Uns überredet, und ihm gleichen Antheil an dieſem Plan gegeben.

Damit aber inzwiſchen dem Uns ſehr nahe gehenden Unfug der Hurerey, und dem Verbrechen des Kindermords einsweilen ſo weit möglich in etwas Einhalt geſchehe; ſo wollen und verordnen Wir

I. Daß von nun an zwar keine Kindermörderin mehr am Leben geſtraft werde, dahingegen ſollen die überwieſenen Kindermörderinnen, auf Lebenslang in die in unſerer Hauptſtadt **Wubby** zu errichtende Pöni-

(*) Nach der wubbianiſchen Chronik waren für jede Einkünfte von $\frac{100}{m}$ Rthl. vier Einnehmer beſtellt, und jeder hatte zwey Schreiber. Die ganze Einnahme wurde aber in 152 Caſſen vertheilt, nach den Rubriken der Ausgaben-Rechnung.

tenzhäuser geſetzt werden, wo dieſelbe täglich mit mäſſiger, aber anhaltender Arbeit in einer engen Clauſur beſchäftiget werden, und nach Geſtalt der Sache, ſechs oder zehen Jahr lang, jährlich einmal auf den Richtplatz geführt, und unter einigen Feyerlichkeiten, ihr öffentlich ihr Verbrechen und ſeine üblen Folgen vorgehalten, auch ihr geſagt werden ſoll, daß ſie um dieſes Verbrechens willen den Tod verdienet habe; daß man aber ihr das Leben deswegen gefriſtet, damit ſie Zeit haben möge ihr Verbrechen zu bereuen, und durch wirkliche Beſſerung ihres Herzens, Vergebung dafür bey Gott zu erhalten.

Zum Andern wollen Wir: daß alle die Weibspersonen die um eine ſolche Kindermörderin in den drey letzten Monaten ihrer Schwangerſchaft gelebt haben, und die davon dem Geiſtlichen ihres Orts keine Anzeige gemacht, nach Geſtalt der Perſonen, mit vierjähriger Zuchthausſtrafe belegt, oder mit einer zum Vortheil der Pönitenzhäuſer zu bezahlenden Strafe von 1000 biß 10000 fl. nach dem Vermögen

und der Perſon beſtraft werden ſollen (*). Dabey ſoll auch der Schwängerer, wenn er der That und der Mitwiſſenſchaft der Schwangerſchaft überwieſen iſt, und dieſe Anzeige nicht gemacht hat, neben dieſer Strafe, aller Dienſte bey uns unfähig ſeyn. Der Geiſtliche aber, welchem dieſe Anzeige geſchieht, ſoll darüber nicht allein, dem Anzeiger einen von ihm unterſchriebenen Schein der Anzeige geben, ſondern auch ohne Zeitverluſt, und ohne Benennung des Anzeigers, die angezeigte Perſon fleiſſig beſuchen, und ſie durch allen möglichen Zuſpruch bewegen, ihr Geſtändniß zu thun; wird dieſes nun gethan, ſo ſoll derſelbe den Eltern die Eröfnung machen, und dann alles ihnen allein überlaſſen; wird aber kein Geſtändniß gethan, ſo hat er ebenfalls den Eltern im Vertrauen die Anzeige zu machen, und ihnen die gröſte Aufmerkſamkeit zu empfehlen, auch ſelbſt daran nichts zu ſparen, vielmehr, wenn er aus dem Anſehn der Perſon, die Wahrheit

(*) Das konnte in Mudby nicht ausgeführt werden, weil der Adel und die Leute vom guten Ton ſich ſchämten, um ihr Geſind bekümmert zu ſeyn.

der Anzeige ſchlieſſen kan, dem Arzt des Hauſes die Entdeckung zu machen. — Es wird aber dabey ſo wohl dem Geiſtlichen als dem Arzt bey Caſſationsſtrafe das engſte Geheimniß anbefohlen; hingegen auch, wenn die angezeigte Perſon unſchuldig befunden wird, ſo ſollen deren Eltern oder Verwandte, ſie, oder die Anzeiger desfalls weder blamiren, noch einer Injurie wegen, auf keine Weiſe verklagen dürfen.

III. Wollen wir in jeder Provinz Unſers Landes, nach Befund, etliche catholiſche Klöſter oder evangeliſche Communitäten anlegen, in welchen drey biß vier Wittwen, ohne einiges Gelübde auf unſere Koſten erhalten werden; und dieſe Klöſter oder Communitäten ſollen ausgeſetzt werden zu Freyſtätten, für diejenige Perſonen, welche ſich ſchwanger befinden, und entweder den Haß ihrer Verwandten, oder die Schande der Unkeuſchheit befürchten. Dieſe Klöſter ſollen verbunden ſeyn, jede Schwangere die ſich bey ihnen angiebt, aufzunehmen, ohne nach ihrem Stand oder Namen zu fragen; ja ſo gar auch wirklich verlobte Nonnen, und ohne allen Unterſchied der

Religion. Sie ſollen ſie ohne Entgeld pflegen, warten, tröſten, erhalten, und bey ihnen niederkommen laſſen, ihnen auch alle Freyheit laſſen, ſo geheim und verborgen zu bleiben, als ſie wollen; nur mit dem einigen Beding, daß immer eine der Kloſterfrauen um ſie ſey, und daß die Geburt den Kloſterfrauen übergeben werde, welche ſie dann den Findelhäuſern mit dem Kennzeichen das die Gebärerin will, zuſtellen ſollen. Während ihres Aufenthalts in dem Kloſter aber, ſollen dergleichen Perſonen, damit kein Mißbrauch von dieſer Unſerer wohlthätigen Anſtalt gemacht wird, mit verhältnißmäſſiger Arbeit, ihre anſtändige, aber ganz gemeine Koſt verdienen. Die Kloſterfrauen ſollen, von eignen, von Uns zu beſtimmenden Commiſſariis ernannt, und dabey vornemlich auf ihren eigenen guten Ruf und Character geſehen werden; und wir übernehmen dagegen die Vorſorge für ihre Kinder, wenn ſie ſelbſt welche haben, denen wir Bedienungen, und Unterhalt und Erziehung geben wollen, je nachdem ihre Umſtände und Fähigkeiten es erfordern.

IV. Wollen wir ebenfalls auf unsere Kosten etliche katholische und etliche evangelische Findelhäuser errichten lassen, in welchen die Kinder nach der Religon, welcher dieses Haus gewidmet ist, erzogen werden, und in welchen solche Anstalten vorgekehrt werden sollen, daß die Kinder ganz ins Geheim, und ohne jemands Wissen, hinein gebracht werden.

V. Sollen von nun an alle Hurenstrafen gegen die Weibspersonen abgethan seyn; die Schwängerer aber sollen dagegen, in die bisher ihnen gesetzte doppelte Geldstrafe oder Leibesstrafe verurtheilt werden; und wenn sie einen Dienst oder Amt bey uns haben, noch ausser dem auf ein halb Jahr von der Besoldung suspendirt bleiben; denn, ob wir gleich Beyspiele haben, daß Mädchen aus Mitleiden für ihre Schwängerer auf deren Veranlassuug ihr Kind umgebracht; so sind doch theils diese Fälle sehr selten, theils auch gar nicht mehr zu befürchten, da so viele Mittel angegeben worden sind, wodurch die Niederkunft einer solchen Person verborgen werden kan. Und ob wirs gleich,

VI. In Ansehung des Ehebruchs und der Blutschande, völlig bey den bisher üblichen Gesetzen so lange belassen, bis wirs räthlich finden, die auf das lezte dieser Verbrechen bey uns gesetzte Todesstrafe aufzuheben; so wollen wir doch, damit nicht die üblen Folgen dieser Verbrechen, Anlaß zur Ermordung, der daher entstandenen Kinder geben, der geschwängerten Person, die entweder ihre Schwangerschaft selbst angiebt, oder eine der eröfneten Freystätte wählt, den Vater ihres Kindes selbst anzugeben, überlassen; und soll, wenn sie weder Ehebruch noch Blutschande eingesteht, weiter gar nicht gegen sie inquirirt werden; so wie auch gegen die, die eine der eröfneten Freystätte erwählt hat, keine Inquisition der Hurerey wegen, vorgenommen werden soll, wenn sies selbst nicht verlangt; in welchem Fall jedoch sie oder ihr Schwängerer die Freystatt, in welcher sie niedergekommen ist, schadlos halten muß. Die andern Blutschänder aber, und die, welche auf der That ergriffen werden, sollen nach den Gesetzen beurtheilt werden.

VII. Erwarten wir von unsern Collegiis Be-

richt, in wie fern das Hagenſtolzenrecht wieder einzuführen; die Heuratsjahre zu beſtimmen, und unſern Aemtern und Bedienungen, die Nothwendigkeit ſich zu verheurathen, auferlegt werden kan! ꝛc. ꝛc.

Dieſes wäre die Idealiſche Verordnung, und der Verbeſſerungsplan, den ein idealiſcher König, in einem idealiſchen Reich etwa machen könnte! Wenn aber derjenige, welcher die Preißfrage, über die ich ſchreibe, aufgegeben hat, etwas reelles verlangt, ſo rathe ich ihm dem Herrn, in deſſen Land er ſeine wohlgemeinte Verordnung einführen will, und deſſen Miniſtern, Räthen und Beamten, ſeine Frage ſo ans Herz zu legen, daß ſie, die ſie die Umſtände kennen, unter denen ſie arbeiten müſſen, ihm nicht mit Abhandlungen und Decreten, ſondern werkthätig antworten. Alles was ich und die übrigen Concurrenten zu dieſer Preißfrage ſagen können, iſt und bleibt nur Worte, und kan höchſtens einen oder den andern guten Gedanken erwecken, unter welchen doch der, den ich zum Motto erwält habe, der beſte iſt, wenigſtens den Ton angiebt:

Lingue Severa!